

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur

73. Jahrgang
2021
Heft 1 März



In diesem Heft:

Ines Spazier
Die Burg der Grafen von Henneberg II

Michael Klug
Die Entwicklung des Königsberger
Schlossbergs

Ulrich Distler
Jean-Philippe Baratier – Schwabacher
Wunderkind und jüngster Magister
Deutschlands



Veranstaltungshinweise:

- **Fränkischer Thementag 2021:** Bildstöcke in Franken am 24. April 2021; Informationen in diesem Heft auf S. 70.
- **Orgelwanderung am 8. Mai 2021** von Stegaurach nach Bamberg und zurück; Informationen in diesem Heft auf S. 70.

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 32 Gruppen mit insgesamt über 6.900 Mitgliedern an (Stand Herbst 2020).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken a.D., Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Wesselowsky, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretender Schriftleiter: Johannes Schellakowsky M.A., Würzburg.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Dr. Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Wilhelm Scholz, Baunach; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreterin: Dr. Birgit Speckle M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; Vertreter der Vereine: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach; Vertreterin der Gruppen: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Internet: www.frankenbund.de.

Der *FRANKENBUND* freut sich immer über Spenden zur Unterstützung seiner Arbeit:

Bankverbindung für solche Zwecke: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67 7905 0000 0042 0014 87, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2021 / 73. Jahrgang

ISSN 0015-9905

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.100 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühling 2021) in ganz Franken, Südtüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Weitere Exemplare der Zeitschrift können jederzeit über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES (Adresse siehe dritte Umschlagseite) käuflich erworben werden.

Das *FRANKENLAND*-Heft wird zum Stückpreis von 5,00 € zzgl. Versandkosten per Post geliefert (bei ein bis zwei Heften beträgt die Versandgebühr 2,50 €). Autoren erhalten das Heft zum Sonderpreis von 2,50 € zzgl. Versandkosten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreter: Johannes Schellakowsky M.A., Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg,
E-Mail: schellakowsky@web.de.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (http://www.frankenbund.de/06_Zeitschrift/Autorenrichtlinien/).

Redaktionsschluß ist immer der 10. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 10. Februar, 10. Mai, 10. August bzw. 10. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Günter Dippold (Universität Bamberg), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Verena Friedrich (Universität Würzburg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg), Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/804 10 10, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25, www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Abbildung auf dem Umschlag: Das Schwabacher Wunderkind Jean-Philippe Baratier als Astronom mit Fernrohr und Globus unter dem Schutz von Minerva; Gemälde von Antoine Pesne, 1735.

Foto: Musée Antoine-Lécuyer, Saint-Quentin.

Geschichte

Ines Spazier

Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthüringen (2. Teil) 3

Hans-Jürgen Beck

Jack Steinberger (1921–2020) – Stationen eines Lebens 10

Kunst

Michael Klug

Die Entwicklung des Königsberger Schlossbergs bis zum Jahr 1615 26

Kultur

Ulrich Distler

Jean-Philippe Baratier – Schwabacher Wunderkind und jüngster Magister Deutschlands:
Betrachtungen anlässlich dessen 300. Geburtstags 42

Aktuelles

Peter A. Süß

Großartige Schenkung der FRANKENBUND-Gruppe Würzburg an das
Martin von Wagner-Museum der Universität Würzburg 52

Bücher zu fränkischen Themen 55

Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

Jürgen Gernert

Der Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V. – Gruppe im FRANKENBUND 62

Frankenbund intern

Achtung Adressenänderung! 9

Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber! 51

Trauer um Frau Doris Dürr 66

Bernhard Wickl

Unserem Bundesfreund Prof. Dr. Hermann Rusam zum 80. Geburtstag 66

Bernhard Wickl

Drei Ehrenmitglieder in der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES 68

Veranstaltungen im 1. Halbjahr 2021 70

Neuerscheinung zum Anschluss Coburgs an Bayern im Jahr 1920 71

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Hans-Jürgen Beck	Gymnasiallehrer i.R. Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen hajubeck@gmx.de
Ulrich Distler	Volksschullehrer i.R. Stadtparkstraße 21 d, 91126 Schwabach friedrich-distler@t-online.de
Dr. Jürgen Gernert	Vorsitzender des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld e.V. Schießmauerstraße 19, 97950 Großrinderfeld juergen_gernert@t-online.de
Michael Klug M.Sc.	Wirtschaftsingenieur im Qualitätsmanagement Kirchstraße 18, 97534 Waigolshausen michael_klug@gmx.net
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Ines Spazier	Gebietsreferentin und stellv. Abteilungsleiterin Archäologische Denkmalpflege am Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Humboldtstraße 11, 99423 Weimar ines.spazier@tlda.thueringen.de
Dr. Birgit Speckle	Bezirk Unterfranken / Kulturarbeit und Heimatpflege Silcherstraße 5, 97074 Würzburg b.speckle@bezirk-unterfranken.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Bernhard Wickl	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppen Nürnberg, Schwabach, Neunhofer Land Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Ines Spazier

Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthüringen – II. Teil

Im zweiten Teil des Beitrags zur Burgruine Henneberg, Lkr. Schmalkalden-Meiningen, der die Ausführungen aus dem FRANKENLAND-Heft 4 2020 fortführt, wird vor allem die Topographie der Anlage und das umfangreiche Fundmaterial der Ausgrabungen vorgestellt. Damit möchte der Beitrag eine breite Leserschaft informieren und dazu einladen, vielleicht bei Gelegenheit der Stammburg der Henneberger Grafen, die zusammen mit ihren Ministerialen die mittelalterliche Geschichte Südthüringens und Frankens wesentlich mitbestimmt haben, einmal einen Besuch abzustatten.

6. Die Topographie der Burg

Im Verlauf des 11. Jahrhunderts erfolgte ein zusammenhängender, komplexer Aufbau des Geländes zu einer umfassend befestigten Burgenanlage. Nach Abbruch des ersten Bergfriedes zu Ende des 12. Jahrhunderts wurde das Burgtor nach Nordwesten verlegt und als Zangentor errichtet.

Die Grundfläche der hallstattzeitlichen und hochmittelalterlichen Burg war mit knapp 8.000 m² ursprünglich wesentlich größer als die heutige Fläche von ca. 5.000 m². Sowohl die Lage des Rundturmes (Bergfried I) direkt am Rand der Südspitze als auch die Lage der hochmittelalterlichen Wohngebäude III bis VI teils am westlichen Plateaurand sprechen für eine größere Innenfläche. Sie waren alle Nord-Süd orientiert, während die spätmittelalterlichen Wohngebäude dem Verlauf der Ringmauer folgten.

Das Felsplateau war demzufolge bis zum Spätmittelalter kaum abgearbeitet und ging allmählich und abflachend in die Böschung über. Es ist anzunehmen, dass der Böschungsrand entweder mit einer Trockenmauer, einem geschütteten Wall oder einer Kombination von beidem befestigt war. Die hochmittelalterliche Befestigung ging in dem spätmittelalterlichen Wall-Graben-System auf. Der heute die Burg im Süden, Westen und Osten umlaufende Graben/Wall ist wohl bis auf den Graben im Osten im Spätmittelalter entstanden. Der Zugang zur Burg erfolgte sowohl in der Hallstattzeit als auch im Früh- und Hochmittelalter vom flach ansteigenden Süden, der deshalb zusätzlich mit einem doppelten Wall-Graben-System gesichert worden war. Die Frage, wann dieses gestaffelte Befestigungssystem an der Südseite entstand, kann aufgrund fehlender Grabungssondagen und Funde gegenwärtig nicht beantwortet werden. Ebenso bleibt die Rekonstruktion eines ersten mittelalterlichen Burgtores hypothetisch.

Das hochmittelalterliche Wohnplateau war mit einer Mauer befestigt. Sowohl im Süden als auch im Norden konnten Teile der hochmittelalterlichen Ringmauer dokumentiert werden. Im Süden band am Rundturm eine 0,70 m breite und noch 3,40 m lange Mauer ein, die direkt am heutigen Felsrand verlief und zeitgleich mit dem Turm entstand.

Im Norden kam bei den elektromagnetischen Untersuchungen eine Mauer zum Vorschein, die bogenförmig auf den nordwestlichen Plateaurand zulief. Sie traf dort auf ein Tor, das als Zangentor angelegt

worden war und dessen Entstehung an das Ende des 12. Jahrhunderts datiert werden kann. Noch heute tritt an dieser Stelle die Nordwand einer spätmittelalterlichen Kemenate aus der Flucht der Ringmauer heraus, so dass sich vermutet lässt, dass hier ursprünglich ein zur hochmittelalterlichen Toranlage gehörender Turm stand. Der Fels zeichnet an dieser Stelle heute noch den bogenförmigen Verlauf der hochmittelalterlichen Ringmauer nach. Außerdem ist dort, wo das Zangentor lag, im Felsen eine deutliche Einsattelung zu erkennen. Wohl um 1200 wurde im Zusammenhang mit einem Felsabbruch im Südosten der Burg der Zugang zum Wohnplateau vom Süden nach Nordwesten verlegt.

Nachdem die hochmittelalterliche Befestigung des 12. Jahrhunderts mit dem Zangentor im Nordwesten bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts weiter genutzt wurde, gab man sie wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Bau des Zwingers und des Bergfriedes auf. Unter Berthold VII. (1284–1340) verlor die Henneburg als Wohnsitz der Henneberger Grafen ihre Bedeutung. Sie wurde zur militärischen Feste umfunktioniert. Das Burgplateau wurde verkleinert und mit einer Ringmauer umgeben. Dabei wurden die im Nordwesten bereits stehenden Gebäude (Wohnbau [Palas], Rundturm, Holzstube?) in die nördliche Ringmauer einbezogen. Deshalb ragt auch der Rundturm beim Wohnbau aus der Mauerflucht heraus, da er im 13. Jahrhundert bei seiner Errichtung nicht am Felsrand, sondern auf dem ursprünglich breiteren Wohnplateau stand. Nach der Verkleinerung der Burginnenfläche ließ man die hochmittelalterlichen Befestigungselemente wie Ringmauer, Tor und eventuell einen Trockengraben teilweise abtragen oder verfüllen. Im Norden entstand ein

Zwinger und in diesem Zusammenhang das dritte Burgtor.

Die Zwingermauer verlief am nördlichen Plateaurand parallel zur Ringmauer, band im Westen in das „äußere“ Tor der Zwingerbefestigung ein und schloss von dort an die Ringmauer an. Zu diesem Zeitpunkt erfolgte auch der Zugang zur Burg nicht mehr von Süden, sondern von der Westflanke her durch ein äußeres Tor beim Zwingereingang. Mit der Verkleinerung der Wohnfläche und dem Absteilen der Felswände entstand im Süden, Westen und Osten ein Wall-Graben-System, das im Norden bis zum Zwinger führte. Der an der Ostseite der Burg verlaufende Graben mit begleitendem Wall könnte bereits im Hochmittelalter angelegt worden sein. Teile der Zwingermauer haben sich im Nordwesten erhalten. Der Zwinger nahm eine Fläche von ca. 1.320 m² ein. Im Zwinger befanden sich mit dem Kornhaus und der Bibraischen Kemenate zwei Gebäude, deren Gebäudegrundrisse im elektromagnetischen Messbild zu sehen sind. Ende des 15. bzw. zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Ringmauer umfassend saniert und das heutige vierte Tor in zwei ältere Ringmauerabschnitte eingefügt.

7. Das Fundmaterial

Das Fundmaterial besteht vor allem aus zerscherter Keramik, Tonobjekten wie Kleinplastiken, Spielsteinen, Murmeln, Spinnwirtern und Webgewichten, Eisenobjekten, Funden aus Buntmetall, Schiefergestein und Speckstein sowie Knochen/Geweih. Es fanden sich aber auch Glasobjekte, Baukeramik und -plastik, Muscheln und organische Materialien.

Die Keramik gliedert sich in hallstattzeitliche, früh- und hochmittelalterliche sowie spät- und frühneuzeitliche Fund-

komplexe. Vollständige Gefäße konnten bis auf eine neuzeitliche Steinzeugflasche aus der Brunnenverfüllung nicht geborgen werden, einige wenige wurden rekonstruiert. Insgesamt wurden nahezu 21.700 Scherben erfasst und ausgewertet. Diese umfassen ca. 5.300 hallstattzeitliche und 4.700 früh- und hochmittelalterliche Scherben. Die übrigen 11.700 Stück sind spätmittelalterlich bis frühneuzeitlich. Wenige Scherben des 18. bis 19. Jahrhunderts stammen aus der Nachnutzungsphase der Burg.

Die hallstattzeitlichen Kleinfunde sind in geringer Stückzahl vorhanden. Dazu zählen u.a. ein Trichter und zwei Spinnwirtel aus gebranntem Ton. Aus Bronze fertigte man einen Armring, zwei Tüllen und ein Beil. Bemerkenswert ist eine gut erhaltene, gedrechselte, fässchenförmige Bernsteinperle (Abb. 15). Das Stück hat einen Durchmesser von 1,05 cm und eine Dicke von 0,92 cm bis 1,12 cm. Bern-



Abb. 16: Eiserne Maultrommeln sind selten.
Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

steinperlen kommen in der Hallstattzeit im Arbeitsgebiet zwar durchaus häufiger und auch in verschiedenen Variationen vor, jedoch lassen sich zum hiesigen Stück keinerlei Vergleichsfunde anführen.¹⁴ Die besten Übereinstimmungen zum vorliegenden Stück sind jedoch noch weiter im Süden, nämlich in Oberitalien in den Gräberfeldern von Este, zu finden. Ein Grab mit vergleichbarer Perle datiert in die Mitte des 6. Jahrhunderts v.Chr. Wahrscheinlich ist die Perle als Import nach Henneberg gekommen.

Die meisten Funde aus Eisen, Buntmetall, Glas, Knochen, Schiefergestein und Speckstein datieren in das Mittelalter. kleinere mittelalterliche Tonobjekte sind Teile von Kleinplastiken, Spielsteine, Murmeln, Spinnwirtel und Webgewichte.

Zu den Eisenobjekten zählen Werkzeuge wie Messer, Scheren, Bohrer, Sicheln, eine Feile, eine Axt und eine Hacke. Teile von Schlosskästen, Schlüssel, Türangeln, Nägel, Bolzen, Haken und Beschläge, aber auch ein Kerzenständer sind aus dem häuslichen Umfeld vorhanden. Geschoss spitzen kommen in einer großen Typenzahl vor. Trensen, Sporen, ein Steigbügel, ein Pferdestriegel, Sattelgurtschnallen, Hufeisen und Hufnägel zählen zum Pferdezubehör. Ein Trethindernis und

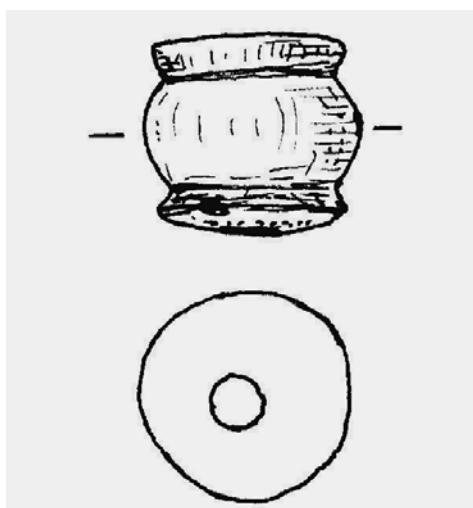


Abb. 15: Die Bernsteinperle kam wohl als Import auf die Henneburg. Sie datiert in die Mitte des 6. Jahrhunderts v.Chr.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

eine eiserne Maultrommel sind singulär (Abb. 16). Eiserne Maultrommeln sind relativ selten. Meist wurden sie aus einer Kupferlegierung hergestellt. Mit einer eisernen Maultrommel vertrieb man sich auf der Burg Sulzbach, Lkr. Amberg-Sulzbach, in der Oberpfalz im späten 13./frühen 14. Jahrhundert die Zeit.¹⁵ Unser Exemplar datiert in das 12. Jahrhundert.

Zwei Messerscheidenbeschläge fertigte man aus Eisen und Bronze. Trachtzubehör wie eiserne Schnallen und solche aus Buntmetall sind selten. Aus Buntmetall gearbeitet wurden Ringe, Ketten, Anhänger, Schließen, Knöpfe und neuzeitliche Münzen.

Ein besonderer Fund ist ein 2,1 cm großer Siegelring aus Messing, der in einem wappenförmigen Feld die Initialen „M v H“ führt (Abb. 17). Dieser Ring könnte Mathes von Hönningen gehört haben, der als Burgmann auf der Henneburg saß und 1576 verstarb.

Zahlreiche Bruchstücke von Bronzblechen, ein Bronzedeckel und ein bron-



Abb. 18: Von den bis zu 1,80 cm großen Glasringen sind 16 Stück vorhanden. Sie datieren in das 12./13. Jahrhundert.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.



Abb. 17: Der Ring gehörte Mathes von Hönningen, der ein Burgmann auf der Burg war und 1576 verstarb. Sein Epitaph ist in der Stadtkirche in Meiningen erhalten.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

zener Grapenfuß gehören zu Gefäßen. Eine Bronzeglocke und eine bronzen Spitzte ergänzen als Einzelfunde den Buntmetallbestand.

Die Glasscherben gehören zu Hohlglasgefäßen und zu Flachglasscheiben. Auch Glasringe kommen in einer auffallend hohen Stückzahl vor (Abb. 18). Sonst sind sie auf Thüringer Burgen relativ selten. Zu den Glasringen zählen drei vollständige, sechs Hälften und sieben Bruchstücke mit verschiedener Farbe. Die Ringe weisen wie auch andere Gegenstände aus Glas auf eine eigene Werkstatt im Umfeld von Henneberg hin.

Die Eisenschlacken sind ein früher Beleg für eine einheimische Eisenmetallurgie.

Buntmetallschlacken sind selten. Unter der Bauplastik und -keramik befinden sich ein Schachbrettstein und zwei weitere bearbeitete Buntsandsteine sowie Flachziegel mit Spitzschnitt, darunter auch glasierte Mönch-Nonne-Ziegel und Krempziegel.

Unter den Lesefunden aus dem Südteil der Grabungsfläche befindet sich ein Werkstein aus gelb-rötlichem Buntsandstein mit einem Schachbrett muster (Abb. 19). Auf der Rückseite ist der Stein sehr grob gearbeitet. Steine mit einem Würzelfries bzw. Schachbrettfries waren seit dem frühen 12. Jahrhundert ein weitverbreitetes Motiv, das man nur in Sakralbauten verwendete. Sie kommen auffallend zahlreich in romanischen Klosterkirchen der Benediktiner und Prämonstratenser vor. So auch im Hauskloster der Henneberger Grafen in Veßra, Lkr. Hildburghausen, das 1131 von Godebold von Henneberg gegründet wurde. Die Prämonstratenser-Klosterkirche als Pfeilerbasilika mit doppeltürmiger Westfassade auf ursprünglich kreuzförmigem Grundriss wurde 1138 geweiht und 1141 durch Papst Innozenz II. bestätigt. Die Doppelturmfront wurde erst 1201 begonnen. Im Langhaus der Kirche sind auf Fotografien von 1934 für



Abb. 19: Der Schachbrettstein aus dem 12. Jahrhundert zierte einst die Kapelle auf der Burg.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.



Abb. 20: Aus Knochenbruchstücken wurden Schmuckgegenstände hergestellt.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

das dritte Pfeilerpaar Kämpfersteine mit Schachbrett muster überliefert.¹⁶

Objekte aus Schiefergestein und Speckstein sind ebenfalls selten. Botanische Funde wie Haselnuss- und Fruchtkerne sowie Strohdung ergänzen den Fundbestand. Gegenstände aus Holz und Leder fehlen indessen vollständig.

Im äußerst umfangreichen Tierknochenbestand sind auch aus Knochen und Gebein gefertigte Gegenstände wie Würfel, Kämme, Zierplättchen, Spielsteine, eine Perle und ein Knopf vertreten (Abb. 20). Das übrige Knochenmaterial wurde archäozoologisch bearbeitet. Es eignet sich gut, die Essgewohnheiten der auf der Burg lebenden Menschen nachzuvollziehen. Dabei beeinflusst die Auswahl und das Alter der Tiere zum Zeitpunkt der Schlachtung oder des Erlegens sowie die Bevorzugung bestimmter Körperteile der jeweiligen Haus- und Wildtiere wesentlich die Qualität der Fleischnahrung. Auf der Burg in Henneberg überwiegen Tiere mit qualitativ hochwertigem Fleisch. Im Vergleich zu anderen mittelalterlichen Burgen Thüringens nimmt die Burg Henneberg des hohen Mittelalters einen Spitzenplatz beim Verzehr hochwertiger Nahrung ein und rangiert, wie auch im späten Mittel-

alter, noch vor der Wartburg bei Eisenach. Dieses Ergebnis impliziert für das hohe und späte Mittelalter eine überwiegend sozial besser gestellte und demnach wohl auch ökonomisch abgesicherte Personengruppe innerhalb der Burg Henneberg.

8. Fazit

Der vorliegende Kurzartikel stellt den neuesten Forschungsstand zur Burg Henneberg, Lkr. Schmalkalden-Meiningen, vor. Die Burgruine ist die Stammburg des gleichnamigen Grafengeschlechtes, das nicht nur in Franken und Südthüringen die mittelalterliche Siedlungsgeschichte wesentlich beeinflusste, sondern auch eine herausragende Rolle in der deutschen Reichsgeschichte spielte. Die Auswertung der zwischen 1992 und 1995 sowie 2001/2002 durchgeföhrten archäologischen Grabungen im Nordwesten und Süden der Burg waren der Anlass für die eine Neubearbeitung des Themenkomplexes. Dazu wurden die archäologischen, historischen und baugeschichtlichen Fakten zusammengetragen und ausgewertet. Den letzten zusammenfassenden Überblick publizierte Friedrich Tenner im Jahr 1936 unter dem Titel „Burg Henneberg. Der Stammsitz des Hennebergischen Grafenhauses“, der 1996 als Reprint ohne Nachträge nochmals erschien.

Heute sind von der einst bedeutenden Burg neben Ruinenresten im Wesentlichen nur noch die spätmittelalterliche Ringmauer und der Bergfried vorhanden. Einige Grabungsfunde wurden restauriert. Im Laufe von sechs archäologischen Ausgrabungskampagnen konnten zwischen 1992 und 2002 wesentlich neue Ergebnisse zur Geschichte der Burg Henneberg gewonnen werden. Dies betrifft vor allen den Siedlungsbeginn auf der Burg, der

für das 10. Jahrhundert anhand zahlreicher naturwissenschaftlicher Ergebnisse gesichert ist. Sie entstand zu diesem Zeitpunkt an der nördlichen Grenze der Grafschaft Schweinfurt entweder als Besitzung der Schweinfurter Grafen oder des Klosters Fulda, die beide im Henneberger Raum begütert waren. Ein hervorragendes Forschungsergebnis ist der Nachweis eines Rundturmes, der bereits im 11. Jahrhundert an der Südspitze der Burg erbaut worden ist und bis dato nicht bekannt war. Die Ergebnisse der Bauforschung, geophysikalische und naturwissenschaftliche Untersuchungen sowie der urkundlichen Quellen, so beispielsweise zur Geschichte der Burgbesitzer und der Burgkapelle, werden neu bearbeitet vorgelegt. Die Burg Henneberg ist damit eine der wenigen Befestigungen in Thüringen/Franken, von der eine weiterführende, zusammenfassende Darlegung mit Vorlage des umfangreichen Fundmaterials vorliegt.

9. Ausblick

Das Thüringische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie gab 2017 in der Reihe Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 44/1-2 eine zweibändige Monographie zur Burgruine Henneberg – Stammburg der Henneberger Grafen heraus. Band 1 umfasst mit 333 Seiten den Textteil und Band 2 mit 351 Seiten die Kataloge, Tabellen, Tafeln und drei Beilagen. Unter Leitung der Autorin beschäftigten sich weitere zwölf Autoren aus archäologischer, bauhistorischer, geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Sicht mit dem Thema. Wer sich eingehender mit der Henneburg beschäftigen möchte, dem sei die Lektüre des im Verlag Beier & Beran erschienenen Werks wärmstens empfohlen.

Anmerkungen:

- 14 Grasselt, Thomas: Die Siedlungsfunde der vorrömischen Eisenzeit von der Widderstatt bei Jüchsen in Südthüringen (= Weimarer Monographien zur Ur- u. Frühgeschichte 31). Stuttgart 1994, Taf. 9, 24, 25.
- 15 Hensch, Mathias: Burg Sulzbach in der Oberpfalz. Archäologisch-historische Forschungen zur Entwicklung eines Herrschaftszentrums des 8. bis 14. Jahrhunderts in Nordbayern. Büchenbach 2005, S. 372.
- 16 Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Thüringen. München–Berlin 1998, S. 714.

Dr. Ines Spazier (geb. 1962) ist Gebietsreferentin und stell. Abteilungsleiterin für die Archäologische Denkmalpflege am Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Dienstsitz Weimar. In den Jahren 2000 bis 2007 war sie für den Südthüringer Raum und damit auch für die Henneburg zuständig. Sie ist zu erreichen unter: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Humboldtstraße 11, 99423 Weimar, E-Mail: ines.spazier@lfd.a.thueringen.de.

Achtung Adressenänderung!

Lieber Bezieher des *FRANKENLANDES*,

bitte teilen Sie bei einer Änderung Ihrer Anschrift die neue Adresse der Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUNDES* mit! Damit stellen Sie sicher, dass Sie das *FRANKENLAND* auch am neuen Ort erhalten.

Kontaktdaten:

Frankenbund, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg
E-Mail: info@frankenbund.de
Tel.: 0931 – 567 12
Fax: 0931 – 45 25 31 06

Jack Steinberger (1921–2020) – Stationen eines Lebens

Jack Steinberger, der vor 100 Jahren in Bad Kissingen als Sohn des jüdischen Kantors Ludwig Steinberger geboren wurde und am 12. Dezember 2020 starb, musste 1934 als Jugendlicher seine Heimatstadt verlassen. In Amerika entwickelte er sich zu einem der bedeutendsten Physiker des 20. Jahrhunderts. 1988 wurde er mit dem Nobelpreis für Physik für seine herausragende Arbeit ausgezeichnet. Der Beitrag zeichnet wichtige Stationen seines Lebens nach.

„Der Nobelpreis 1988 war natürlich für mich ein schönes Ereignis. Eine unerwartete Folge war die Wiederverbindung mit der alten Heimat, mit meinen Eltern und Voreltern, mit der Kultur, mit der ich aufgewachsen bin. Ich bin in Kissingen geboren, war hier in der Schule bis zum dreizehnten Jahr, mein Vater war 45 Jahre Kantor in der Kissingen Synagoge bis zu seiner Auswanderung 1937. Dann, nachdem der Preis bekannt wurde, wurde ich [...] zu einem Wiederkommen eingeladen, und es fanden sich neue Freunde in Kissingen, die ich als Menschen enorm schätze, sodass ich seitdem gerne in die ehemalige Heimat zurückkomme, die neuen Freunde wieder sehe und die schöne Gegend und wunderbare alte Kultur wieder kennenlernen. Vielen Dank, liebe Kissinger, für diese Bereicherung meiner alten Tage!“¹

Mit diesen Worten fasste Prof. Jack Steinberger, der am 25. Mai dieses Jahres seinen 100. Geburtstag hätte feiern können, 2001 bei der Feier zur Umbenennung des Gymnasiums Bad Kissingen in Jack-



Abb. 1: Jack Steinberger (am 23. Juli 2008 in Bad Kissingen). Foto: Sigismund von Dobschütz, CC BY-SA 3.0., <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Jack-Steinberger-2008.JPG>.

Steinberger-Gymnasium einige Themen zusammen, die ihm im Laufe seines langen Lebens sehr wichtig gewesen waren: die Forschung, der Nobelpreis, Freunde und Familie, das Interesse an Kunst, Kultur und Geschichte, die Liebe zur Natur und sein Verhältnis zu seiner Geburtsstadt, in der er 1921 zur Welt kam und aus der er 1934 mit dreizehn Jahren fliehen musste.

So eng sich Jack Steinberger auch mit Bad Kissingen verbunden fühlte, die Wurzeln seiner Familie liegen jedoch nicht in

der Saalestadt, sondern in Schonungen. Die Steinbergers lassen sich dort urkundlich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Zum ersten Mal begegnet ihr Name 1817 in der Matrikelliste von Schonungen: Dem bayerischen Judenedikt von 1813 folgend musste sich der um 1755 geborene Jaidel Michel einen deutschen Familiennamen geben. Er entschied sich für den Namen „Steinberg“, den seine Nachkommen zunächst beibehielten, ehe sie ihn in „Steinberger“ abänderten. Jaidel Michel Steinberg übte in Schonungen das Geschäft eines „Schmusers“ (eines Hausierers und Händlers) aus.² Seine Familie lebte in eher einfachen Verhältnissen. Mit einem Schätzwert von 90 Gulden lag sein Haus unter den 14 jüdischen Häusern in Schonungen an fünftletzter Stelle.³ Er starb Mitte Januar 1837 mit 82 Jahren an Altersschwäche. Seine Witwe Beß überlebte ihn um anderthalb Jahrzehnte und verstarb in Schonungen Ende Dezember 1851.⁴

Sein Sohn Hirsch Steinberg (1802–1867), der in den Quellen als Bauer und Viehhändler geführt wird, heiratete 1837 die zehn Jahre jüngere Babetta Schloß (1812–1847) aus Untereisenheim, mit der er fünf Kinder zeugte. Nach zehn Jahren Ehe verstarb seine Frau mit 35 Jahren, als sie bei der Geburt ihres letzten Kindes verblutete. Zwei Jahre später ging er erneut die Ehe ein: Seine zweite Frau hieß ebenfalls Babette Schloß (1821–1887) und stammte wie seine erste Frau aus Untereisenheim. Auch aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor. Während Hirsch Steinberg im Dezember 1867 einen Monat vor seinem 66. Geburtstag starb, überlebte ihn seine zweite Frau um 20 Jahre und wurde wie ihr Mann auf dem Friedhof in Kleinsteinach beigesetzt.⁵

Ihr 1840 geborener Sohn Lazarus Steinberger erwies sich schon sehr früh als be-

sonders begabt, weswegen ihn seine Eltern auf die Oberschule nach Schweinfurt schickten. Jedoch musste er bereits zwei Jahre später die Schule wieder verlassen, da seine Eltern bei dem verheerenden Brand von 1853, der vom Funkenflug einer Lokomotive ausgelöst worden war und fast alle Häuser in Schonungen zerstört hatte, ihr Vermögen weitestgehend verloren hatten. Der junge, talentierte Lazarus, der über einen scharfen Verstand, Eloquenz und ein reiches Wissen verfügte, litt sehr darunter, die Schule abbrechen und in das Geschäft des Vaters einsteigen zu müssen. Doch brachte er es in den folgenden Jahren nicht nur zu einem gewissen Wohlstand, sondern auch zu einem hohen Ansehen in seinem Heimatort, wo er sich zwölf Jahre lang als Gemeindebevollmächtigter und als Mitglied im Armenpflegschaftsrat engagierte und für viele Bauern ein geschätzter Ratgeber war.⁶ Sein privates Glück fand er in der Ehe mit der sechs Jahre jüngeren Eva Linz (1846–1924) aus Greußenheim, die er 1870 heiratete. Die Trauung nahm der berühmte Würzburger Raw, Seligmann Baer Bamberger, in Würzburg vor.⁷

Neben dem Viehhandel, seinem Brotberuf, war Lazarus Steinberger als allseits geschätzter Kantor in der jüdischen Gemeinde aktiv, die von seinem jüngeren (Halb-)Bruder Samuel geleitet wurde. Doch war ihm kein sehr langes Leben beschieden: Er starb Anfang November 1904 mit 64 Jahren in seinem Heimatort und wurde wie viele seiner Vorfahren auf dem jüdischen Friedhof in Kleinsteinach begraben. Er hinterließ eine Frau und acht Kinder.⁸

„Der Verblichene“, so die jüdische Zeitschrift „Der Israelit“, „war eine jener Erscheinungen, wie sie heutzutage, namentlich auf dem Lande, immer seltener werden. Mit



Abb. 2: Meta, Julius, Ludwig, Berta (hinten), Jack, Herbert und Rudolph Steinberger (vorne, jeweils v.l.n.r.) vor der Neuen Synagoge in Bad Kissingen.
Foto: Lisa Steinberger.

reichem religiösem Wissen verband er frommen Sinn, strengste Redlichkeit in Handel und Wandel, und trotz fast dreiunddreißigjährigen Gichtleidens stets gleichmäßige, freundliche Liebenswürdigkeit, Geduld und inniges Gottvertrauen. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch fungierte er, namentlich an den hohen Festen, als Vorbeter, gleich ausgezeichnet durch herrliche Stimmmittel wie durch würdigen verständnisvollen Vortrag. Die schönen Gottesdienste in Schonungen genossen weit und breit besten Ruf. Der Verbliebene bildete den geistigen Mittelpunkt

seiner Gemeinde.⁹ Fast zwanzig Jahre nach dem Tod ihres Mannes starb Eva Steinberger Ende Februar 1924 während eines Besuchs bei ihrem Sohn Hermann in Dettelbach. Auf dem Kleinsteinacher Friedhof zeugt die Inschrift ihres Grabs von dem großen Ansehen, das sie nicht nur bei ihrer Familie genoss: „Hier ruht Chava Steinberger, die Tochter von Izhab, im Paradies, [...] Sie wurde von all ihren Bekannten geehrt. Ihre Weisheit, die Güte ihres Herzens und all ihr Denken und ihr Tun waren darauf ausgerichtet, ihrer Familie Gutes zu tun. [...] Sie wurde neben ihrem geliebten Mann im hohen Alter begraben. Möge ihre Seele eingebunden sein im Bund des Lebens.“¹⁰

Lazarus Steinbergers Sohn Ludwig (eigentlich Louis) erblickte im Januar 1874



Abb. 3: Kantor Ludwig Steinberger.
Foto: Jack Steinberger.

in Schonungen das Licht der Welt.¹¹ Er hatte von seinem Vater offenbar nicht nur die schöne Stimme, sondern auch dessen Liebe zur Liturgie und zur Musik geerbt. So fasste er schon früh den Entschluss, Kantor zu werden. In Würzburg, das damals ein religiöses jüdisches Zentrum von europäischem Rang war, ließ er sich bis 1892 an der berühmten Israelitischen Lehrerbildungsanstalt zum Kantor und Religionslehrer ausbilden. Unmittelbar danach übernahm er mit gerade einmal 18 Jahren – zunächst noch provisorisch – die Stelle eines Kantors und Religionslehrers an der Synagoge Bad Kissengens. 1896 legte er mit gutem Ergebnis seine Anstellungsprüfung vor Bezirksschulrat Hippler ab. Dieser bescheinigte ihm auch in den folgenden Jahren eine sehr gute „*Führung u. Leistung als Religionslehrer*“.¹²

Steinberger sollte das Amt des Kantors und Lehrers in Bad Kissingen insgesamt 45 Jahre lang bis zu seiner erzwungenen Emigration nach Amerika ausüben. Im Ersten Weltkrieg leistete der überzeugte Patriot seinen Militärdienst beim Bayerischen Landsturm in Frankreich ab. „*Wie die meisten deutschen Juden*“, so sein Sohn Jack Steinberger, „*sah er sich als deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, als loyalen Deutschen, der im Krieg gerne sein Vaterland verteidigt hat.*“¹³ Nachdem er die Schrecken des Krieges überstanden hatte, entschloss er sich als reifer Mitvierziger zu heiraten. Seine fünfzehn Jahre jüngere Frau Berta May (1892–1973) lernte Ludwig Steinberger im Hause eines Freundes in Nürnberg kennen. Rasch verliebte er sich in sie, während sein jüngerer Bruder Julius an Bertas Schwester Meta Gefallen fand. Entgegen der Familienüberlieferung fand jedoch keine Doppelhochzeit der beiden Geschwisterpaare statt: Ludwig und Berta Steinberger heirateten bereits Mit-

te August 1919 in Nürnberg, Julius und Meta Steinberger erst ein Jahr später in Schweinfurt.¹⁴

Die 1892 in Nürnberg geborene Berta May stammte aus einer wohlhabende Familie: Ihre Eltern waren der Hopfenhändler Moritz May (1864–1928) und seine gleichaltrige, aus Schwabach stammende Frau Rosa Rosenstein (1864–1936), die im Mai 1891 geheiratet hatten und in einem repräsentativen Haus in der Glockenhofstraße wohnten. Dort kamen auch ihre drei Kinder Berta (1892–1973), Meta (1894–1974) und Siegmund (1897–1970) zur Welt.¹⁵ Die Familie May verband auf eine für das deutsche Judentum typische Art und Weise traditionelle jüdische Frömmigkeit mit bürgerlichem Werdenken und deutscher Kultur.

Berta May erwies sich als besonders begabt: Sie besuchte zunächst ein Gymnasium in München und studierte dann Französisch und Englisch an der dortigen Universität, was in der damaligen Zeit für eine Frau äußerst ungewöhnlich war. Mit 18 Jahren ging sie für ein Jahr zu Sprachstudien nach England, später verbrachte sie auch noch ein Jahr in Frankreich, um ihre Französischkenntnisse zu vertiefen. Den Beruf einer Lehrerin übte sie allerdings nie an einer Schule aus. Sie gab nach ihrer Hochzeit lediglich in ihrer Kissinger Wohnung im Jüdischen Gemeindehaus privaten Sprachunterricht vor allem für Kurgäste und besserte so das Einkommen der Familie auf.¹⁶

Ludwig und Berta Steinberger hatten drei Kinder miteinander: Der älteste Sohn Herbert wurde 1920 in Bad Kissingen geboren; es folgten im Mai 1921 Hans Jakob (Jack) und im Mai 1924 der jüngste Sohn Rudolph.¹⁷ Die Musik war die große Leidenschaft Ludwig Steinbergers. Er fühlte sich ihr nicht nur durch sein Amt



Abb. 4: Hans Jakob (Jack), Herbert und Rudolph Steinberger 1928.

Foto: Lisa Steinberger.

als Kantor verbunden. Besonders liebte er die klassische und romantische Musik. So erklangen im Hause Steinberger neben synagogalen Gesängen auch Lieder von Schumann und Schubert sowie Klaviermusik von Beethoven. In seiner Freizeit erteilte Ludwig Steinberger Klavierunterricht, allerdings nicht seinen eigenen Kindern.

Von seiner religiösen Einstellung her war er eher liberal. So waren Auseinandersetzungen mit dem orthodoxen Rabbiner Dr. Seckel Bamberger (1863–1934) vorprogrammiert. Diese spitzten sich im Laufe der Zeit so sehr zu, dass Steinberger im Sommer 1912 ernsthaft plante, nach Bue-

nos Aires auszuwandern und dort in das Geschäft seiner Brüder Joseph und Ernst einzutreten.¹⁸ Zum Glück für die jüdische Gemeinde überlegte er sich dies jedoch noch einmal und blieb ihr als Kantor und Religionslehrer erhalten.

Die Steinbergers lebten mit zwei anderen Familien im Jüdischen Gemeindehaus: „Das Ehepaar Neustädter“, so Jack Steinberger, „wohnte mit seinen drei Jungs, der älteste war genauso alt wie ich, im Erdgeschoss; unsere Familie, die ebenfalls drei Söhne hatte, war auf der nächsten Etage zuhause. Und unterm Dach lebte das Ehepaar Albert mit einer Tochter in meinem Alter und zwei jüngeren Brüdern.“¹⁹ Trotz der eher bescheidenen finanziellen Verhältnisse genossen die drei Steinbergerbuben in den ersten Lebensjahren eine behütete Kindheit. Hans Jakob Steinberger besuchte nach der Grundschule von 1931 bis 1934 die Kissinger Oberschule, die heute seinen Namen trägt. Das Verhältnis zu seinen Klassenkameraden war (anders als bei seinem jüngeren Bruder Rudolph) sehr freundschaftlich. Auch unter den nichtjüdischen Mitschülern, die ihn als Lausbub beschrie-



Abb. 5: Herbert, Rudolph und Hans Jakob (Jack) Steinberger 1929 im Synagogengarten.

Foto: Lisa Steinberger.

ben, der zu Streichen aufgelegt war, hatte er viele Freunde. Gemeinsam spielten sie im Synagogengarten Fußball oder im nahe gelegenen Wald Indianer. Sein Klassenlehrer Heinrich Zwick erkannte schon früh seine besondere Begabung: „*Recht gut begabt; der Schüler weiß Antworten zu geben, wenn die ganze Klasse versagt*“. Er bescheinigte ihm „*gute Einfälle, Intuition, Logik, Fleiß und Pflichtbewusstsein*“, allerdings auch eine gewisse „*Neigung zum Schwätzen*“.²⁰

Nachdem sich der Gesundheitszustand Rosa Mays in den Jahren nach dem Tod ihres Mannes 1926²¹ immer mehr verschlechtert hatte, nahm Berta Steinberger Ende Juni 1933 ihre pflegebedürftige Mutter zu sich nach Bad Kissingen. Hier musste die alte Dame miterleben, wie sich schon zu Beginn der NS-Diktatur das Klima in der Kurstadt dramatisch verschlechterte. Der Antisemitismus war nun auch für die Steinbergers immer stärker zu spüren. So wurde etwa ihre Wohnung im März 1933 durchsucht, ihre Ferngespräche abgehört und eine Brief- und Telegrammsperre über sie verhängt. Als Vorwand diente den NS-Behörden die Behauptung, dass die Steinbergers angeblich Geld ins Ausland transferieren wollten. Die Beschuldigungen erwiesen sich – wohl sehr zum Leidwesen der Nazi-Schergen – als vollkommen hältlos. Doch zeigte diese Aktion den Steinbergers, wie gefährlich und ungesichert das Leben in Nazi-Deutschland über Nacht geworden war. Selbst unbescholtene, angesehene Bürger waren dem Zugriff des Staates und dessen Willkür letztlich schutzlos ausgeliefert. Auch Hans Jakob Steinberger erlebte den Aufstieg des Nationalsozialismus und die Machtübernahme Hitlers als dramatische Wende am Anfang seiner Jugendjahre: „*Ich erinnere mich noch an [...] Fackelzüge von Sturmtrupps der SA, die san-*

gen: „Wenn's Juden Blut vom Messer fließt, dann geht's noch mal so gut.“²²

Angesichts dieser Entwicklungen machten sich die Steinbergers vor allem Sorgen um ihre Kinder. Daher entschlossen sie sich 1934 schweren Herzens, die beiden ältesten Söhne mit einem Kindertransport nach Amerika zu schicken. Vorher unternahmen sie noch einen letzten gemeinsamen Ausflug nach Berlin. Von dort brachten Ludwig und Berta Steinberger ihre beiden Söhne nach Bremen, wo diese sich im Dezember 1934 nach New York einschifften. Relativ nüchtern beschreibt Jack Steinberger in seiner Autobiographie die erzwungene Auswanderung und die Trennung von seinen Eltern: „*Es war für eine Familie nicht einfach, ihre Kinder wegzuschicken. Wir hatten keine Verwandten außerhalb von Deutschland, zu denen wir hätten gehen können. [...] Unsere Habseligkeiten waren in zwei große, schmale Koffer gepackt und zusätzlich hatten wir unsere Fahrräder dabei. Die ganze Familie begleitete uns auf dieser Reise bis Bremen. Unterwegs blieben wir noch für einige Tage in der Großstadt Berlin und besuchten unseren Onkel, der vor dem Naziterror aus Nürnberg geflohen war und eine Praxis in Berlin eröffnet hatte. Wir besuchten auch einige der Museen.*²³

Ihre Eltern konnten sie nicht in die USA begleiten. Der jüngste Sohn Rudolph war noch nicht alt genug, zudem waren sie durch Bertas kranke, pflegebedürftige Mutter an die Kurstadt gebunden. Alleine konnten und wollten sie die alte Dame nicht zurücklassen und für die Emigration in ein fernes, fremdes Land war sie zu alt und krank. Hinzu kam vermutlich noch die unsichere wirtschaftliche Situation, die die Steinbergers in Amerika erwartet hätte. In Bad Kissingen verfügten die Steinbergers noch über ein sicheres Einkommen, in

den USA erschien die berufliche Zukunft Ludwig Steinbergers mehr als ungewiss, was sich später tatsächlich bewahrheiten sollte. Zudem fehlte ihnen der dringend benötigte Bürge, der ein sogenanntes Affidavit für sie hätte abgeben können. Ohne ein solches Affidavit aber war die Einreise in die Vereinigten Staaten unmöglich. Folglich blieben die Steinbergers zunächst in Bad Kissingen.

Ihre beiden älteren Söhne mussten so alleine in eine ungewisse Zukunft aufbrechen. „Nach einer von Seekrankheit geprägten Überfahrt über Neujahr mit dem Dampfschiff, United States‘ von Bremen nach New York, kamen wir“, so Jack Steinberger, „in ein Waisenhaus in [der] Amsterdam [Street] in der Nähe der 140. Straße, nicht weit entfernt von der Columbia University, wo wir für einige Monate blieben und zur Schule gingen. Wir brauchten nur einen Monat, um Englisch so gut zu erlernen, dass wir in der Schule gut mitkamen. Bei unserer ersten Pflegefamilie, den Weisbrots auf der Südseite von Chicago, blieben wir nur ein paar Monate. Offensichtlich muss es eine große Herausforderung gewesen sein, Jugendliche in eine völlig fremde Umgebung zu integrieren, und obwohl ich mir sicher bin, dass Herbert und ich uns gut benommen haben, hat sich dies als zu anstrengend für unsere Gastfamilie erwiesen. Nach einigen weiteren Monaten auf der Bensinger Farm, einem caritativen Ferienlager für arme jüdische Kinder in Wisconsin, fand sich im Norden von Chicago ein neues Zuhause für jeden von uns: Ich kam zu den kinderlosen Farolls nach Winetka und Herbert zu den Kees ins benachbarte Glencoe, beides begüterte Vororte an der Nordküste Chicagos. Mrs. Faroll starb nur wenige Monate nach meiner Ankunft, aber Onkel Faroll kümmerte sich bis 1938 während meiner ganzen High-School-Zeit um mich.“²⁴

Jacks jüngster Bruder Rudolph Steinberger, der mit den Eltern in Bad Kissingen geblieben war, bekam anders als seine Brüder den wachsenden Antisemitismus in der Badestadt schmerlich zu spüren. Als er elf oder zwölf Jahre alt war, begannen seine Mitschüler ihn wegen seiner jüdischen Herkunft heftig zu hänseln, so dass seine Eltern ihn auf eine jüdische Privatschule, das berühmte Realgymnasium Philanthropin, in Frankfurt/Main schickten. Er lebte in Frankfurt bei einer orthodoxen Familie, deren Religiosität ihn stark beeindruckte.²⁵ Seine Bar Mizwa feierte Rudolph Steinberger im Mai 1937 noch in der Kissinger Synagoge. Mit dem zugehörigen Gottesdienst verabschiedete sich sein Vater nach 45-jähriger Tätigkeit als Kantor. Nach dem Tod von Bertas Mutter Ende August 1936 fühlten sich die Steinbergers nicht mehr persönlich an Bad Kissingen gebunden. Jacks Pflegevater half, die letzte noch verbliebene Hürde, das von den USA verlangte Affidavit, zu überwinden, indem er die geforderte Bürgschaft übernahm.

So schifften sich die Steinbergers wenige Tage nach Rudolphs Bar Mizwa im Mai 1937 in Hamburg auf der „S.S. Manhattan“ nach New York ein. Nach ihrer Ankunft blieben sie einige Tage in der Millionenstadt, wo sie bei Bertas Bruder Siegmund May wohnten, der inzwischen als Arzt in Manhattan praktizierte. Danach lebten sie einige Zeit bei den Pflegeeltern ihrer beiden ältesten Söhne in Glencoe und ein Jahr lang in Aurora. An die bedrückenden Umstände der Emigration erinnert sich Rudolph Steinberger: „Meine Eltern und ich emigrierten 1937 sang- und klanglos auf legale Weise in die Vereinigten Staaten. Wir hatten überhaupt kein Geld (zehn Reichsmark waren die höchstmögliche Summe, die man legal aus Deutschland mitnehmen durfte).“²⁶

Trotz intensiver Bemühungen gelang es Ludwig Steinberger nicht, eine Anstellung als Kantor zu finden. Mit seinen 63 Jahren war er inzwischen zu alt und der Bedarf an Kantoren war in den jüdischen Gemeinden gering. Überdies zog sich Ludwig Steinberger unglücklicherweise auch noch eine Kehlkopfentzündung zu, als er in einer jüdischen Gemeinde das Amt des Kantors an einem hohen Feiertag probeweise ausüben sollte. So musste er sein Kantorenengewand endgültig an den Nagel hängen. Mit Hilfe einer jüdischen Wohlfahrtsorganisation, die ihm einen Kredit gewährte, konnte er aber ein kleines jüdisches Delikatessengeschäft in Rogers Park auf der Nordseite von Chicago eröffnen. „Rudi und ich“, so Jack Steinberger im Rückblick auf diese Zeit, „halfen abends und am Wochenende im Geschäft. Mutter, deren Englisch besser war, kümmerte sich um den Laden, Vater half bei allen anderen Dingen, er hielt alles in Ordnung und lieferte auf seinem Fahrrad die Lebensmittel aus. Wir waren als Kaufleute nicht sonderlich begabt und die Zeiten waren hart, es herrschte eine Wirtschaftskrise, aber mit der Unterstützung vieler Leute aus der Gemeinde vor Ort schafften wir es, uns in einfachen Verhältnissen durchzuschlagen.“²⁷ Aber trotz aller Bemühungen lief der Laden nicht sonderlich gut. Auch die Verlegung ihres Geschäfts in die Irving Park Road brachte nicht den gewünschten Erfolg.

Als das Ehepaar Steinberger nach dem Zweiten Weltkrieg als Wiedergutmachung etwas Geld vom deutschen Staat erhielt, setzten sich Ludwig und Berta Steinberger 1952 zur Ruhe und zogen nach New York City. Nur ein paar Häuser von ihren Geschwistern Meta und Julius Steinberger entfernt fanden sie eine Wohnung. Die Kinder waren zu diesem Zeitpunkt bereits alle erwachsen und längst aus dem Haus.

Am 17. Juni 1957 starb Ludwig Steinberger im Alter von 83 Jahren an Krebs. Seine Witwe Berta erlitt Ende der 1960er Jahre mehrere Schlaganfälle, so dass sie sich nicht mehr selbst versorgen konnte. Eine Zeit lang lebte sie im Haus ihres Sohnes Rudolph in Kennett Square (Pennsylvania). Nach einem weiteren Schlaganfall musste sie jedoch in ein Pflegeheim ziehen. 1973 starb sie im Alter von 80 Jahren in Moorestown.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ihr Sohn Jack bereits eine beachtliche Karriere vorzuweisen. Die finanzielle Unterstützung Barnett Farolls hatte es ihm ermöglicht, in Chicago an der New Trier Township High School, die so berühmte Schauspieler wie Elisabeth Taylor und Charlton Heston besuchten, 1938 sein Abitur zu machen. An seine Schulzeit erinnerte er sich auch später sehr gerne: „Die New Trier Township High School an der begüterten Nordküste von Chicago“, so Jack Steinberger in seinem Lebenslauf für die Nobelpreisstiftung, „erfreute sich einer landesweiten Reputation und eröffnete dem jungen Emigranten aus einer deutschen Kleinstadt mit Schwimmbad, Sportplätzen, Cafeteria und ausgezeichneten Lehrern einen unvorstellbar weiten Horizont.“²⁸ Aus Dankbarkeit für die gute Ausbildung, die er an der New Trier High School erhalten hatte, stiftete er 1988 seiner alten Schule die Nobelpreis-Medaille und das Preisgeld, das mit seinem Nobelpreis für Physik verbunden war.

Nach seinem Abitur ging Jack Steinberger dann an das Armour Institute of Technology, um Chemieingenieur zu werden. Eigentlich hätte er lieber Medizin studiert, aber sein Pflegevater war nicht bereit, dieses langwierige Studium zu finanzieren, und seine Eltern, die in Amerika in sehr einfachen Verhältnissen leben mussten, waren damit finanziell überfordert. Daher wand-

te er sich einem kürzeren Studiengang zu, der rascher ins Berufsleben und damit das Geldverdienen mündete. Er entschied sich für die Chemie. Nach zwei Jahren lief sein Stipendium 1941 aus, und Jack musste sein Studium unterbrechen, um eine Arbeit aufzunehmen. „Der Versuch“, so Jack Steinberger, „als zwanzigjähriger Jugendlicher ohne Beziehungen eine Arbeitsstelle zu finden, war die bedrückendste Erfahrung, mit der ich in meinem Leben jemals konfrontiert worden bin. Ich versuchte, eine Stelle in einem Chemielabor zu finden. Ich stellte mich vor, füllte Formulare aus und stand hoffnungslos vor der Tür, die hinter mir geschlossen wurde. Schließlich fand ich durch die Vermittlung eines Gönners meines älteren Bruders in einem Pharmalabor [...] eine Stelle, bei der ich chemische Gerätschaften für 18 Dollar in der Woche reinigen musste. Am Abend studierte ich dann Chemie an der Universität von Chicago, am Wochenende half ich im Geschäft meiner Eltern.“²⁹

Ein Stipendium der Universität Chicago ermöglichte es Jack Steinberger dann jedoch, 1942 sein Chemiestudium erfolgreich mit dem Bachelor abzuschließen. Im selben Jahr – die USA waren nach dem Überfall auf Pearl Harbour in den Zweiten Weltkrieg eingetreten – meldete sich Jack Steinberger zum Militär, wo er an der kriegswichtigen Entwicklung eines Radarsystems beteiligt war und zum ersten Mal in Kontakt mit der Physik kam, die ihn von nun an nicht mehr loslassen sollte.

Nach der deutschen Kapitulation im Mai 1945 wurde er für einige Monate zum aktiven Militärdienst eingezogen, nach Kriegsende im Pazifik am 2. September 1945 aber bereits wieder aus der Armee entlassen. Für Jack Steinberger war es nun klar, dass er Physik studieren wollte. Gerne hätte er dies am „California Insti-

tute of Technology“ getan, einer privaten Eliteuniversität in Pasadena, an der so berühmte Physiker wie Robert Oppenheimer lehrten. Nachdem er dort aber kein Stipendium erhalten hatte, entschloss er sich, an die Universität Chicago zu gehen, was er letztlich nicht bereuen sollte. „Es herrschte“, so Jack Steinberger rückblickend über seine Zeit in Chicago, „eine wunderbare Atmosphäre sowohl zwischen Professoren und Studenten als auch unter den Studenten selbst.“³⁰ Bei Enrico Fermi, den er besonders schätzte, weil er sich sehr um seine Studenten kümmerte, schrieb er 1948 seine Doktorarbeit. Dabei sah es zunächst nicht danach aus, dass sich dieser Plan realisieren ließe. Denn 1947 fiel er bei der Vorprüfung, die für die Zulassung zur Doktorarbeit notwendig war, durch. Edward Teller gab ihm daraufhin den Rat, „Physik aufzugeben und stattdessen etwas zu tun, wofür er besser geeignet“ sei.³¹ Doch der junge Steinberger strafte Teller Lügen, als er im zweiten Anlauf diese Hürde ohne Schwierigkeiten bewältigte und nun das Projekt seiner Doktorarbeit in Angriff nehmen konnte.

Eigentlich hätte er sich in seiner Promotionsarbeit gerne mit einem theoretischen Problem auseinandersetzt, aber dann wurde es auf Anregung seines Doktorvaters doch ein Experiment, das sich mit den Zerfallsprodukten der in der kosmischen Strahlung enthaltenden Myonen beschäftigte. In seiner 1948 fertig gestellten Doktorarbeit wies Jack Steinberger nach, dass die Myonen entgegen der damals herrschenden Meinung in drei Bestandteile auseinanderfielen: einem Elektron und zwei Neutrinos. Damit gab er der damals neuartigen experimentellen Neutrino- und Neutronenforschung einen wichtigen Impuls. Zudem hatte er mit den Neutrinos das zentrale Thema seines Lebens gefunden.

den, das ihn in den folgenden Jahren bei seinen Forschungen nicht mehr loslassen sollte.

Nach einem kurzen frustrierenden Zwischenspiel in Princeton bei J. Robert Oppenheimer, den er menschlich nicht sonderlich schätzte, obwohl dieser ihn im Time Magazine als „einen der 10 vielversprechendsten jungen Physiker“³² bezeichnet hatte, nahm Jack Steinberger 1949 das Angebot des italienischen Physikers Gian Carlo Wick, mit dem er bereits als Student in Chicago einige Versuche gemacht hatte, an und wurde dessen wissenschaftlicher Assistent an der Universität Berkeley. Als er dort 1950 aufgefordert wurde, eine Erklärung zu unterschreiben, niemals Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen zu sein, weigerte er sich wie Wick, obwohl er wusste, dass ihn dies seine Assistentenstelle kosten würde. „Ich hätte das leicht schwören können“, so Jack Steinberger in einem Interview, „ich war nie Kommunist gewesen – aber ich hatte sozialistische Ideen und es war ein Angriff auf die politische Freiheit in Amerika.“³³ Schon während des Krieges hatte Steinberger den Argwohn des FBI erregt, als er am MIT einer Gewerkschaft für wissenschaftliche Mitarbeiter beitrat und Franklin D. Roosevelt in seinem Wahlkampf unterstützte.³⁴ Für das Rückgrat, das Steinberger zeigte, musste er wie auch sein Chef Gian Carlo Wick mit dem Verlust seiner Stelle in Berkeley bezahlen. So war Jack Steinberger nach nur einem Jahr bei Wick arbeitslos.

Die antikommunistische Hysterie der McCarthy-Ära hielt Jack Steinberger, der Fanatismus und Intoleranz stets ablehnte, für eine negative Entwicklung der amerikanischen Politik, auch war er während der Zeit des Kalten Krieges nicht bereit, sich abzuschotten, und unternahm mehrfach

Wissenschaftsreisen in die Sowjetunion. Noch vor seiner ersten Reise in die UdSSR wurde er 1953 als Professor für Physik an die New Yorker Columbia-Universität berufen, wo er an dem dortigen Teilchenbeschleuniger forschen wollte.

Doch so problemlos, wie Steinberger sich dies gewünscht hatte, verlief seine Forschertätigkeit an der Columbia-Universität nicht. Denn auch hier sah er sich den Nachstellungen und der Willkür des FBI ausgesetzt, das ihn spätestens seit seiner Verweigerung des Non-Communist-Eids im Visier hatte. Die Arbeit am Teilchenbeschleuniger blieb ihm auf Betreiben des FBI verwehrt, bis 1955 endlich die Zugangsverweigerung für das „Brookhaven National Laboratory“ aufgehoben wurde, was sich als Segen für Steinberger und die Welt der Physik erweisen sollte. Denn 1962 führte er dort zusammen mit Leon M. Ledermann und Melvin Schwartz jenes berühmte Experiment durch, das ihnen 26 Jahre später den Nobelpreis für Physik einbringen sollte.

Die Ergebnisse, die das Forschertrio aus dem Experiment gewann, sollten in der Tat nicht nur für die Fachwelt interessant werden. Sie führten zur Entdeckung eines neuen Elementarteilchens und einer neuen Theorie über die grundlegenden Strukturen im Aufbau der Materie. Jack Steinberger und seine Kollegen entdeckten, dass es mindestens zwei Sorten von Neutrinos geben müsse, eine, die mit dem Elektron, und eine, die mit dem Myon in Beziehung stehe. Mit diesem bahnbrechenden Experiment schloss Jack Steinberger den Kreis zum Thema seiner Doktorarbeit, indem er nun die Existenz der myonischen Neutrinos nachweisen konnte.

1968 führte Jack Steinberger sein Weg nach Genf zu CERN ins Europäische Laboratorium für Elementarteilchen, wo er

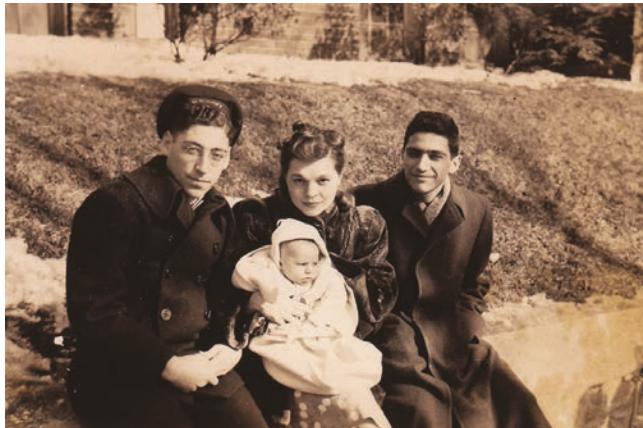


Abb. 6: Rudolph, Joan und Jack Steinberger mit ihrem Sohn Joe in Boston 1944/45.

Foto: L. Steinberger.

in den folgenden Jahren eine Reihe bedeutender Experimente auf dem Gebiet der Teilchenphysik leitete. Als sich dort 1981 die Arbeitsgruppe „Aleph“ bildete, gehörte Jack Steinberger zu den führenden Köpfen dieses Projekts. 1983 wurde er von den ca. vierhundert beteiligten Wissenschaftlern zu ihrem „spokesman“ (leitendem Sprecher) gewählt. Der Name „Aleph“, der von einem italienischen Mitarbeiter Steinbergers vorgeschlagen wurde, ist einerseits eine Abkürzung für „Apparatus for LEP Physics“, dürfte aber andererseits auch als Reverenz an die jüdische Herkunft des Spokesman dieses Projektes zu sehen sein, da Aleph der erste Buchstabe des hebräischen Alphabets ist.

1986 ging Jack Steinberger offiziell bei CERN in den Ruhestand, arbeitete aber dort weiter an verschiedenen Forschungsprojekten mit. In Pisa lehrte er zudem Physik als Teilzeitprofessor an der Scuola Normale Superiore. Als ihm 1988 – 26 Jahre nach seinem bahnbrechenden Experiment – der Nobelpreis für Physik verliehen wurde, bewertete Jack Steinberger dies ambivalent: Auf der einen Seite freute er sich natürlich über die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen. Auf

der anderen Seite hatte der extrem bescheidene Nobelpreisgewinner das Gefühl, den Nobelpreis gar nicht verdient zu haben. Er äußerte, er habe doch eigentlich immer nur das getan, was ihm große Freude bereitet hätte. Zudem seien zahlreiche Physiker, die er für wesentlich bedeutender als sich hielt, in Stockholm leer ausgegangen. Ungeteilte Freude empfand er hingegen, als ihm die Fakultät für Physik und Astronomie der Würzburger Julius-Maximilians-Universität 1997 die Ehrendoktorwürde verlieh.³⁵ Auch nach seiner Pensionierung ging Jack Steinberger täglich bis ins hohe Alter in sein Büro bei CERN, wo er sich allerdings nun mehr mit Fragen der Kosmologie und Astrophysik beschäftigte.³⁶

Im Laufe seines Lebens hatte Jack Steinberger – wie er selbst sagte – zwei Familien gegründet.³⁷ Die erste Familiengründung fand Ende 1942 statt, als er Joan Marie Beauregard heiratete, die 1920 in De Pere (Wisconsin) als Tochter einer Einwandererfamilie französischer Herkunft geboren worden war. Jack Steinberger hatte sie durch das Büro der Fernmeldekompanie der US-Armee in Chicago kennengelernt, wo sie als Sekretärin die Physikkurse organi-

sierte, die Jack Steinberger an der Universität Chicago als Soldat belegte. Bereits nach einem Monat Bekanntschaft entschlossen sich beide zu heiraten. Die Trauung erfolgte zunächst aber nur standesamtlich. Auch die Hochzeitsfeierlichkeiten fielen eher spartanisch und wenig romantisch aus: „*Wir luden ein halbes Dutzend Kommilitonen aus dem Kurs zu einem Drink ein und bekamen als Geschenk eine Tafel Schokolade.*³⁸ Einige Monate später heiratete das Paar kirchlich, um die Familie der Braut zu beruhigen.

Im November 1946 erblickte Joe Ludwig, der erste Sohn der Steinbergers, das Licht der Welt. Jack Steinberger, der ganz in seiner Forschungstätigkeit aufging, brachte seine Frau zwar noch zur Entbindung ins Krankenhaus in Boston, ging danach aber gleich wieder zur Arbeit, ohne die Geburt abzuwarten. Der zweite Sohn der Steinbergers, Richard Ned Steinberger, wurde im November 1948 in Princeton geboren, wo Jack Steinberger seine Postdoktorandenstelle angetreten hatte.

Mit der Zeit lebten sich die Steinbergers aber auseinander und ließen sich 1962 scheiden. Joan Beauregard-Steinberger wurde Malerin und fand in dem Künstler David Ellis (1929–2015) einen neuen Ehepartner. Sie starb am 14. April 2009 nach langer Krankheit in ihrem Haus in Rockland im Alter von 88 Jahren.³⁹ Nach der Scheidung gründete Jack Steinberger eine neue Familie mit seiner begabten Studentin Cynthia Alff, die aus einer deutsch-schwedischen Einwandererfamilie stammte. Auch die zweite Hochzeit Jack Steinbergers fiel sehr bescheiden aus, doch hatte das Paar dafür zumindest drei Trauzeugen: ihre beiden Mütter und Jacks Sohn Ned. Aus der Ehe gingen die beiden Kinder Julia (* 1974) und John (* 1977) hervor.

Jack Steinberger hätte sich, wie dies nicht wenige seiner berühmten Kollegen getan haben, im Laufe seines langen Lebens nur auf seine Forschungstätigkeit beschränken können. Doch lag dies dem vielseitig interessierten, politisch engagierten, kritisch denkenden Menschen überhaupt nicht. „*Steinberger*“, so Rudolf Walther in seinem lesenswerten Buch über den großen Physiker, „*war zeitlebens nie jemand, der sich in den Elfenbeinturm der Wissenschaft zurückgezogen hat, sondern immer ein politischer Mensch, der sich auf seine freundliche, sachliche und doch bestimmte Art auch bis ins hohe Alter noch gerne einmischt und klar Position bezieht, wenn er es für nötig hält. [...] Nach den Atombombenabwürfen in Japan, die er für falsch hält, distanzierte er sich von der Atomwaffenentwicklung und lehnte 1951 ein Angebot ab, bei der Forschung für die Wasserstoffbombe mitzuarbeiten.*⁴⁰ Über viele Jahre hinweg setzte sich Jack Steinberger mit Nachdruck für die atomare Abrüstung und die Solarthermie ein. In seinen letzten Jahrzehnten gewannen Fragen der Ökologie für ihn immer mehr an Bedeutung. So antwortete er etwa der Süddeutschen Zeitung auf die Frage, ob sein Leben ähnlich verlaufen wäre, wenn er noch einmal 20 wäre: „*Ich würde mich heute wohl kaum für die Physik entscheiden. Nicht weil es nicht immer noch viele interessante und offene Fragen auf dem Gebiet gäbe. Aber als 20-Jähriger war ich bereits ein politisch denkender Mensch. Und deshalb würde ich mich heute eher mit der Ökologie und der Frage des Überlebens unseres Planeten beschäftigen. Natürlich wird dieses Feld vor allem von der Politik bestimmt, deshalb kann ich nicht ganz sicher sagen, ob ich das aushalten würde.*⁴¹

Wie sein Vater interessierte sich Jack Steinberger sehr für klassische Musik.



Abb. 7: Julia, Ned, Cynthia, Jack, Lucas, Denise und Abraham Steinberger (v.l.n.r.) mit Elisabeth Böhrer (2.v.l.) bei einem Besuch in Schonungen.
Foto: Hilla Schütze.

Seine besondere Liebe galt dabei, wie er bekannte, den Werken Johann Sebastian Bachs: „Wenn ich den größten und kreativsten Menschen aller Zeiten wählen müsste, würde ich mich für Bach entscheiden.“⁴² Über dem amerikanischen Dirigenten Max Goberman, der wie Jack Steinberger seine Anstellung in der McCarthy-Ära verlor und in seiner Nachbarschaft wohnte, fand Steinberger zur Blockflöte und schließlich zur Querflöte. „Ich war zwar“, so Jack Steinberger, „nie sehr gut auf der Flöte, aber gelegentlich Kammermusik zu betreiben, dank McCarthy, wurde Teil meines Lebens und meiner Freuden.“⁴³ Bis ins hohe Alter liebte er es, Tennis zu spielen, auf Berge zu steigen, Rad zu fahren oder zu segeln. Be-

reits mit 20 Jahren baute er sich – da seine Familie zu dieser Zeit in bescheidenen Verhältnissen lebte und nicht das Geld für ein richtiges Segelboot hatte – aus Sperrholz ein kleines Boot, um damit auf dem Charles River zu segeln. Seinen Traum von einem eigenen Segelboot verwirklichte er sich dann als etablierter Wissenschaftler. In den 1980er und 1990er Jahren unternahm er mit seiner Familie im Sommer ausgedehnte Segeltouren, bei denen sie u.a. von der Westküste Schwedens bis ins Mittelmeer fuhren.

Von besonderer Bedeutung für Jack Steinberger war in den letzten Jahrzehnten die Beziehung zu Bad Kissingen geworden. 1986 besuchte er zusammen mit

seiner Familie seine Heimatstadt, aus der er als Kind fliehen musste, nach 52 Jahren das erste Mal wieder. Er fühlte sich fremd, die Stadt hatte sich deutlich verändert, die vertraute Synagoge, an der sein Vater so lange als Kantor tätig war, stand nicht mehr, Freunde und Bekannte von früher waren nicht zu finden. So verließ er die Stadt, wie Rudolf Walter bemerkt, „mit der Erinnerung an eine vergnügliche Bootsfahrt seiner Familie auf dem ‚Saaledampferle‘ und mit dem Gefühl, dass das Kapitel Bad Kissingen für ihn abgeschlossen sei“.⁴⁴

Doch als er nach der Nobelpreisverleihung von seiner alten Schule und der Stadt Bad Kissingen in seine Geburtsstadt eingeladen wurde, nahm er die Einladung 1989, wenn auch zunächst mit etwas gemischten Gefühlen, an: „Vor der Reise hierher war mir eher bang ums Herz gewesen. Aber dieses Gefühl ist bald der Freude gewichen. Ich habe mich wirklich in der Stadt willkommen gefühlt.“⁴⁵ Seitdem pflegten er und seine Frau Cynthia, aber auch seine Kinder, intensive Kontakte zu Bad Kissingen. Aus Anlass seines 80. Geburtstages wurde das Kissinger Gymnasium Anfang November 2001 nach seinem wohl berühmtesten Schüler benannt, was aber erst nach einer Sondergenehmigung des Bayerischen Kultusministeriums möglich wurde, da in Bayern Schulen in der Regel nicht nach lebenden Persönlichkeiten benannt werden dürfen.

Im selben Jahr stiftete der Verein der Freunde des Jack-Steinberger-Gymnasiums einen Jack-Steinberger-Preis zur Förderung herausragender, vielseitig begabter Schüler. Als die Saale-Zeitung ihn 2006 fragte, wie es ihm denn ginge, wenn er die nach ihm benannte Schule betrete, in der er gleichsam schon zu Lebzeiten verewigt sei, antwortete Jack Steinberger mit der für ihn typischen Bescheidenheit:

„Ich fühle mich nicht verewigt. Ich weiß, dass meine Physik vergessen wird. Ich bin kein Goethe, und ich bin kein Einstein, das ist mir sehr klar. Dass mein Name auf dem Gymnasium steht – ich hoffe, dass es dem Gymnasium nicht allzu sehr schadet. Ich mache mir keine Illusionen. Ich freue mich, dass ich wegen des Nobelpreises wieder Kontakt zu meiner Heimatstadt bekam. Das hat für mich große Bedeutung. Es ist nicht leicht, damit zurechtkommen, dass ich einst hier rausgeschmissen wurde und jetzt gefeiert werde. Ich habe versucht, das zu verstehen. Ich frage mich: Sind die Menschen heute anders als die vor 60 Jahren? Die Freunde, die ich jetzt in Bad Kissingen habe, schätze ich sehr, ebenso das Zurückkehren zu meiner Jugend. Denn alles, was einen Menschen ausmacht, ist doch in seiner Jugend aufgebaut worden. Wir lernen als Kinder. Unsere Ideen kommen aus der Zeit. Ich wurde hier erzogen. [...] Jedes Kind ist ein klein bisschen Einstein. Alle Menschen. Ich auch. Ich bin mir sehr bewusst, dass ich kein schlechter Physiker war. Ich bin ganz gut gewesen. Aber es gibt Bessere, die bekommen keinen Nobelpreis, und es gibt solche, die schlechter waren als ich, und die haben einen bekommen. [...] Wenn ich ein Fußballspieler wäre, wäre ich für die Stadt hier noch interessanter.“⁴⁶ Die Stadt Bad Kissingen sah dies offenbar anders: Im Dezember 2006 verlieh sie ihm die Ehrenbürgerwürde – eine Ehrung, über die sich Jack Steinberger besonders freute. Erwarb er sich doch damit in seiner alten Heimatstadt, aus der als Kind fliehen musste, wieder das Bürgerrecht.

Prof. Jack Steinberger starb am 12. Dezember 2020 in seinem Haus in Onex (Genf) im Kreis seiner Familie. Er wurde 99 Jahre alt. Alle, die ihn persönlich kennengelernt haben, werden ihn sehr vermissen.

Der 1962 in Leverkusen geborene Hans-Jürgen Beck war nach seinem Theologie- und Germanistik-Studium in Würzburg und Freiburg von 1991 bis 2020 als Gymnasiallehrer in Donauwörth und Bad Kissingen tätig. Seit seinem Studium beschäftigt er sich mit dem jüdischen Leben in Bad Kissingen und ist seit 2002 für die Programmgestaltung der Jüdischen Kulturtage im Landkreis Bad Kissingen zuständig. Seine Anschrift lautet: Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen, E-Mail: hajubeck@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Jahresbericht des Jack-Steinberger-Gymnasiums 2002, S. 56ff.
- 2 Vgl. Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], Pfarrmatrikel-Zweitschriften 4080 Schonungen. Die Angaben über die Schonunger Zeit der Familie Steinberger verdanke ich den umfangreichen Recherchen von Elisabeth Böhrer.
- 3 Vgl. StA Wü, Grund-, Sal- und Lagerbuch Schonungen von 1840; Hs. Nr. 77, Plan 93 a.
- 4 Wie Anm. 2.
- 5 Vgl. ebd. sowie Gemeinearchiv Schonungen, Geburts-, Heirats- und Sterberegister.
- 6 Vgl. Steinberger, Elizabeth (Chapel Hill, USA): Stein, Joseph: Autobiographie, unveröffentlichtes Manuskript, 1942, S. 5, Übersetzung aus dem Englischen von Hans-Jürgen Beck.
- 7 Wie Anm. 2.
- 8 Vgl. Gemeinearchiv Schonungen, Sterberegister 1904/25.
- 9 Der Israelit, 14.11.1904.
- 10 Grabstein Eva Steinbergers auf dem jüdischen Friedhof Kleinsteinach, Übersetzung von Izchak Nadel.
- 11 Grundlagen für die biographischen Angaben über Ludwig Steinberger und seine Familie waren (sofern nicht anders angegeben): Steinberger, Rudolph: Dear Children. Biographie, unveröffentlichtes Manuskript, Übersetzung Hans-Jürgen Beck; Steinberger, Elizabeth: Steinberger/Gaus Family Archives, unveröffentlichtes Manuskript vom Februar 1981; Steinberger, Jack: Autobiography, in: Internetsseite „The Noble Prize“. Art. Jack Steinberger: <https://www.nobelprize.org/prizes/physics/1988/steinberger/biographical/> (Aufruf am 01.02.2021); Übersetzung Hans-Jürgen Beck; Stadtarchiv Bad Kissingen [künftig: SBK], Meldeunterlagen.
- 12 Vgl. SBK, C 7/2 Die isr. Religionsschule 1914.
- 13 Steinberger, Jack: Learning about Particles: 50 privileged years. Berlin–Heidelberg–New York 2005, S. 3; Übersetzung zitiert nach Walter, Rudolf: Jack Steinberger. Vom Kantorensohn zum Nobelpreisträger. Bad Kissingen 2017, S. 8.
- 14 SBK, Meldeunterlagen; Standesamt Schweinfurt, Heiratsregister.
- 15 Vgl. Datenbank Genicom: Rosa May, in: <https://www.geni.com/people/Rosa-May/600000051383033036> (Aufruf am 01.02.2021).
- 16 Vgl. Steinberger, Jack: Autobiography (wie Anm. 11); Steinberger, Elizabeth: Family Archives (wie Anm. 11).
- 17 SBK, Meldeunterlagen.
- 18 Vgl. Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 06.09.1912.
- 19 Persönl. Mitteilung Jack Steinberger (Genf), Brief an David Neustädter vom 15.08.2000.
- 20 Jack-Steinberger-Gymnasium, Schularchiv: Schülerakte Hans Jakob Steinberger.
- 21 Vgl. Datenbank Genicom: Rosa May (wie Anm. 15).
- 22 Ebd.
- 23 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 4; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 15.
- 24 Steinberger, Jack: Überblick über die Familiengeschichte, unveröffentlichtes Manuskript, S. 13.
- 25 Steinberger, Rudolph: Dear Children (wie Anm. 11).
- 26 Ebd.
- 27 Steinberger: Familiengeschichte (wie Anm. 24), S. 16.
- 28 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 9–10.
- 29 Ebd.
- 30 Steinberger: Familiengeschichte (wie Anm. 24), S. 13.
- 31 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 19; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 22.

- 32 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 28; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 23.
- 33 Zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 25.
- 34 Vgl. Stadler, Rainer: Auf der Jagd nach der Weltformel, in: SZ-Magazin, 20.03.2013; zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 24f.
- 35 Vgl. Main-Post, 22.07.1997.
- 36 Vgl. Steinberger: Autobiography (wie Anm. 11).
- 37 Die folgenden biographischen Angaben über die beiden Familien Jack Steinbergers beruhen überwiegend auf: Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 163–177; Übersetzung Hans-Jürgen Beck.
- 38 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 13; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 39.
- 39 Vgl. Ellis-Beauregard-Foundation: <https://www.ellis-beauregardingfoundation.com/joan-marie-beauregard>; Freepress Online, Obituaries: Joan Marie Beauregard, in: <https://freepressonline.com/Content/Obituaries/Obituaries/Article/Joan-Marie-Beauregard/44/66/603> (Aufruf am 20.07.2020).
- 40 Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 35.
- 41 Stadler: Weltformel (wie Anm. 34); zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 38.
- 42 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 173; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 48.
- 43 Steinberger: Learning about Particles (wie Anm. 13), S. 58; Übersetzung zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 48.
- 44 Vgl. Loose, Christina L.: A Portray of Jack Steinberger and his relations with Bad Kissingen, S. 35; zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 49.
- 45 Main-Post, 08.06.1989: Art. „Die Vergangenheit nicht verdrängen“; zitiert nach Walter: Steinberger (wie Anm. 13), S. 52.
- 46 Saale-Zeitung, 24.05.2006, S. 13.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte an, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – de Gruyter Oldenbourg – Elmar Hahn Verlag – Frankenbund – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Michael Klug

Die Entwicklung des Königsberger Schlossbergs bis zum Jahr 1615

Die Burg auf dem Königsberger Schlossberg ist nicht nur ein lohnendes Ausflugsziel, sie hat auch eine interessante Geschichte. Bislang wurde ihrer baulichen Entwicklung jedoch nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das möchte der folgende Aufsatz ändern. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht dabei die Burgkapelle.

Stolz thront die Burgruine Königsberg über den Dächern des gleichnamigen Ortes im Landkreis Haßberge. Ihre Mauern wurden in den vergangenen Jahrzehnten von der „Schlossberg-Gemeinde e.V.“ in unzähligen ehrenamtlichen Arbeitseinsätzen

so weit restauriert, dass man zweifeln könnte, ob man die Anlage nun als Ruine oder Burg bezeichnen soll. Dem Einheimischen indessen stellt sich diese Frage nicht: Für ihn ist und bleibt es der „Schlossberg“. So heißt der 355 Meter hohe Hügel, ein Ausläufer der Haßberge, seitdem die Burg auf ihm zerfiel, und auch der Umstand, dass dort heute wieder einige Gebäude stehen, ändert daran nichts.

Die Frage nach dem Alter der Burg

Nun mag man meinen, die Geschichte eines im Wortsinn so herausragenden Bauwerks sei umfassend erforscht und dokumentiert. Das stimmt allerdings nur be-



Abb. 1: Der Schlossberg von Südwesten.

Foto: Michael Klug.

dingt. Selbst in aktuellen Reiseführern ist noch zu lesen, dass die Burg „im Ursprung wahrscheinlich schon um 900“ entstanden sei.¹ Hier wird der Forschungsstand von 1754 (!) präsentiert. Damals gab es über ihr Alter keine realistischen Anhaltspunkte. Es existierte lediglich eine Legende aus dem späten 16. Jahrhundert, wonach sie von einer fränkischen oder französischen² Königin vor über anderthalb Jahrtausenden (!) erbaut worden wäre.³

Johann Werner Krauß (1690–1772), der mit Recht als einer der bedeutendsten Königsberger Heimatforscher bezeichnet werden darf, auch wenn es zu seinen Lebzeiten den Begriff noch nicht gab, verwarf diese Legenden und verwies stattdessen auf die im Zuge der Ungarneinfälle entstandene ‚Burgenbauordnung‘ des Ottonen Heinrich I. (reg. 919–936).⁴ Unglücklicherweise wurde sein Hinweis von späteren Autoren nicht weiter hinterfragt, sondern einfach übernommen, stellenweise sogar bis heute, wie der zitierte Reiseführer zeigt.

Die Fachwelt kommt jedoch schon lange zu anderen Schlüssen: Bei der Inventarisierung der Kunstdenkmäler um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurden die damals sichtbaren ältesten Reste in das 13. bis 15. Jahrhundert datiert.⁵

1921 begann der Heimatverein mit Freilegungs- und Sanierungsarbeiten auf dem Ruinengelände. Der Münchner Kunsthistoriker Alois Elsen besichtigte anderthalb Jahrzehnte später die Anlage und hatte folglich mehr historisches Mauerwerk zum Begutachten zur Verfügung. Seiner Einschätzung nach stammen die ältesten Teile aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.⁶ Weiter schrieb er: „Das vielfach behauptete höhere Alter der Burg [...] kann höchstens auf eine [...] Wall- oder Fliehburg bezogen werden; urkundlich belegbar ist es nicht.“⁷



Abb. 2: Johann Werner Krauß. Ölbild im Königsberger Rathaussaal. Foto: Michael Klug.

Ein solches Bauwerk aus der Wende vom Früh- zum Hochmittelalter wäre mit seinen Erdwällen, Holzbauten und Trockenmauern weit entfernt von unserem heutigen Burgenbild⁸ und nur noch archäologisch nachweisbar.

Bislang gibt es keine Hinweise in diese Richtung. Zwar schloss der Architekt und Heimatforscher Leopold Oelenheinz (1871–1937) „aus Gefäß- und Ziegelscherbenresten, Knochen- und Metallfunden [...], daß schon heidnische Völker (Wenden?) auf der Bergesuppe angesiedelt (?) waren“,⁹ doch ist fraglich, ob diese Einschätzung einer Untersuchung durch heutige Spezialisten standhielt. Genaueres über Aussehen und Verbleib der genannten Funde ist jedenfalls nicht bekannt.

Zuletzt wagte der bekannte Burgenforscher Joachim Zeune einen Datierungsversuch. Demnach seien die ältesten Burg-



Abb. 3: Leopold Oelenheinz. Steinbildnis im Chor der Königsberger Marienkirche.

Foto: Michael Klug.

teile um 1200 bzw. 1210 entstanden.¹⁰ Es sind dies der verschwundene Bergfried im Hof, die innerste Ringmauer und der östlich davon gelegene, später erweiterte Halsgraben.¹¹

Unklarheit über die ersten Burgbesitzer

Lassen wir die Archäologie und Bauforschung beiseite und widmen uns wieder der schriftlichen Überlieferung, die leider mit einer weiteren Altlast aus dem 16. Jahrhundert belastet ist. Von einem gewissen Hieronymus Henninges († 1597) stammt die Mitteilung, ein Herzog Ulrich von Kärnten habe vor dem Jahr 1180 die Stadt Königsberg erbaut.¹² Dessen Frau aber sei Agnes, eine Herzö-

gin von Meran, gewesen, und so sei Königsberg nach dem Tod des Kärntners bis 1248 im Besitz der Andechs-Meranier geblieben.¹³ Zwar erntete diese Darstellung später vereinzelt Widerspruch,¹⁴ doch kümmerte das die Königsberger Stadtväter wenig, denn sie feierten im Jahr 1930 das 750. Stadtjubiläum.¹⁵

Da nun eine Verbindung zu den Meranier im Raum stand, suchte man sie durch Belege zu untermauern. Besonderen Eifer legte dabei Leopold Oelenheinz (Abb. 3) an den Tag,¹⁶ doch lässt sich keine seiner Urkundenfunde zweifelsfrei unserem fränkischen Königsberg zuordnen. Wegen der vielen „Königsberge“ konnten Verwechslungen schnell geschehen. So beziehen sich manche seiner Quellen auf die Hochköngsburg im Elsass.¹⁷ Bislang fehlt der schriftliche Beweis für eine Verbindung Königsbergs mit den Andechs-Meranier.¹⁸

Eine weitere verwirrende Nachricht von Oelenheinz beruht ebenfalls auf einer Verwechslung: Die um 1227 verbürgten Ministerialen, angeblich „Würzburgische Burgmannen von Königsberg“,¹⁹ saßen nicht in Franken, sondern wahrscheinlich auf dem Kyffhäuser im Harz²⁰ und waren keineswegs Dienstleute des Hochstifts, sondern des Reiches.²¹

Um uns nicht im Dickicht zweifelhafter Angaben zu verirren, wenden wir uns der ältesten gesicherten Erwähnung des unterfränkischen „Castrum Künigsberg“ zu und finden selbige im „Bambergischen Urkundenbuch“ oder „Liber Privilegiorum Bambergensium“.²² Sie datiert in das Jahr 1249. Damals tobte ein Krieg um das Erbe der zuvor ausgestorbenen Andechs-Meranier. Heinrich I. von Bilversheim, Bischof von Bamberg, verpfändete deshalb den Schlossberg an seinen Feldherrn Graf Hermann I. von Henneberg. Jener ver-

sprach im Gegenzug, die Bamberger Kirche treu gegen ihre Feinde zu verteidigen.²³ Ob die Kämpfe auch Auswirkungen auf Königsberg hatten, ist nicht bekannt. Die Streitobjekte lagen ja allesamt in Oberfranken.

Da stellt sich nun die Frage, wie die Burg zuvor an das Hochstift gelangte. Eine Erklärung lieferte Martin Hofmann (1544–1599) in seinen „Annales Bambergensis Episcopatus“. Die Burg sei im Jahr 1243 durch Stauferkaiser Friedrich II. dem Bamberger Bischof verliehen worden.²⁴ Darf man dieser Nachricht trauen? Immerhin war die Burg tatsächlich zuvor in Reichsbesitz, denn der Schultheiß („scultetus“) von „Kungesberg“ wird in dem Diplom König Heinrichs VII. genannt, das dieser 1234 zu Gunsten Würzburgs gegen die fränkischen Reichsministerialen ausschließen ließ.²⁵ Ein Reichsministeriale (?) zu Königsberg in Franken trat womöglich bereits 1198 als Zeuge in einer Urkunde des Klosters Michelsberg in Erscheinung.²⁶ Darin ist nämlich ein „Conradus scultetus de Cuningesberc“ aufgeführt.²⁷ Ich schließe daraus, dass die Reichsburg Königsberg seit ihrer Gründung kurz vor 1200 bis zur Übergabe an das Hochstift von solchen Dienstleuten verwaltet wurde. Als Außenposten ohne Pfalzfunktion hatte sie eher bescheidene Ausmaße und nur regionale Bedeutung.

In diesem Zusammenhang ist auch eine Betrachtung des Burg- und Ortsnamens interessant. Zahlreich wurde über dessen Entstehung spekuliert: So stamme die mundartliche Form „Künsberch“ angeblich „von vielen Kühnbäumen [= Kiefern], die da wuchsen.“²⁸ Andere wiederum leiteten aus dem Keltischen (!) die Bedeutung „Berg im sumpfigen Wasser“ ab.²⁹ Durchgesetzt hat sich die Interpretation, wonach ein vermutetes, aber bislang weder archäo-

logisch, noch urkundlich nachweisbares, karolingisches Königsgut „Ingelhofen“ lange vor dem Bau der Burg einen Weinberg am Schlossberg angelegt habe. Von diesem „Weinberg des Königs“ habe sich dann der Ortsname abgeleitet.³⁰

Allen geschilderten Deutungen liegt die Annahme zugrunde, dass das Grundwort „-berg“ tatsächlich einen (unbebauten) Hügel beschreibe. Allerdings ist „-berg“ eng mit „-burg“ verwandt. Beide „bezeichneten ursprünglich befestigte Plätze [...], die auf einer Anhöhe liegen.“³¹ Daraus gebildete Ortsnamen „sind deshalb meist eigentliche Burgennamen, die auf [...] Siedlungen übertragen werden.“³² Demnach wäre „Königsberg“ gleichbedeutend mit „Königsburg“ und weist meiner Meinung nach auf den Status als Reichsburg hin. Ein Erscheinen des Ortsnamens in alten Urkunden bedeutet also, dass zu jener Zeit die Burg bereits bestanden haben muss oder sich zumindest im Bau befand. Die älteste Erwähnung kann somit als Datierungshilfe herangezogen werden.

Burg und Vorbburg(en)

Die weiteren Besitzerwechsel sind unstrittig und werden hier deshalb nicht näher erläutert. Stattdessen widmen wir uns wieder der Baugeschichte. Leider lassen die bekannten mittelalterlichen Schriftquellen Angaben dazu vermissen. Einzig das 1317 angelegte Urbarium des Grafen Bertold VII. von Henneberg-Schleusingen, in dem erstmals von einem Amt Königsberg die Rede ist, erlaubt Rückschlüsse. Es nennt innerhalb der Ringmauer „die Kemenate in der Burge“ sowie in der Vorburg („Vorhofe“) einen Garten, eine Weinkelter und zwei Hofstätten.³³ Ob sich eine weitere „hofstat uffe dem hus“ noch in der Kernburg befand oder außerhalb, ist unklar.³⁴

Über die Wirtschaftsgebäude der Vorbburg hieß es in einer verschollenen Rechnung, dass 1418 „*der Burghoff und Stall aufgehauen und der Burgstadel und [das] Haus gebauet worden*“ seien.³⁵

Vermutlich erstreckte sich bereits im Mittelalter die Vorbburg nach Westen, hangabwärts. Die Hofstätten dienten damals als Burggüter der Burgmänner-Versorgung. 1317 waren das u.a. die Ritter Dietrich und Johann Flieger sowie der von Abersfeld. Während diese Hofstätten später offenbar eingingen, blieben die Weinkelterei (ehem. Jugendherberge) und das Burghaus (ehem. Amtsgericht?) bestehen, auch wenn die heutigen Gebäude jüngeren Datums sind.

In der einstigen Kelterei oder Kellerei verarbeitete man die Trauben des unterhalb der Burg gelegenen „Gräfenbergs“³⁶ und baute sie im großen Gewölbekeller zu wohlschmeckenden Weinen aus. Im Dachgeschoss lagerten die Feldfrüchte, wie „Weitzenn“, „Korn“, „Haber“ und „Erbeß“, also Erbsen.³⁷ Neben der Kellerei stand die herrschaftliche Zehntscheune. Auch der Kellner oder Hofbüttner fand gleich bei der Kellerei seine Wohnung.

An der Stelle des ehemaligen Amtsgerichts soll das in der Rechnung erwähnte Burghaus gestanden haben. Jedenfalls gab es wegen der rechtlichen Stellung dieses Hauses später Irrungen mit dem Hochstift Würzburg, das es als „*ein freyes Burcklehn*“ betrachtete, was die Königsberger Amtleute bestritten.³⁸

Auch im Osten, auf dem Plateau des heutigen Kriegerdenkmals, könnte es eine Vorbburg gegeben haben. Die Schriftquellen des 17. Jahrhunderts verraten, dass dort, bei der Einfahrt in den Graben, ein kurz nach 1572 errichtetes Fachwerkhaus stand, das zunächst als kleine Brauerei, später als Wohnung des Hofbauern und

schließlich eines 1658 angestellten Maurers und Dachdeckers diente.³⁹ Es wurde 1673 abgerissen.⁴⁰ Auf Abb. 6 ist es noch dargestellt, links neben der Burg. Daneben befanden sich damals ein Ochsenstall⁴¹ und ein eingezäunter Garten mit einem schindelgedeckten Gartenhäuslein.⁴² Dieses der Burg direkt vorgelagerte Areal wurde sicher schon früher in ähnlicher Weise genutzt.

Aufblühen im Spätmittelalter

Auf der anderen Bergseite, unterhalb der westlichen Vorburg, entstand der Ort, der im 14. Jahrhundert zur Stadt heranwuchs. Funde legen nahe, dass dort, oberhalb des späteren Salzmarkts, eine Kirche und ein Friedhof waren, die zunächst für Burg und Stadt genügten.⁴³ Seit 1956 befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft mit St. Josef wieder ein Gotteshaus. Die alte Kirche stand wohl im Garten des ehemaligen katholischen Pfarrhauses (Abb. 4).⁴⁴

Im Spätmittelalter blühte Königsberg auf: es wurde ein Augustinerkloster (1363) und eine adelige Laienschwesternschaft zur „Agelblume“ gegründet (1380), mit dem Bau der Marienkirche (1397) sowie einer separaten Friedhofskirche begonnen (1428).

Das 15. Jahrhundert brachte auch für die Burg viel Veränderung. Verantwortlich dafür waren die neuen Landesherren, die als Markgrafen von Meißen, Landgrafen von Thüringen und bald darauf auch Kurfürsten und Herzöge von Sachsen eine bedeutende Größe im Reich darstellten. Sie bauten den bis dahin wohl eher bescheidenen Amtssitz auf dem Schlossberg aus. Um 1442 versetzten sie die Burg mit einem mächtigen Mauerring in wehrhaften Stand. Davon zeugte einst „*eine verbliche-ne eingehauene Schrift bey der Brücken*“.⁴⁵



Abb. 4: Katholisches Pfarrhaus am Salzmarkt, dahinter die Josefskirche.

Foto: Michael Klug.

Diesen Stein mit lateinischer Jahreszahl konnte schon Krauß kaum mehr entziffern. Er las irrtümlich 1414.⁴⁶ Auch der heute 57 Meter tiefe Brunnen im Burghof mag jener Ausbauphase entstammen.⁴⁷

Baubestand und Bauarbeiten um 1500

Weitere umfangreiche Bauarbeiten fanden Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts statt. Sie können anhand der Amtsrechnungen, die sich seit der 1485 erfolgten Leipziger Teilung mehrheitlich erhalten haben, mühsam nachvollzogen werden. Laut einer der ältesten Rechnungen von 1486/1487 hat damals ein Steinmetz den Burghof gepflastert.⁴⁸

Ab 1498 ließ der Landesherr erneut die Verteidigungsanlagen der Burg erweitern. Dabei entstand eine Ringmauer um den Burggraben.⁴⁹ Eine Hinweistafel aus den

1970er Jahren behauptet, dieser sei einst mit Wasser geflutet gewesen, was pure Fantasie ist. Der Graben war stets ein trockener.⁵⁰ Gleichzeitig zum Bau der äußeren Grabenfuttermauer scheint ihr inneres Gegenstück, die Ringmauer von 1442, mit überdachten Wehrgängen versehen worden zu sein, denn laut den Rechnungen bezahlte das Amt „eynen zyberman, die rincke-mauer zu bedachen“⁵¹

Damals gab es zwei Eingänge in die Burg: Ein Fußweg führte vom heute verschwundenen Oberen Stadttor, an der Kellerei vorbei, dann entlang der Stadtmauer den Berg hinauf zu der „*kleinen prucken*“⁵² und von dort durch eine mit einer Zugbrücke gesicherte Pforte in den westlichen Zwinger. Heute ist hier eine Treppe in den Graben. Der jetzige Fußweg scheut den steilen Anstieg bei der Stadtmauer und schlängelt sich stattdessen den Nordhang empor.

Reiter und Fuhrwerke hingegen nutzten die große Zugbrücke im Nordosten,⁵³ durchquerten das „*thorhawße*“⁵⁴ passierten die „*thor-stuben*“⁵⁵ und die „*wechter-cammer*“⁵⁶ bis sie im östlichen Zwinger das Haupttor in den Burghof erreichten. Nach einem im Jahr 1640 erfolgten Überfall verlegte man die Brücke an ihren jetzigen Platz im Osten.⁵⁷

„Zwinger“ bezeichnet im Festungsbau den Bereich zwischen zwei Ringmauern, in unserem Fall zwischen dem inneren, staufzeitlichen und dem mächtigen turmbewehrten Mauerring von etwa 1442. Von dort gelangte man auf die Wehrgänge und Mauertürme. Wahrscheinlich beherbergte der südliche Zwinger schon damals den „*sweinstall*“⁵⁸ und den „*kuhestall*“.⁵⁹

Im Burghof stand das „*pronm-haus*“⁶⁰ inklusive Fördertechnik und neben dem Tor, direkt hinter der an dieser Seite verstärkten Ringmauer, erhob sich der massive runde Bergfried mit einer „*clein stubenn uff dem thurenn*“⁶¹ für den Türmer oder „*haußman*“.⁶² Um den Hof gruppierten sich weitere Wirtschafts- und die Wohngebäude. Diese „Kemenaten“ oder beheizten Häuser besaßen Keller, die bis heute überdauert haben. Südöstlich, an der Stelle der Freilichtbühne, stand die „Alte Kemenate“. Sie war annähernd quadratisch, nur ein Stockwerk hoch, mit massivem Mauerwerk und Gewölbe. Westlich der „*altenn cematten*“⁶³ schloss die ebenfalls gewölbte Küche an. Es gab zwei „*brannt-herde in der kuchenn*“.⁶⁴ Darauf folgte der Pferdestall mit Dachspeicher. Das „*pack-haus*“⁶⁵ im Nordwesten beherbergte den Backofen. Nordöstlich, gegenüber der „Alten Kemenate“ und von dort aus gesehen hinter dem Bergfried, am Standplatz der heutigen Gaststätte, befand sich die „Hohe Kemenate“. In ihr war die „*hoffstubbenn*“⁶⁶ untergebracht, in der die Burgbe-

wohner an drei Tischen⁶⁷ ihre Mahlzeiten einnahmen. „*Des herenn gemach*“⁶⁸ und die „*frauwen camer*“⁶⁹ waren wohl für gelegentliche Aufenthalte der Landesfürsten vorgesehen. Auch die Wohn- und Arbeitsräume des Königsberger Amtmanns lagen zunächst in der „*grossen*“⁷⁰ oder „*hochen cematten*“⁷¹: Im Jahr 1500 musste der „*ofen in hern caspars stuben*“ repariert werden. Ritter Caspar von Vestenberg war der damalige Amtmann.⁷²

Obwohl die „Hohe Kemenate“ mehr Grundfläche besaß als ihr altes Gegenüber, war der Platz doch beschränkt. Einen Eindruck davon bekommt, wer sich heute in der Gaststube der Schlossberggaststätte umsieht: Die Gebäudebreite ist nahezu identisch zum historischen Vorgängerbau, doch hatte der bedeutend dickere Mauern. Um die vielen Stuben und Kammern unterzubringen, war um diese Zeit auf das dritte Stockwerk, das auf seiner gesamten Fläche als Festsaal genutzt wurde, ein viertes Geschoss aus Fachwerk gesetzt worden.

Die erste Burgkapelle

Leider konnte bis heute nicht geklärt werden, wann die Burg ihre erste Kapelle erhielt. Die Marienkirche wurde 1432 geweiht. Auch die Friedhofskirche dürfte um diese Zeit fertiggestellt worden sein. 1493 baute der damalige Amtmann ein stattliches Wohnhaus (Abb. 4) auf das Gelände des einst von Burg und Stadt gemeinsam genutzten Kirchleins. In der Zwischenzeit wird die Burg einen eigenen Gebetsraum erhalten haben. Ein Burginventar von 1511 zählt jedenfalls allerhand liturgische Gegenstände auf, nämlich „*I clein schellen zu der wanndellung; I silbern kelche, ist ubergult; I ubergult pathenn [= Patene], II messe-kenndellein [= Messkännchen];*

*II leuchter; I rot seyden messe-gewannt mit sampt alben [= Albe], stollen [= Stola] und was dar zu gehort; I gedruckt messe-puche, I truhelein bei dem alltar, do kelch und messe-gewannt innen lat (?).*⁷³ Kurz darauf erhielt ein Königsberger Maler den Auftrag, ein Bild des heiligen Bartholomäus zu fertigen, da „*der ein patronn uff de[m] schlos konigsberg ist*“.⁷⁴

Wo befand sich nun diese erste Burgkapelle, deren bewegliche Ausstattung wir kennen? Elsen meinte, das sei nicht mehr feststellbar.⁷⁵ Oelenheinz dachte gar an zwei Gotteshäuser und an noch unentdeckte Grabsteine.⁷⁶ Aus der baulichen Entwicklung der Burg und ihrem Umfang im 15. und frühen 16. Jahrhundert schließe ich, dass sich die Burgkapelle nur in der „Hohen Kemenate“ befunden haben kann. Es gab nirgendwo sonst genügend Platz, und in diesem Hauptbau waren schließlich alle wichtigen Räume untergebracht. Die Kapelle lag wahrscheinlich im 1. oder 2. Stockwerk.

An der dortigen Ostwand können wir einen Erker annehmen, in dem der Altar aufgestellt war. Gegen das Vorhandensein einer Sakristei spricht die im Inventar erwähnte Truhe beim Altar. Das Gotteshaus bestand also nur aus einem Raum. Für das persönliche Gebet und gelegentliche Messfeiern der Burgbesatzung genügte das. Diese war ohnehin nicht groß. An Amtsbediensteten nennt die oben erwähnte Rechnung von 1486/87 neben dem Amtmann einen Untervogt, den Kellner in der Kellerei, einen oberen und einen unteren Wagenknecht, den Hausmann oder Türmer, zwei innere und zwei äußere Wächter sowie den Landknecht. Wer davon alles ständig in der Burg wohnte, wird nicht erwähnt. Laut Inventar von 1511 gab es damals neun „*petht-läden uff dem slos und [in der] kellerei*“.⁷⁷

Auf dem Schlossberg wurde, soweit bekannt, niemand bestattet. Erstens gab es keine Möglichkeit für Beisetzungen im Gotteshaus, denn unter dem Gebetsraum lagen andere Räume bzw. der Vorratskeller. Zweitens waren alle Burgbewohner Bedienstete, die keine enge familiäre Bindung zu dem Gemäuer hatten. Einige der Königsberger Amtsvorsteher fanden ihre letzte Ruhestätte in den beiden Stadtkirchen, wie die dortigen Gedenksteine und Epitaphe bezeugen (Abb. 5).

Königsberg schloss sich schon bald der Reformation an. Luther soll einmal im hiesigen Augustinerkloster übernachtet haben, und der Königsberger Balthasar Düring wurde erster Prediger in Coburg. Mit der neuen Konfession fanden das Kloster, die Laienschwesternschaft und die diversen Bruderschaften ein Ende. Was mit der Burgkapelle geschah, ist nicht bekannt.

Neue und erneuerte Burggebäude

Baulich brachte die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Verlagerung der Wohnräume aus der „Hohen Kemenate“ in andere Gebäude. Der damalige Amtmann Eberhard von der Thann (1495–1574) ließ in den Jahren 1544/1545 das Backhaus zu einem „Neuen Häuslein“ erweitern.⁷⁸ Darin brachte er ein Badestüblein, eine neue Stube, die Fürstenkammer und die Fürstenstube unter. Sie war entsprechend repräsentativ gestaltet, mit Holzvertäfelung, glasierter Ofen und Erkertürmchen. Von der Hofstube führte ein Gang in dieses „Neue Häuslein“.

Der Herzog bekam jedoch nicht viel Gelegenheit, sich an seinem neuen Gästezimmer zu erfreuen. Im Januar 1547, während des Schmalkaldischen Kriegs, ließ Markgraf Albrecht II. „Alcibiades“ die strategisch günstig gelegene Burg stürmen,

einnehmen und derart mit Truppen verstärken, dass der Herzog seinen Plan, sie zu zurückzuerobern, aufgab.⁷⁹ Daraufhin ging Königsberg durch mehrere Hände, bis es schließlich 1552 beim Hochstift Würzburg landete.

Die Würzburger Amtmänner erweiterten das alte Torhaus im Nordosten, sodass der Zwinger an dieser Stelle völlig überbaut wurde.⁸⁰ Den kleineren der beiden das Tor flankierenden Türme bezogen sie in die neue Amtsstube mit ein und in den großen Turm verlegten sie ihre Wohnstube mit Schlafkammer. Das so umgebaute Torhaus erhielt auch eine Küche, für die man im nördlichen Zwinger einen „Trommel“ genannten Kühengarten anlegte.⁸¹

1569 bezog allerdings wieder ein sächsischer Amtsvorsteher die Burg. 25 Jahre lang tat Johann Volck (1532–1611) seinen Dienst, bis Johann Wolfrum (1550–1621) ihn ablöste.

Letzterer erschrak, in welchem katastrophalen baulichen Zustand sich inzwischen das Gemäuer befand. Sein Vorgänger hatte keinerlei Instandhaltungsmaßnahmen angeordnet und nicht einmal einen „Zigel zur Notturft“ austauschen lassen, weshalb das Regenwasser in die Stuben floss und den Lehmestrich zerstörte.⁸² Wolfrum wandte sich an die Regierung in Weimar mit der Bitte, dass dieses fürstliche Haus, „welches ein licht in die francken, in bede stift Bamberg und Würzburg“ sei, durch einen Sachverständigen begutachtet und dann umfassend saniert würde.⁸³

Das geschah auch. Nach der Inspektion durch Humpert von Langen (1552–1614) ließ der Herzog einige Stellen reparieren, darunter auch das Dach des Bergfrieds. Krauß waren die Dokumente zur Turmreparatur bekannt, er verwechselte jedoch den Bergfried mit dem heutigen Rongeturm, der damals noch nicht bestand.



Abb. 5: Epitaph des Johann Volck an der Südwand der Marienkirche. Foto: Michael Klug.

Einer der Türme an der Ringmauer war so schadhaft, dass man ihn abriß und stattdessen 1595 den viereckigen Wächterturm mit der Türmerwohnung baute.

Der Bericht Humperts von Langen erwähnt auch die „Hohe Kemenate“. Sie sei unterkellert, beherberge im ersten Stock einen Stall (?), im zweiten Stock die Hofstube, eine Kammer und einen Vorsaal (zur Kapelle?), im dritten Stock den Festsaal und im vierten schließlich Stuben und Kammern. Dieses letzte Stockwerk sei „gahr zu hoch ufgeführt, derwegenn es denn auch sehr bawfellig; Sonsten weren die undern gebeue noch zugebrauchenn.“⁸⁴

Die nächsten Jahre waren durch Sanierungsarbeiten geprägt. 1605 bis 1607 wurde das unter Würzburger Regierung zum

Amtshaus erweiterte Torhaus mit einem anderen Dach versehen und weitere Stufen und Kammern darin untergebracht, damit „*das gesinde sich mit dem Lager behelfen kan*“⁸⁵ Auf Abb. 6 ist dieses Bauwerk gut zu erkennen: es befindet sich mittig vor der „Hohen Kemenate“. Allerdings war damals das Tor bereits vermauert.

Baumaßnahmen unter Dorothea Maria

1605 starb der damalige Herzog Johann III. von Sachsen-Weimar. Seine Witwe, Dorothea Maria (1574–1617), setzte die Sanierung der Burg Königsberg nicht nur fort, sondern forcierte sie sogar. Im Sommer 1611 wurde Joachim Kreich aus Weimar zum Baumeister der Burg be-

stellt.⁸⁶ Seine Lebensdaten ließen sich leider nicht ermitteln, allerdings stammt von ihm ein Entfernungsmessgerät, das sich in der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg befindet.⁸⁷

Nun ging es endlich an eine Renovierung der „Hohen Kemenate“: Dachstuhl und viertes Stockwerk wurden abgerissen und auf den dritten Stock ein neues Dach mit je einem Zwerchhaus nach Norden, gegen den Garten, und einem nach Süden, gegen den Hof, erstellt. Diese großen Gauben waren, dem Geschmack der Zeit entsprechend, mit Pilastern und ihre Giebel mit Voluten geschmückt. Das nördliche Zwerchhaus und dahinter die Schieferhaube des Roneturms sind auf Abb. 6 dargestellt.



Abb. 6: Nordöstliche Ansicht der Burg Königsberg.

Kopie von Michael Klug nach einer 1670 gefertigten Tuschezeichnung von Johann Christoph Ritter.

Im frühen 16. Jahrhundert erfolgte der Zugang zu den einzelnen Stockwerken noch über „*stigenn*“. Bei dem Umbau der „Hohen Kemenate“ wurden die Treppen in ein sechseckiges Türmchen ausgelagert. So entstand um 1612/1613 der heutige Roneturm. Der Königsberger Amtmann Daniel Volck schrieb am 9. Juni 1612 an den Baumeister, dass „*schohn ihn die 20 treppen gebrochen, auch theilß herbey geführet [seien] undt ist der Meister täglich darob, das ich verhoffe, an steinen [werde] kein mangel [entstehen]*“.⁸⁸ In einem Antwortschreiben Joachim Kreichsvom 16. Oktober ist zu lesen: „*Die wendeltreppe be langendt, se[h] ichs gar gerne, das der thorm [...] fur wintters nicht gesezett werde, welches in kinfstigen frilijk, umb die Ostern, gelibets Gott, wohl geschehen kahn, dan das gemäu er der wendeltreppen mus erst ubertrocknen.*“⁸⁹ Krauß datierte diesen Turm in das Jahr 1595, verwechselte ihn allerdings mit dem Bergfried. Die untersten neun Stufen der Wendeltreppe haben überdauert. Einer der weichen Sandsteine ist mit einem Steinmetzzeichen markiert (Abb. 7). Das gleiche findet sich im Schweinfurter Rathaus.⁹⁰ Jenes ist jedoch vier Jahrzehnte älter. Kann das möglich sein?

Die „Alte Kemenate“ ließ Dorothea Maria gleich vollständig abreißen und auf



Abb. 7: Steinmetzzeichen an der Spindel der Wendeltreppe im Roneturm. Foto: Michael Klug.

dem Keller bis 1614 einen repräsentativen „Neuen Bau“ erstellen.⁹¹ Abb. 6 zeigt ihn mit übertriebener Breite links neben dem Bergfried. Dort wurde genug Wohnraum geschaffen, um die Fürstenfamilie und einige Begleiter unterbringen zu können.

Im Herbst 1613 bricht der überliefer- te Schriftwechsel mit Kreich leider ab. Wir wissen also nicht, ob er auch für den Entwurf der neuen Schlosskapelle verant- wortlich war.

Die neue Burgkapelle von 1615

Amtmann Daniel Volck (1582–1633) be- auftragte im Winter 1614 einen Tischler damit, ein Modell des geplanten Gottes- hauses zu fertigen.⁹² Der Gipser oder Stu- ckateur erstellte einen Abriss über das geplante Gewölbe und die ebenfalls aus Gips geformte Kanzel. Außerdem gab es Abrisse von der „Ausladung“ oder dem Erker, der „hohenn und runden Kirchenn- Fennster“ sowie der Kirchtüre. Leider sind das Modell und die Zeichnungen ver- schollen.

Der weiteren Beschreibung nach wurde der erste und zweite Stock in der renovier- ten „Hohen Kemenate“ im östlichen Be- reich entkernt und dazu „*beym einbrechen alles mit Stützen*“ gesichert. Die Decke zum darüber gelegenen Saal hielten nun „*zweene stargke weiß-thannenne durch- zuege*“. Darauf modellierte man mit Bret- tern ein Gewölbe, das der Stuckateur anschließend verputzte und „*mit leistenn undt Postamenten*“ verzierte. Aus 59 Ellen hartem Feldstein schlugen die Steinmetze „*Schafft, Postament unndt Capitel[ll]*“ des neuen Kirchenerkers. Es muss jedoch schon einen Vorgänger gegeben haben, denn in dem Dokument steht geschrie- ben, dass man den kupfernen Turmknopf der bisherigen „*Ausladungshawbenn*“ wie-

derverwenden könne. Neue Kirchenfenster wurden eingebrochen, und das Portal zum Burghof mit „*Wappenn, Rolltafeln, gesimbſenn [und] Zirratenn*“ geschmückt. Der neue Altar stand im Osten, im Kirchenerker, und südlich davon die mit dem Bildnis der Evangelisten geschmückte Kanzel, darüber ein Schalldeckel. Über die Nord- und die Westwand erstreckte sich eine Empore. Die veranschlagten Baukosten betrugen etwa 830 Gulden. Allerdings war ein Teil der benötigten Baumaterialien bereits von den vorherigen Maßnahmen vorhanden und musste deshalb nicht neu beschafft werden. Wieviel die neue Kapelle tatsächlich kostete, ist nicht bekannt, denn die entsprechenden Rechnungen fehlen.

Krauß überlieferte uns den lateinischen Text, den Dorothea Maria in eine Steintafel über der Kirchentüre meißeln ließ. Ins Deutsche übersetzt lautete er: „*Im Jahr 1615 ließ diese Kirche errichten und dem Heiland Christus und dessen Lehre des Evangeliums, die durch Luther wieder gereinigt worden ist, auf ewig weihen: die Witwe des Herzogs Johann von Sachsen aus der Weimarschen Linie, Frau Dorothea Maria, eine geborene Prinzessin von Anhalt, die vor allem erbittet, dass die frommen Nachfahren in dieser Religion bleiben.*“⁹³

Dorothea Maria verunglückte am 30. Juni 1617 bei einem Reitunfall.⁹⁴ Sie erholte sich nicht mehr und verstarb am 18. Juli.⁹⁵ Ihre letzte Ruhestätte fand sie bei ihrem Gemahl in der Weimarer Herderkirche. Bemerkenswert ist, dass ihr reich verziertes Grabmal u.a. aus „*Alabaster aus Königsberg bei Coburg*“⁹⁶ gefertigt wurde. In den Amtsbeschreibungen von 1670 heißt es: „*Im gräffenberge ereignet sich ein Alabaster-Steinbruch, so aber ungangbar.*“⁹⁷ Offenbar wurde an diesem Gipskeuperhügel, an dem ansonsten die Reben



Abb. 8: Steinerne Halbsäule im nördlichen Wallgraben.
Foto: Michael Klug.

wuchsen, tatsächlich einmal brauchbares Gestein abgebaut.

Auf ihrem Epitaph steht in lateinischer Sprache geschrieben, Dorothea Maria „*wollte [...] nicht, daß die Burg Königsberg einer Kapelle entbehre*“.⁹⁸ Auch die Chronik vermerkt, dass „*das kleine Kirchlein auff dem Schlosse Königsberg in Francken/ auff Ihre Anordnung und Kosten/ auffgeföhret worden*“ ist.⁹⁹

Schluss

Genau 406 Jahre sind seit der Erneuerung der Königsberger Burgkapelle vergangen. Die Burg wurde Mitte des 18. Jahrhunderts aufgegeben und verfiel. Dort, wo einst gebetet, gesungen, gepredigt (jährlich am 27. Januar anlässlich der sog. Her-

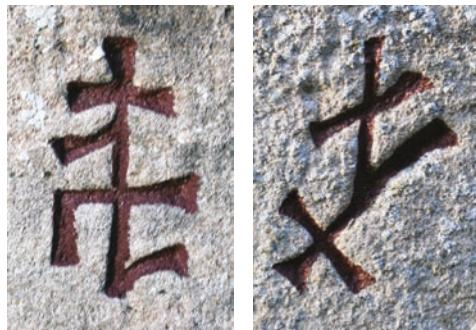


Abb. 9: Die beiden Steinmetzzeichen an der Halbsäule.
Foto: Michael Klug.

zog-Wilhelm-Kettenfeier), getauft (z.B. Friedrich Heinrich von Seckendorff am 6. Juli 1673)¹⁰⁰ und geheiratet (z.B. 1682 und 1716)¹⁰¹ wurde, liegen heute der Eingangsbereich und die Küche der Schlossberggaststätte. Die geistige Nahrung ist der leiblichen gewichen.

Ein Relikt der Burgkapelle hat jedoch die Zeiten überdauert: Bei „Ausgrabungen“ stieß der Reichsarbeitsdienst 1933 an der Ostwand der heutigen Gaststätte auf eine massive Halbsäule aus Sandstein (Abb. 8).¹⁰² Sie musste in den 1970er Jahren einem Toilettenanbau weichen und steht seitdem im nördlichen Graben. Die

erwähnte Hinweistafel nennt sie einen Altarstein, doch ist auch das falsch: Ähnlich dem berühmten „Sebalder Chörlein“ in Nürnberg trug sie den Kapellenerker. Zwei Steinmetzzeichen sind an ihr zu finden (Abb. 9).

Eines davon (das Linke) ist bereits vom zwischen 1611 und 1621 erneuerten Deutschordensschloss in Münnsterstadt bekannt.¹⁰³ Hier war also der gleiche Steinmetz am Werk.

Michael Klug (geb. 1987) ist M.Sc. und arbeitet seit 2016 als Wirtschaftsingenieur im Qualitätsmanagement. Er engagiert sich seit seiner Jugend ehrenamtlich in der „Schlossberg-Gemeinde Königsberg i.Bay. e.V.“ Bereits über 1.000 Arbeitsstunden hat er bei der Restaurierung und Pflege der Anlage geleistet. Diese praktische Beschäftigung mit der Königsberger Burg-ruine weckte in ihm das Interesse an ihrer Geschichte. Seine Anschrift lautet: Kirchstraße 18, 97534 Würgassen, E-Mail: michael_klug@gmx.net.

Anmerkungen:

- 1 Tourist-Information Haßberge (Hrsg): Haßberge. Burgen & Schlösser Qualitätswanderweg. Hofheim 2014, S. 13.
- 2 In den Königsberger Amtsbeschreibungen von 1644 und 1670 heißt es, „das [...] Schloß Königsberg soll von einer französischen Königin erbauet worden sein“, vgl. Staatsarchiv Coburg [künftig: StA Co], Amtsarchiv Königsberg 102 u. 133.
- 3 Krauß, Johann Werner: Beyträge zur Erläuterung der Hochfürstl. Sachsen-Hildburghäusischen Kirchen- Schul- und Landes-Historie. Vierter Theil. Hildburghausen 1754, S. 5.
- 4 Großmann, Georg Ulrich: Die Welt der Burgen. Geschichte, Architektur, Kultur. München 2013, S. 107.
- 5 Lehfeldt, Paul/Voss, Georg (Hrsg.): Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Bd. 4. Jena 1902, S. 142.
- 6 Elsen, Alois: Die Entwicklung Königsbergs bis zur Zeit des Regiomontanus, in: Das Bayerland 47 (1936) 14, S. 443.
- 7 Ebd.
- 8 Zeune, Joachim: Ritterburgen. Bauwerk, Herrschaft, Kultur. München 2015, S. 12.
- 9 Oelenheinz, Leopold: Frankenspiegel. Splitter und Skizzen. Coburg 1919, S. 69.

- 10 Zeune, Joachim/Zweckverband Deutscher Burgenwinkel (Hrsg.): Reader. Schulung „Burgenwinkelführer“. Maroldsweisach 2013, S. 10.
- 11 Ebd., S. 12.
- 12 Hönn, Georg Paul (Hrsg.): Sachsen-Coburgische Historia. I. Buch. Leipzig–Coburg 1700, S. 113.
- 13 Ebd.
- 14 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 1; von Schulthes, Johann Adolph: Coburgische Landesgeschichte des Mittel-Alters mit einem Urkundenbuch. Coburg 1814, S. 37.
- 15 Kurioserweise gestalteten sie eine Einladung im mittelalterlichen Stil, in der sie behaupteten, dass „jetzund 750 jar vergangen/ da Ulrich, von gots gnaden hertzog in Kärrnten/ unsere stad fundieret/ wes faktum [...] zue verkunden/ wir rechte briffe und insigel han [...]“.
- 16 Oelenheinz: Frankenspiegel (wie Anm. 9), S. 64–67.
- 17 Tittmann, Alexander: Haßfurt. Der ehemalige Landkreis, in: Kommission für bayerische Landesgeschichte (Hrsg.): Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken, Reihe I Heft 33. München 2003, S. 201, Anm. 810.
- 18 Tittmann: Haßfurt (wie Anm. 17), S. 201, Anm. 811.
- 19 Oelenheinz: Frankenspiegel (wie Anm. 9), S. 69.
- 20 Gockel, Michael: Bd. 2. Thüringen, in: Max-Planck-Institut für Geschichte (Hrsg.): Die deutschen Königspfalzen. Repertorium der Pfalzen, Königshöfe und übrigen Aufenthaltsorte der Könige im deutschen Reich des Mittelalters. Göttingen 2000, S. 613f.
- 21 Ebd., S. 596.
- 22 Oetter, Samuel Wilhelm: Zweiter Versuch einer Geschichte der durchlauchtigsten Herren Burggraven zu Nürnberg. Vom Jahr 1242 bis 1273. Frankfurt–Leipzig 1753, S. 276ff.
- 23 Ebd.
- 24 Hofmann, Martin: Annales Bambergensis Episcopatus, in: v. Ludewig, Johann Peter (Hrsg.): Novum Volumen Scriptorum Rerum Germanicarum. Complectens Scriptores Rerum Episcopatus Bambergensis. Frankfurt–Leipzig 1718, S. 161, Nr. XLIII.
- 25 Weiß, Dieter Joachim: Reichsgewalt, Reichskirche und Adel in Franken vom Hoch- zum Spätmittelalter, in: Merz, Johannes/Schuh, Robert (Hrsg.): Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte. München 2004, S. 94.
- 26 Schweitzer, Caspar Anton: Das Urkundenbuch des Abtes Andreas im Kloster Michelsberg bei Bamberg, in: Historischer Verein Bamberg (Hrsg.): Sechzehnter Bericht über das Wirken des historischen Vereins zu Bamberg. Bamberg 1853, S. 53f.
- 27 Mitteilung durch Herrn Dr. Nöth, Archivdirektor des Staatsarchivs Bamberg, vom 29.05.2013.
- 28 Hezel, Wilhelm Friedrich: Praktische Anleitung zur Erklärung des Neuen Testaments für Anfänger. Erste Hälfte des Evangelium Johannis. Frankfurt 1792, S. 408.
- 29 Tränkenschuh, Johann Oswald: Prähistorisches Ortsnamenbuch der Einheitsgemeinde Königsberg in Bayern. 2. Aufl. Königsberg i.Bay. 1999, S. 19ff.
- 30 Mett, Rudolf: Der Königsberg im Haßgau. Ursprung und Entwicklung der Stadt Königsberg in Franken bis zum 14. Jahrhundert. Hofheim i.Ufr. 1980, S. 65ff.
- 31 Lex, Beate: Ortsnamen der ‚Thüringischen Landeschronik‘. Magisterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magister Artium (M.A.). Jena 2001, S. 23.
- 32 Ebd.
- 33 v. Schulthes, Johann Adolph: Diplomatische Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg. Erster Theil. Leipzig 1788, S. 234.
- 34 Ebd.
- 35 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 13.
- 36 StA Co, Landesarchiv M 390, Erbbuch von 1510: „Das schlos kunigsberg mittsampt seiner tzugehör: VIII acker [...] weinnwachs am gressenberg, denn pflicht mann alle jare zu bawenn [...]. So gebuertt der stadt kunigsberg alle jar inn zeit des herbst sulchenn weinberg [...] mitt der fronn abtzulesenn unnd mitt der furhe fur die kaltternn zu furhenn.“
- 37 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 71, Inventar von 1599.
- 38 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 133, Amtsbeschreibung von 1670.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd., S. 8 verso, Randnotiz.
- 41 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 71, Inventar von 1661.
- 42 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 54, Inventar von 1681.

- 43 Solger, Ernst: Geschichte der Stadt und des Amtes Königsberg in Franken. Coburg 1894, S. 23.
- 44 Imhof, Michael/Guth, Klaus (Hrsg.): Bauen und Wohnen in einer fränkischen Kleinstadt vom 16. bis 19. Jahrhundert am Beispiel von Königsberg in Bayern. Bamberger Beiträge zur Volkskunde Band III. Bamberg 1993, S. 13, Anm. 3.
- 45 Amtsbeschreibung 1670 (wie Anm. 38).
- 46 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 12.
- 47 Zeune: Reader (wie Anm. 10), S. 11.
- 48 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 1 (1486/87).
- 49 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 12.
- 50 Staatsarchiv Meiningen [künftig: StA Mgn], Hennebergica aus Altenburg 319, Relation des Baumeisters Humpert von Langen über die Gebäude von Schloss Königsberg, 11.09. 1594: „*Daß Schloß Königsbergk [...] hatt außwendig einen mitt Quaderstücken ausgefütterten drucken [...] graben [...].*“
- 51 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 3 (1498/99).
- 52 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 8 (1504/05).
- 53 R 3 (wie Anm. 51): „*VI tag denn schnee vor dem slos gereumpt, das man möcht hinauf reiten und farn.*“
- 54 StA Co, Amtsarchiv Königsberg R 27 (1517/18).
- 55 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 22 (1512/13).
- 56 Ebd.
- 57 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 11; – StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 113 (1640/41): „*Peter Gabelman, Steinetzen albier, von dem Alten Prückenthor zu za mauren [...], von der izigen Neuenn Prückenthür unnd Eingang des Schloßes [zu machen] [...] unnd [...] mit einem neuen Schlüßstein, daran das fürstliche Wappenn unnd Jahrzahl gehauen, zu verbeffern.*“
- 58 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 5 (1500/01).
- 59 R 22 (wie Anm. 55).
- 60 Ebd.
- 61 Ebd.
- 62 R 1 (wie Anm. 48).
- 63 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 9 (1505).
- 64 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 20 (1510/11).
- 65 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 23 (1513/14).
- 66 R 9 (wie Anm. 63).
- 67 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 20, Inventar von 1511.
- 68 R 22 (wie Anm. 55).
- 69 R 23 (wie Anm. 65).
- 70 R 3 (wie Anm. 51).
- 71 R 22 (wie Anm. 55).
- 72 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 23.
- 73 Inventar 1511 (wie Anm. 67).
- 74 StA Co, Amtsarchiv Königsberg, R 26 (1516/17).
- 75 Elsen: Die Entwicklung Königsbergs (wie Anm. 6), S. 444.
- 76 Oelenheinz: Frankenspiegel (wie Anm. 9), S. 85f.
- 77 Inventar 1511 (wie Anm. 67).
- 78 StA Co, Landesarchiv F 9578, Rechnung über das Gebäude des Neuen Häusleins im Schloss und steinern Wegs, 1544/45.
- 79 Voigt, Johannes: Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Erster Band. Berlin 1852, S. 135–140.
- 80 Relation 1594 (wie Anm. 50).
- 81 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 61, Grundrisse des Schlosses Königsberg, 1658.
- 82 StA Mgn, Hennebergica aus Altenburg 319, Brief des Königsberger Amtschössers Johann Wolfrum an die Kammerräte in Weimar, 27.07.1594.
- 83 Ebd.
- 84 Relation 1594 (wie Anm. 50).
- 85 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 71, Verzeichnis des Königsberger Amtschössers Christian Heuer über die baufälligen Gebäude des Schlosses Königsberg, 1605.
- 86 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 52, Brief des Weimarer Rentmeisters Johannes Evander an den Königsberger Amtmann Daniel Volck, 30.07.1611.
- 87 Inventarnummer WI1151, Sammlung wissenschaftliche Instrumente und Medizingeschichte.
- 88 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 52, Brief des Königsberger Amtmanns Daniel Volck an den Weimarer Baumeister Joachim Kreich, 09.06. 1612.
- 89 StA Co Staatsarchiv Coburg, Amtsarchiv Königsberg 52, Brief des Weimarer Baumeisters Joachim Kreich an den Königsberger Amtmann Daniel Volck, 16.10.1612.

- 90 Koppelt, Hans/Handwerkskammer für Unterfranken (Hrsg.): Steinmetzzeichen in Ost-Unterfranken. Ein Beitrag zur Handwerks- und Baugeschichte. Gerolzhofen 1977, S. 165, Nr. 59.
- 91 Krauß: Beyträge (wie Anm. 3), S. 6.
- 92 StA Co, Amtsarchiv Königsberg 71, Anschlag des Königsberger Amtmanns Daniel Volck über den neuen Kirchenbau auf dem fürstlichen Haus Königsberg. 16.11.1614.
- 93 In Anlehnung an: Schmoll, Heinz-Gundolf: Die Reichsburg Königsberg in Franken. Eine Beschreibung mit vielen Bildern illustriert, unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungsergebnisse bis zum Jahre 1973. Königsberg 1974, S. 19.
- 94 Müller, Johann Sebastian: Des Chur- und Fürstlichen Hauses Sachsen Ernestin- und Albertinischer Linien Annales von Anno 1400 bis 1700. Leipzig 1700, S. 309.
- 95 Ebd., S. 310.
- 96 Schmidt, Eva/Ev.-Luth. Kirchengemeinde Weimar (Hrsg.): Die Stadtkirche zu St. Peter und Paul in Weimar. Berlin 1955, S. 151.
- 97 Amtsbeschreibung 1670 (wie Anm. 38).
- 98 Schmidt: Die Stadtkirche zu Weimar (wie Anm. 96), S. 116.
- 99 Müller: Sächsische Annales (wie Anm. 94), S. 310.
- 100 Paulus, Adolf: Königsbergische Annales von M. Johann Werner Kraußen, Diacono zu Königsberg. Register-Band. Coburg 1968, S. 32.
- 101 Oelenheinz: Frankenspiegel (wie Anm. 9), S. 88.
- 102 Elsen: Die Entwicklung Königsbergs (wie Anm. 6), S. 444.
- 103 Koppelt: Steinmetzzeichen (wie Anm. 90), S. 135, Nr. 2.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Ulrich Distler

Jean-Philippe Baratier – Schwabacher Wunderkind und jüngster Magister Deutschlands: Betrachtungen anlässlich dessen 300. Geburtstags

Am 19. Januar 2021 jährte sich der Geburtstag Jean-Philippe Baratiers zum 300. Mal. Die Stadt Schwabach plant, mit verschiedenen Veranstaltungen an eine Persönlichkeit zu erinnern, die in ihren Veröffentlichungen immer wieder auf ihre Geburtsstadt hinwies. Im Rahmen der Feierlichkeiten soll vor der Schwabacher „Franzosenkirche“ ein Denkmal errichtet werden, welches das „Schwabacher Wunderkind“ auf einer Bank sitzend zeigen wird. Auch in der „Franzosenkirche“ selbst gibt es bis heute Objekte der Erinnerung, die auf Jean-Philippe Baratier und seinen Vater hinweisen.

Schwabach um 1720: Die Stadt umgab noch ein mittelalterlicher Mauerring mit Türmen und vier Stadttoren. Zu den Besonderheiten zählten die Markgräflisch Ansbachische Kattunfabrik und der „Schöne Brunnen“ auf dem Marktplatz: Beweise markgräflicher Gunst, aber auch Zeichen einer aufstrebenden Stadt. In dem etwa 3.500 Einwohner zählenden Ort gab es eine französische Kolonie, die aus rund fünfhundert französisch sprechenden Personen reformierten Glaubens bestand. Ihre Vorfahren hatten damals rund 35 Jahre zuvor ihre französische Heimat aus Glaubensgründen verlassen und sich u.a. in Schwabach niedergelassen, wo sie 1687 ein eigenes Gotteshaus, die heute noch vor-

handene „Franzosenkirche“ errichteten. Sie verhalfen dem Fürstentum Brandenburg-Ansbach und damit auch der Stadt Schwabach zu wirtschaftlichem Ansehen, brachten sie doch neue Gewerbszweige wie die Gobelinvirkerei und die Strumpfvirkerei mit. Die Franzosen bildeten eine eigene Gemeinde in den Mauern der Stadt mit einem eigenen Bürgermeister, dem so genannten „Directeur“, an der Spitze. 1720 übte der aus der Normandie stammende Isaac de Bonneval dieses Amt aus.¹

Die seelsorgliche Betreuung sowie das Abhalten von Gottesdiensten, Trauungen, Taufen und Beerdigungen in französischer Sprache lag in den Händen zweier Geistlicher, nämlich Jacques Astruc und François Baratier. Letzterer wurde 1682 zu Romans an der Isère geboren. Infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes floh seine Mutter mit ihm zunächst in die Schweiz. Nach dem Schulbesuch in Veray und Lausanne war er schließlich Schüler des Französischen Gymnasiums in Berlin. 1710 ließ er sich in Frankfurt an der Oder in der Theologie examinieren, ohne vorher dieses Fach studiert zu haben. Nach bestandener Prüfung war er als Feldprediger in der preußischen Armee tätig. Doch schon bald war er des Militärdiensts überdrüssig und zog sich mit einigen Freunden in die Einsamkeit zurück, um wie die Urväter der Bibel zu leben. Doch nach drei Jahren missfiel ihm diese Lebensart. So wurde er Prediger der französisch-reformierten Gemeinde Wilhelmsdorf. Dort heiratete er

Abb. 1: Westwand im Innern der Franzosenkirche mit Abendmahlstisch und Kanzel sowie den beiden Gobelins mit Vaterunser, Glaubensbekenntnis und den Zehn Geboten.

Foto: Gerd Engl.



1715 Anne Charles, die aus einem berühmten Geschlecht aus Châlons in der Champagne stammte. In Wilhelmsdorf kam auch der erste Sohn der Eheleute zur Welt, der jedoch schon bald verstarb.

1719 wurde François Baratier von Markgraf Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach als zweiter Pfarrer nach Schwabach berufen.² Drei Monate später wurde der zweite Sohn, Isaak François in der Schwabacher Franzosenkirche getauft. Doch bereits elf Monate später mussten die Eltern auch diesen Sohn zu Grabe tragen. Am 19. Januar 1721 erblickte schließlich der dritte Sohn, Jean-Philippe, in Schwabach das Licht der Welt. Seine Taufpaten waren der Fabrikant und Kaufmann Jean Savin und Mademoiselle Marie Magdalaine Claravaux. Die Taufzeremonie hielt

François Baratiers Kollege, der Pfarrer Jacques Astruc.

Ab dem 6. März des gleichen Jahres wurde mit markgräflicher Erlaubnis ein neues Pfarrhaus hinter der „Franzosenkirche“ errichtet, in das die Familie Baratier einzog. Der Pastor musste von seinen 70 Gulden Jahresgehalt 25 Gulden als Miete an die Schwabacher französisch-reformierte Gemeinde bezahlen, welche er in vierteljährlichen Raten zu je 6 Gulden und 15 Kreuzern entrichtete.

Pfarrer Baratier war der Meinung, dass Kinder ab dem zweiten Lebensjahr fähig wären, vielerlei Dinge spielerisch zu lernen. Er beobachtete, wie schnell und unbeschwert Kleinkinder ihre Muttersprache erlernten. Deshalb war er überzeugt, dass sie weit mehr könnten. „Warum solten sie



Abb. 2: Das reformierte Pfarrhaus, errichtet 1721. Foto: Gerd Engl.

z.E. nicht ebenso fähig seyn, die 20. Buchstaben des Alphabeths zu kennen, als sie 20. Personen Gesichter voneinander zu unterscheiden vermögen?“³

Um die Buchstaben zu erlernen, präsentierte der Vater seinem Sohn einen Buchstaben nach dem anderen. Diese stellte er als etwas Lebendiges vor, das mit ihm redete, malte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch usw. Danach brachte er ihm die Buchstabenverbindungen bei.⁴

Am 9. Mai 1726 berichtete die Nr. 37 der „Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen“, die in Leipzig erschien, ausführlich über den Werdegang des fünfjährigen Jean-Philippe Baratier. Im dritten Lebensjahr, als der Knirps Buchstaben und Buchstabenverbindungen flüssig lesen konnte, bekam er sein erstes Buch in die Hände. Im Alter von vier Jahren beherrschte er drei Sprachen. Von Kindesbeinen an war ihm die französische Sprache geläufig, welche

seine Mutter sprach, wenn sie mit ihm redete. Deutsch lernte er von seiner Wärterin und den Kindern in der Nachbarschaft. Latein brachte ihm auf spielerische Art sein Vater bei.

„Als er vier und ein halbes Jahr alt war und die Lateinische Sprache vollkommen inne hatte, fieng sein Vater an, ihm die Griechischen Buchstaben bekannt zu machen, indem er einige derselben unter den Vorschriften, die er ihm vorlegte, mit einmischtte. Nachgehends ließ er ihn im Evangelisten Matthaeo, wiewohl anfangs täglich nur 2 oder 3 Verse, lesen und dieselben oft wiederholen, welche er ihm selbst übersetzte und den Knaben bloß lesen ließ & welches er mit Vergnügen that. Hierdurch ist er soweit gebracht worden, daß er nun ohne Mühe und Schwierigkeit, täglich ein Capitel in den Evangelisten kan lesen und in gut Latein aufs accurateste übersetzen, und der Vater hoffet ihn in 3 oder 4 Monathen in den

Stand zu setzen, daß er das gantze Neue Testament im Griechischen so gut verstehen soll, als im Frantzösischen und Lateinischen.“⁵

Im zweiten Teil der 1725 bei Joh. Friedrich Rüdiger in Nürnberg veröffentlichten „Nova Literaria Circuli Franconici oder Fränkische Gelehrten Historie“ liest man über Jean-Philippe Baratier: „Er kennet die Zahlen, und zählet bis auf 1000, Frantzösisch oder Lateinisch, um die paginae in den Büchern zu finden, und etwas im Register aufzuschlagen.“⁶ Im gleichen Werk erfährt man: „Vor kurtzer Zeit hat man angefangen ihm vom Schreiben einen concept zu machen, welches zwar ohne Dinte, ohne Papier und ohne Feder geschehen; jetzo nimmet er die Feder zur Hand, und schreibt von ihm selbst allerley Worte.“⁷

Über Vater Baratiers Lehrmethode äußerte sich die eingangs erwähnte Leipziger Zeitung folgendermaßen: „Man hütet sich, ihn mit zu vielen Dingen auf einmahl zu überladen, oder alles von ihm zu erlangen, was man erlangen könnte. Seine Freyheit wird ihm vollkommen gelassen und er darf nichts gezwungen thun. [...] Man giebt ihm nichts zu thun, daß ihm beschwehrlich wäre und läßt ihn nichts auswendig lernen; wie er denn auch nichts auswendig kan, als das Vater unser. [...] Wenn er z.Ex. etwas aus einem Capitel des Griechischen N. Test. gelesen hat, nimmt sein Vater ein Wort aus demselben, nach dem andern und fragt ihn, was sie heissen, welches er im herum lauffen, während er mit seinen Sachen spielt, beantwortet. [...] Der Vater läßt ihn wenig und oft lesen, wenn er seines andern Zeitvertreibs müde ist, und er darf niemahls lesen, wenn er an andern Dingen ein Vergnügen finddet; ja er mag lieber gantze Tage, ohne etwas zu lesen, hingehen lassen, als daß er etwas thun sollte, wozu er nicht Lust hat.“⁸

Durch Nachrichten wie diese erfuhr auch der Ansbacher Hof vom „Schwaba-

cher Wunderkind“. Die regierende Fürstin, Markgräfin Christiane Charlotte, lud die Familie Baratier zu einer Audienz ins Ansbacher Schloss ein. Die Regentin, der Hof und der vierzehnjährige Erbprinz Carl Wilhelm Friedrich waren von dem jungen Genie sehr angetan.

Im Oktober 1726 begann Vater Baratier damit, Jean-Philippe an das Hebräische heranzuführen. Im Alter von acht Jahren las der Junge hebräische Texte so flüssig wie griechische. Den Inhalt verstand er, ohne ihn erst übersetzen zu müssen. Von nun an war er bestrebt, Texte nur noch im griechischen oder hebräischen Originaltext zu lesen. In Schwabach ansässige evangelisch-lutherische Geistliche, jüdische Rabbiner und Gelehrte stellten ihm die entsprechende Literatur zur Verfügung.

Neben der Wissensvermittlung war dem Vater die Erziehung des Knaben zu einem anständigen Menschen sehr wichtig. So entstanden dreißig „sittliche Gemälde guter und böser Kinder“, die 1796 von Johann Balbach ins Deutsche übersetzt wurden. Von diesen Prosageschichten berichteten 15 von dem schlechten Ende böser Kinder, z.B. vom eigensinnigen Peter, vom ruchlosen Alexander, vom schmutzigen Nikolaus und vom unruhigen Philipp, dem Ur-Zappel-Philipp.⁹

Im Alter von elf Jahren las Jean-Philippe Baratier in Hebräisch verfasste Schriften von namhaften Talmudisten, Kabbalisten und Historikern. Schwierige und seltene Begriffe schrieb er in ein hebräisches Wörterbuch, das er mit entsprechenden Anmerkungen versah. Daneben eignete er sich Kenntnisse des Chaldäischen, Syrischen und Arabischen an, so dass er bald den Koran ohne Probleme lesen konnte.

So ist es nicht verwunderlich, dass der Elfjährige gegen Ende des Jahres 1732 in die Vorschlagskommission der Synode der

Reformierten Französischen und Deutschen Kirchen in Erlangen gewählt wurde. Damals entstand auch eine Porträtszeichnung des „Schwabacher Wunderkindes“, welche der französisch-reformierte Pfarrer Jean Henry Le Maitre anfertigte. Dieser hatte sich nach dem Tod des Pastors Astruc eigens von Bayreuth nach Schwabach versetzen lassen, um an der Erziehung Jean-Philippes mitzuwirken.¹⁰

Als Zwölfjähriger übersetzte Jean-Philippe Baratier innerhalb von vier Wochen den in Hebräisch verfassten Reisebericht des Rabbi Benjamin, Sohn des Joses von Tudela, der im 12. Jahrhundert durch die jüdische Diaspora im Vorderen Orient gereist war, ins Französische. Der mit eigenen Anmerkungen versehene Text wurde 1734 in Amsterdam gedruckt und verlegt. Dem Werk war ein Kupferstich beigegeben, der den elfjährigen Verfasser zeigte (eine seitenverkehrte Kopie des Bildes von Le Maitre).

Zu dieser Zeit litt der Knabe an einer ernsthaften Erkrankung, nämlich einem Krebsgeschwür am linken Zeigefinger. Trotz Hinzuziehung namhafter Chirurgen und Ärzte sowie zahlreicher Operationen änderte sich der Zustand des Fingers nicht mehr. Dies dürfte mit der Grund gewesen sein, warum sich Jean-Philippe im Laufe seines kurzen Lebens für viele Wissenschaften interessierte, nur nicht für Medizin.

Doch trotz dieses Leidens verfasste er zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen, die in der in Amsterdam gedruckten „Bibliotheque Germanique, ou Histoire Litteraire de l'Allemagne, de la Suisse et des Pays du Nord“ veröffentlicht wurden.¹¹ Dadurch wurden viele Gelehrte auf ihn aufmerksam.

Seit Juni 1731 war der junge Wissenschaftler an der nürnbergischen Universi-



Abb. 3: Jean-Philippe Baratier als Elfjähriger beim Lesen der aufgeschlagenen Bibel. Auf dem Deckblatt wurde auf die Sprachen hingewiesen, die er beherrschte. 1854 angefertigte Kopie von Edmond Lechevallier-Chevignard, nach dem 1732 entstandenen Originalporträt von J.H. Le Maitre, Holzstich von Tamisier. Eigentum des Verfassers.

tät Altdorf immatrikuliert. Höchstwahrscheinlich faszinierte ihn dort vor allem die umfangreiche Bibliothek. Eine gewisse Rolle dürfte auch Professor Johann Heinrich Schulze gespielt haben, der von 1720 bis 1732 dort lehrte und mit dem die Familie Baratier befreundet war.¹² Er war Philologe, Münz- und Altertumsforscher sowie Chemiker. 1727 entdeckte er die Lichtempfindlichkeit des Bromsilbers und schuf damit eine der Grundlagen der Fotografie.¹³ Er war es wohl, der das Interesse des Knaben an der Mathematik und an den Naturwissenschaften, vor allem der Astronomie, weckte.

Der regierende Ansbacher Markgraf Carl Wilhelm Friedrich stellte Jean-Phi-

lippe Baratier sämtliche Bücher seiner Hofbibliothek zur Verfügung und gewährte ihm für die folgenden drei Jahre eine Pension von je 50 Gulden. 1735 erschien Baratiers zweites Werk, das in Nürnberg bei Joh. Friedrich Rüdiger gedruckt wurde und den Titel „Anti-Artemonius, seu initium Evangelii Sancti Johannis Apostoli, ex Antiquitate Ecclesiastica adversus iniquissimam L. M. Artemonii Neo-Photiniani Criticam, vindicatum atque illustratum ...“ trug. Darin wandte sich der junge Verfasser gegen das von Samuel Krel unter dem Pseudonym L. M. Artemonius 1726 veröffentlichte Buch „Initium Evangelii S. Joannis...“, dessen Hauptaussagen er in fünf Abschnitten Stück für Stück widerlegte. Im Titel bezeichnete sich der Autor selbstbewusst als „Schwabacher Student der Theologie und anderer schönen Künste und Kultur“.¹⁴

Bereits vor der Drucklegung dieses Werks beschäftigte sich Baratier verstärkt mit der Mathematik und Geographie, nachdem ihm im Oktober 1734 zwei Globen (Erd- und Himmelsglobus?) in die Hände kamen, welche vermutlich von dem seit Mitte März des Jahres in Schwabach ansässigen Mathematiker und Globenmacher Johann Philipp Andreae stammten. Dieser hatte Kontakte zu Pfarrer Jean Henry Le Maitre und zum französischen Handelsmann Jean Antoine de la Rue.¹⁵

Voller Eifer stellte Jean-Philippe astronomische Geräte aus Pappe her, entwickelte neue Berechnungsmethoden und erstellte Tabellen. Auf diese Art und Weise entstand eine Methode zur Bestimmung der geographischen Länge. 1735 schickte der Vierzehnjährige diesbezügliche Manuskripte an die Gesellschaften der Wissenschaften in Berlin, London und Paris. Letztere äußerten sich anerkennend und

ermunterten den jungen Wissenschaftler, das noch nicht ausgereifte Projekt weiter zu verfolgen.

Anfang 1735 berief der preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Pfarrer François Baratier nach Stettin. Ausgestattet mit einem vom Ansbacher Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich ausgestellten Pass verließ die Familie Baratier Mitte Februar Schwabach. Die Fahrt führte über die alt-ehrwürdigen Universitätsstädte Jena und Leipzig nach Halle, wo man am 7. März 1735 ankam. An der dortigen Universität wirkte seit kurzem Johann Heinrich Schulze als Professor der Philosophie und Geschichte der Medizin, den die Familie Baratier bereits von Altdorf her kannte. Er stellte den jungen Wissenschaftler dem Kanzler der Universität, dem Juristen und Historiker Prof. Johann Peter von Ludewig, vor. Ein ausführliches Gespräch führte schließlich dazu, dass sich Jean-Philippe immatrikulieren ließ und einwilligte, in Halle das Examen eines „Magister Artium“ abzulegen. Am folgenden Tag stand er ab acht Uhr Professoren der Philosophischen Fakultät Rede und Antwort. Dabei stellte er vierzehn Thesen über verschiedene Gebiete der Kritik, Philosophie, Philologie und Astronomie auf, die samt der von ihm verfassten Begründungen von der Kommission zur öffentlichen Disputation zugelassen wurden. Die in Latein abgefassten Thesen wurden noch in der Nacht gedruckt, denn am darauffolgenden Tag, dem 9. März 1735, fand im Auditorium Maximum eine dreistündige öffentliche Diskussion über dieses Papier statt. Leiter der Disputation war der streitbare Professor der Theologie Johann Joachim Lange. Am Schluss wurde Jean-Philippe unter großem Jubel der mehr als zweitausend Zuhörer, darunter Professoren, Studenten und andere Personen, der

Grad eines „Magister Artium“ verliehen. Damit wurde aus dem „Schwabacher Wunderkind“ der jüngste Magister Deutschlands.

Am 11. März setzte die Familie Baratier die geplante Reise nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den Geheimen Rat Prof. Friedrich Hoffmann dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. vorgestellt wurden. In Gegenwart des Monarchen fand ein Gespräch Jean-Philippes mit dem Hofprediger Daniel Ernst Jablonski, dem Präsidenten der „Königlich Preußischen Sozietät der Wissenschaften“, statt. Dabei ging es



Abb.4: Jean-Philippe Baratier und Athene, die Schirmherrin der Wissenschaften. Kupferstich von Johann Georg Wolfgang nach einem Gemälde von Antoine Pesne, 1741.

Foto: Stadtarchiv Schwabach.

vor allem um morgenländische Sprachen und kirchengeschichtliche Themen.¹⁶ Fast sechs Wochen dauerte der Aufenthalt des jungen Wissenschaftlers am preußischen Königshof in Potsdam bzw. Berlin. Dabei kam er fast täglich ins Gespräch mit dem neun Jahre älteren Kronprinzen Friedrich, dem späteren König Friedrich dem Großen, der sich sehr für ihn interessierte, eigens für ihn ein astronomisches Pendel für weitere Experimente anfertigen ließ und ihm hundert Taler schenkte. Königin Sophia Dorothea beauftragte den Hofmaler Antoine Pesne, ein lebensgroßes Porträt des „Schwabacher Wunderkindes“ anzufertigen. Es war für die „Galerie berühmter Persönlichkeiten“ in ihrer Sommerresidenz, dem (im 2. Weltkrieg zerstörten) Schloss Monbijou, vorgesehen. Von dem Originalgemälde, das sich heute im Museum Antoine Lécuyer in Sankt Quentin in Frankreich befindet, existieren zeitgenössische, von dem in preußischen Diensten stehenden Johann Georg Wolfgang angefertigte Kupferstiche. Sie zeigen den vierzehnjährigen Wissenschaftler, der in beiden Händen ein Blatt mit einer astronomischen Zeichnung hält. Auf dem Tisch sind mehrere Bücher und ein Zirkel zu sehen. Davor sind ein Himmelsglobus und ein Teleskop abgebildet. Neben Baratier hat Pallas Athene bzw. Mikene als Schirmherrin der Künste und Wissenschaften Platz genommen. Sie deutet auf eine lateinische Inschrift auf einem Blatt Papier, welche besagt, dass man nicht durch ein hohes Lebensalter, sondern durch Begabung Weisheit erlange.

Während des Aufenthaltes am preußischen Königshof ernannte die „Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften“ in einem Festakt, der am 24. März 1735 stattfand, Jean-Philippe Baratier zu ihrem Mitglied. In der Urkunde, die ihm überreicht

wurde, wurden seine bereits veröffentlichten Werke sowie seine Kenntnisse in den orientalischen Sprachen und in der Geschichte der Antike gewürdigt.

Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der nicht viel von orientalischen Sprachen und antiker Geschichte hielt, ordnete an, dass Jean-Philippe in Halle die Liebe zur Rechtsgelehrsamkeit, vor allem zum Staatsrecht beizubringen sei, und gewährte ihm für vier Jahre ein Stipendium zu je 50 Reichstalern. Sein Vater François Baratier bekam eine Predigerstelle am reformierten Dom in Halle. Dafür wurde ein Pfarrer der dortigen französisch-reformierten Gemeinde nach Stettin wegberufen.

In Halle wohnte der junge Magister bei seinen Eltern im Pfarrhaus und genoss volle Freiheit. Doch machte er sich nichts aus Spiel, Musik, Tanz, Jagd und Wein. Letzteren trank er nur verdünnt, Tabak und Likör vertrug er nicht. Seine einzigen Vergnügungen waren Spaziergänge, Gespräche mit Wissenschaftlern und Studenten sowie die Teilnahme an einem literarischen Zirkel, bei dem nur lateinisch gesprochen wurde.

Gemäß dem Wunsch des preußischen Königs studierte das junge Genie in Halle zwar Jurisprudenz, jedoch nur das Al'lernötigste. Er beschäftigte sich nach wie vor mit der Astronomie. So sandte er um 1738 ein verbessertes Manuskript zur Berechnung der geographischen Länge aufgrund der Deklination und Inklinations der Magnetnadel an die Akademien der Wissenschaften in London und Paris. Zu diesem Zweck stellte er einen von ihm entwickelten Kompass vor und legte Anleitungen über die Lichtbrechung, die Krümmung der Ekliptik und zur Verbesserung astronomischer Tabellen bei.

Durch die Korrespondenz mit diesen ausländischen Stellen erfuhr er, dass be-



Abb. 5: Jean-Philippe Baratier im Jahr 1740. Kupferstich von Andreas Nunzer.

Foto: Stadtmuseum Schwabach.

reits ein englischer und ein französischer Wissenschaftler an dieser Problematik arbeiten würden. Aus diesem Grunde verzichtete er auf intensivere Studien. Von nun an nahm er sich verstärkt der Antike und der Kirchengeschichte an. Über beide Themenbereiche hielt er auch Vorlesungen an der Universität in Halle.

Sein letztes, 1740 in Utrecht gedrucktes Werk befasste sich mit der Chronologie der Bischöfe Roms von Petrus bis Victor. Der in Latein verfasste Band sollte der Auf-takt zu einem umfangreichen Werk über das erste Jahrhundert der christlichen Kirche werden. Zu seinem Lebenswerk wollte er aber eigentlich seine Forschungen über das ägyptische Altertum und die Entzifferung der Hieroglyphen machen.

Allerdings machte ihm sein Krebsleiden einen Strich durch die Rechnung. Zunächst war der Zustand seines Zeigefingers unverändert geblieben, doch im Früh-

jahr 1739 zeigte sich ein Tumor zwischen Backe und Hals. Hinzu kam ein starker Husten mit blutigem Auswurf. Ab Juni 1740 beschäftigte er sich nur noch mit dem Ägypten der Pharaonen. Am Ende seines Lebens spürte er ständig einen Druck in der Brust. Magenschmerzen und häufiges Erbrechen setzten ihm stark zu. Er merkte, dass er bald sterben würde. In einem Gespräch mit seinem Vater stellte er resigniert fest, dass es eigentlich wenig Sinn gehabt habe, so viele Bücher zu lesen, zumal es nur wenige wirklich auserwählte Autoren gab und vieles, was als Neuigkeit gepredigt wurde, bereits im Altertum bekannt war.

Am 5. Oktober 1740, um 14 Uhr, starb das „Schwabacher Wunderkind“ in Halle an der Saale. Es wurde nur 19 Jahre, acht Monate und 16 Tage alt. Sein wissenschaftlicher Nachlass bestand aus elf gedruckten Werken, 21 Manuskripten und fünf Paketen mit Notizen und Skizzen über verschiedenste wissenschaftliche Gebiete.

Die Universität Halle ließ dem Verstorbenen die größten Ehren zukommen. So übernahm sie die Beerdigungskosten. Der Medizinprofessor Johann Juncker würdigte das Leben des Verblichenen. Die anderen Professoren und Dozenten verfassten Trauergedichte oder zeigten ihr Mitgefühl in diversen Aufsätzen, die im Druck erschienen. Die sterblichen Überreste Jean-Philippe Baratiers fanden auf dem Stadttottesacker in Halle in der Gruft seines Gönners, des Kanzlers der Universität, Johann Peter von Ludewig (Bogen 77), ihre letzte Ruhe. Die heute nicht mehr vorhandene Grabinschrift in französischer Sprache verfasste Jean Henry Le Maitre, welcher den Verstorbenen vom achtten bis zum zwölften Lebensjahr in Schwabach hautnah hatte erleben können.¹⁷

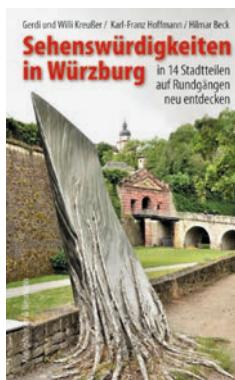
Sicher kann man die Universalität des „Schwabacher Wunderkinds“ bewundern. Der Lebenslauf Baratiers lässt uns erahnen, zu welchen Leistungen der menschliche Geist in jungen Jahren fähig sein kann. Man sollte ihn aber nicht beneiden. – Für uns Menschen des 21. Jahrhunderts ist aber noch etwas Anderes bemerkenswert. Aufgrund seiner Abstammung war Jean-Philippe Baratier Franzose, aufgrund seiner Geburt Schwabacher. Als Franzose und Deutscher wird er zu einem verbindenden Beispiel französisch-deutscher Kultur.

Ulrich Distler studierte das Lehramt an Volksschulen in Nürnberg. Von 1979 bis 2000 war er Mitarbeiter eines kirchengeschichtlichen Arbeitskreises im Religionspädagogischen Zentrum Heilsbronn, den Dr. Gerhard Schröttel leitete. Vorwiegend im Team verfasste er Materialien für den evangelischen Religionsunterricht. Daneben entstanden ein Buch über den Nürnberger Bildhauer Philipp Kittler sowie Broschüren über den Maler und Bildhauer Johann Michael Kupfer und die Geschichte der Schwabacher Grammophon-nadel. Außerdem lieferte er Beiträge zu den Heimatbüchern über Unterreichenbach und Büchenbach sowie den Festschriften „Geschichte des Spitals in Schwabach“ und „Dreieinigkeitskirche Schwabach“. Zusammen mit Klaus Huber erstellte er Kirchenführer über die Schwabacher Spitalkirche, die Schwabacher Franzosenkirche und die Schwabacher Stadtkirche sowie drei Broschüren zur Geschichte des Schwabacher Brauwesens. Seit 2016 ist er im Ruhestand. Seine Anschrift lautet: Stadt-parkstraße 21 d, 91126 Schwabach, E-Mail: friedrich-distler@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Rückert, Christoph: Jean-Philippe Baratier. Das „Schwabacher Wunderkind“. Schwabach 1995, S. 5ff.
- 2 Heckel, Gottlob: Das Schwabacher Wunderkind Jean-Philippe Baratier, in: Krauß, Heinrich (Hrsg.): Heimatsammelmappe. Schwabach 1923/24, S. 9f.
- 3 Baratier, François: „Merckwürdige Nachricht von einem sehr frühzeitig gelehrten Kinde nebst vielen zur Kinder-Zucht gehörig-nützlichen Anmerckungen und einer Vorrede von gelehrten Kindern“. Stettin-Leipzig 1728, S. 4.
- 4 Brockhaus Conversations-Lexikon. Bd. 1. Amsterdam 1809, S. 118.
- 5 Nr. XXXVII. Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen Auf das Jahr 1726. Leipzig, den 9. May, S. 366.
- 6 Rüdiger, Johann Friedrich (Hrsg.): Nova Literaria Circuli Franconici oder Fränkische Gelehrten Historie... Zweites Stuck. Nürnberg 1725, S. 92.
- 7 Ebd., S. 93.
- 8 Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen (wie Anm. 5), S. 367f.
- 9 Balbach, Johann: Sittliche Gemälde guter und böser Kinder; oder Unterhaltungen des Vaters Baratier mit seinem Sohn Philipp, nebst einer kurzen Lebensgeschichte dieses berühmten Wunderkindes, und einige Auszüge aus dem Tagebuch eines siebenjährigen Knaben. 2. Aufl. Nürnberg 1796.
- 10 Rückert: Baratier (wie Anm. 1), S. 19.
- 11 Vgl. „Bibliotheque Germanique“. Bd. 26. Amsterdam 1733, S. 1–46; Bd. 30. Amsterdam 1734, S. 115ff., Bd. 33. Amsterdam 1735, S. 135–144, Bd. 36. Amsterdam 1736, S. 147, Bd. 40. Amsterdam 1737, S. 80–100, Bd. 45. Amsterdam 1739, Article VIII, S. 159–180, Bd. 48. Amsterdam 1740, S. 50–99.
- 12 Rückert: Baratier (wie Anm. 1), S. 19.
- 13 Lengenfelder, Konrad: Johann Puschners Ansichten von der Nürnbergischen Universität Altdorf. Nürnberg 1964, S. 42.
- 14 Engelhardt, Karl: Fränkische Lebensbilder. Jean-Philippe Baratier, das „Schwabacher Wunderkind“, in: Krauß, Heinrich (Hrsg.): Schwabach Stadt und Bezirk. Ein Heimat-Handbuch. Bd. 3. Schwabach 1933, S. 96f.
- 15 Hampe, Theodor: Johann Philipp Andreae und das Medaillen-Pasquill auf den Nürnberger Rat von 1731, in: Mummenhoff, Ernst (Hrsg.): Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Nr. 22. Nürnberg 1918, S. 266.
- 16 Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste. Supplement 2. Leipzig 1751, Spalte 1464.
- 17 Ebd., Spalte 1468.

Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber!



Ein im letzten Jahr erschienener Stadtführer, der einlädt, 356 vielfach übersehene Sehenswürdigkeiten in Würzburger Stadtteilen zu entdecken:

Gerdi und Willi Kreußer / Karl-Franz Hoffmann / Hilmar Beck
Sehenswürdigkeiten in Würzburg – in 14 Stadtteilen auf
Rundgängen neu entdecken
Würzburg 2020

Peter A. Süß

Großartige Schenkung der FRANKENBUND-Gruppe Würzburg an das Martin von Wagner-Museum der Universität Würzburg

Im vergangenen Jahr wäre nicht nur die Gründung des FRANKENBUNDES vor 100 Jahren zu feiern gewesen, sondern auch der Grundsteinlegung der heutigen UNESCO-Weltkulturerbestätte Würzburger Residenz vor 300 Jahren hätte gedacht werden müssen. Da die hierzu geplanten Jubiläumsfeierlichkeiten (mit Ausnahme der Enthüllung der Gedenktafel am Gründungsort unseres Vereins)¹ der Corona-Pandemie zum Opfer fielen, ergab sich für die Würzburger Gruppe des FRANKENBUNDES dennoch ein positiver Nebeneffekt. Die wegen der ausfallenden Veranstaltungen eingesparten Finanzmittel konnten für ein großzügiges Engagement anderer Art eingesetzt werden.

Anstatt weiterer Feiern vermochte die Würzburger FRANKENBUND-Gruppe dem Martin von Wagner-Museum der Universität Würzburg eine bedeutende Schenkung zu übergeben: nämlich eine Abbildung der Residenz im Miniaturformat aus dem Jahr der Grundsteinlegung. Damit dürfte diese Ansicht die wohl älteste Darstellung des gerade begonnenen Bauprojektes überhaupt sein! Da das Martin von Wagner-Museum in der Residenz seinen Sitz hat, war der Vorstand der Gruppe unter der Leitung von Bundesfreundin Dr. Verena Friedrich der Meinung, das Blatt gehöre nirgendwo anders hin als in diese stets förderungswürdige Institution.

Nach der Offerte eines Würzburger Kunsthändlers hatte die Würzburger Gruppe diese Miniatur des 18. Jahrhunderts, die zwar vom Format her klein, dafür aber umso größer in ihrer Bedeutung ist, erwer-



Abb. 1: Die neuerworbene Miniatur ist ein Werk Wolfgang Höglers (1674–1754) und zeigt die Stadt Würzburg mit der frühesten Ansicht des Residenzbaus.
Foto: André Mischke.

ben und dem Direktor der Neueren Abteilung des Museums, Prof. Dr. Damian Dombrowski, übergeben können. Dieser nahm das Gratulationsblatt dankbar entgegen und bezeichnete die Neuerwerbung als „ideale Ergänzung“ der Museumssammlungen. Die detaillierte Malerei wurde übrigens auch allen Würzburger Bundesfreunden in Form einer Klappkarte als Jahresgabe überreicht. Auf dieser beschreibt das Ehrenmitglied der Würzburger Grup-

pe, Prof. Dr. Stefan Kummer, der früherer Ordinarius für Kunstgeschichte und ausgewiesener Experte der Geschichte des „Schlosses über den Schlössern“ ist, das herausragende Kunstwerk eingehend, wie folgt:²

,Ein Huldigungsblatt für Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn

Aus dem Kunsthandel konnte die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES im zu Ende gehenden Jahr 2020 eine feine, 19,3 x 13,9 cm messende, auf Pergament gemalte Miniatur erwerben, die der Verein dem Martin von Wagner-Museum zum Geschenk gemacht hat. Das kleine Bild stammt aus der alten Würzburger Familie Härth und wurde von Prof. Dr. Wilhelm Engel, der es in den „Altfränkischen Bildern“, Jg. 57 (1958) publizierte, dem aus dem Salzburgischen stammenden und in Würzburg etwa ein halbes Jahrhundert tätigen Miniaturmaler Wolfgang Högler (1674–1754) zugeschrieben.

Auf dem Blatt ist im unteren Drittel eine Gesamtansicht der in die Landschaft eingebetteten, hell leuchtenden Stadt Würzburg, in den oberen zwei Dritteln die tiefblaue himmlische Sphäre dargestellt. Dort schwebt eine Wolkenbank, auf der drei Putti knien, von denen der eine, in der Mitte, das Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp Franz von Schönborn (reg. 1719–1724) vorweist, der linke die Hände zum Gebet faltet und der rechte aus dem Bild deutet. Darüber erscheint eine von Wolken und Cherubs-Köpfchen gerahmte Aureole mit dem golden leuchtenden Monogramm Christi (IHS).

Ohne Zweifel soll die himmlische Szenerie die Botschaft vermitteln, dass die Herrschaft des Fürstbischofs von Gottes Gnaden und von Gott gewollt sei. Darauf weist zudem die Inschrift hin, die den Wap-

penschild unten rahmt: „*Benedices Coronae Anni Benignitatis tuae Ps. 64,12*“: Du wirst das Jahr (mit) deiner Güte krönen. Offensichtlich bezieht sich die Inschrift auf ein bestimmtes, mit der Güte Gottes gesegnetes Jahr, und damit kann nur jenes Jahr (1719) gemeint sein, in dem Johann Philipp Franz von Schönborn zum Fürstbischof gewählt worden ist. Dies vorausgesetzt, ließe sich die Miniatur in den Zeitraum 1719/20 datieren, was für die Darstellung im unteren Blattdrittel von Bedeutung ist.

Hier sehen wir eine vortreffliche Ansicht der in den Talkessel eingebetteten Stadt Würzburg, wie sie sich vom Steinberg aus darbietet. Im Gegensatz zu ihrem berühmten Vorläufer, der Stadtansicht Merians von 1632, umgürtet nunmehr der Ring barocker Bastionen die sich rechts und links des Mains erstreckende Stadt, aber ihren Charakter prägt nach wie vor die Silhouette der vielen Kirch- und Wehrtürme. Während Merian dem geistlichen, von der Kathedrale beherrschten Zentrum im Herzen der Stadt rechts des Mains das jenseits des Mains über der Stadt gelegene Schloss Marienberg als Gegenpol gegenüberstellt, bestimmen Höglers Miniatur drei Akzente, indem nun die neue, von Johann Philipp Franz von Schönborn im Jahre 1720 begonnene Residenz auf dem Rennweg als drittes stadtbildprägendes Gebäude hinzugereten ist.

Zwar waren erst die Fundamente an der Nordwestecke des Baus gelegt, als Högler sein Bild schuf, aber er stellte den Bau, offensichtlich gestützt auf Pläne, die ihm bekannt waren, bereits so dar, als sei er einschließlich des großen, sich in südwestlicher Richtung anschließenden Komplexes von Wirtschaftsbauten bereits vollendet. Die Größe der Residenz erscheint zwar ein wenig übertrieben, aber darin kommt zum

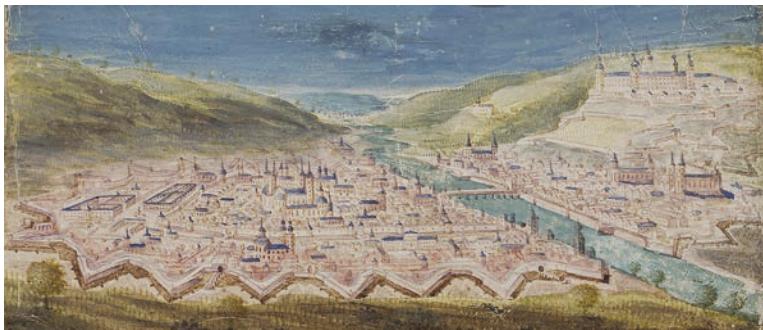


Abb. 2: Die Detailansicht der Stadt Würzburg mit der Darstellung des Residenzprojektes Balthasar Neumanns. Foto: André Mischke.

Ausdruck, dass der Neubau völlig neue Maßstäbe in Würzburg setzte.

Seine Gesamtform, die Synthese aus einem Dreiflügelbau mit zwei verdoppelten Vierflügelanlagen, ist den gemeinsamen Planungen des Bauherrn mit Balthasar Neumann zu verdanken. Hinzu kommen einzelne Elemente, die von den Mainzer Architekten Maximilian von Welsch und Philipp Christoph von Erthal in den ersten Monaten des Jahres 1720 beigetragen wurden. Dies sind vor allem die ovalen Mittelpavillons der Seitenfassaden mit den Kuppeldächern, von denen der am Rennweg gelegene, der damals zur Aufnahme der Hofkirche bestimmt war, auf der Miniatur Höglers dargestellt ist. Die von dem Maler berücksichtigten Mainzer Elemente beweisen, dass sein Bild nicht mehr 1719, sondern im Jahr darauf, 1720, entstanden ist. Ein späteres Datum erscheint nach Ausweis der Inschrift ausgeschlossen, da mit dieser offensichtlich der Regierungsantritt des Bauherrn der Residenz gefeiert wird. Somit enthält die Miniatur Höglers die fröhteste erhaltene Gesamtansicht der Residenz, was sie in den Rang eines besonders wertvollen Zeugnisses der Geschichte dieses außerordentlichen Bauwerks erhebt.¹

Nachdem schon Ende 2019 ein kleines Medaillon mit dem Porträt des Architekten der Residenz Balthasar Neumann in

die Sammlungen des Martin von Wagner-Museums gelangt war und nun mit der Schenkung der FRANKENBUND-Gruppe Würzburg zum Jahresende ein Kunstwerk, das die Residenz selbst zeigt, als Neuzugang die Kollektion bereichert, war diese zeitliche Koinzidenz nach Aussage des Museumsdirektors quasi die perfekte Rahmung des Jahres 2020, in dem sich bekanntlich im Mai die Grundsteinlegung des riesigen Schlossbaus zum 300. Mal jährte. Da die beiden Werke nicht nur chronologisch zueinander passen, sondern auch das Miniaturformat gemeinsam haben, plant die Museumsleitung, sie in Verbindung miteinander in der Dauerausstellung zu präsentieren. So wird sich demnächst neben den Freunden des FRANKENBUNDES auch die allgemeine Öffentlichkeit von der herausragenden Qualität des Höglerschen Widmungsblattes in seiner minutiösen Detailtreue und leuchtenden Farbigkeit in den Räumen des Universitätsmuseums überzeugen können.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. den Bericht von Johannes Schellakowsky darüber in: *FRANKENLAND* Heft 4 2020, S. 285ff.
- 2 Die Schriftleitung dankt Bundesfreund Prof. Dr. Stefan Kummer sehr herzlich für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck seines Textes.

Thomas Baier/Jochen Schultheiß (Hrsg.): **Würzburger Humanismus** (NeoLatina 23). Tübingen [Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG] 2015; ISBN 978-3-8233-6898-4, 295 S., 98 Euro.

Vor dem Hintergrund der intensiven Rezeption der literarisch-pädagogischen Bildungsbewegung des Humanismus und der Ausprägung zahlreicher Zentren sprach der bayerische Landeshistoriker und Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Landesgeschichte an der Universität München Andreas Kraus (1922–2012) von Franken als einer „idealen Heimstätte des Humanismus“. Der vorliegende Sammelband, der aus einer Würzburger Tagung aus dem Jahre 2013 hervorgegangen ist, stellt auf eindrucksvolle Weise heraus, welche „zum Teil bis heute sichtbaren Spuren“ (S. VII) einzelne Vertreter des Humanismus in Würzburg und Franken hinterlassen haben. Als Vertreter eines internationalen Gelehrtennetzwerks haben sie durch ihre literarische Produktion, durch wissenschaftliche Beziehungen und durch ihre akademische Wanderschaft vielfach zur kulturellen Prägung Frankens beigetragen. Wie in anderen Regionen des Alten Reiches – genannt werden hier das Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg oder das Oberrheintal – entwickelte sich daraus nach den Worten der Herausgeber eine „humanistische Kulturlandschaft“ (S. VII), was in begrifflicher, regionaler und zeitlicher Hinsicht freilich unbestimmt bleibt.

Zu den Vertretern der *res publica eruditorum* zählte eine der zentralen „Anfangsfiguren deutscher Literaturgeschichte“ (Jörg Robert), der aus Wipfeld gebürtige Dichter Konrad Celtis (1459–1508), dem allein sechs Beiträge des Bandes gewidmet sind, genauso wie der aus Schweinfurt stammende Philologe und Arzt Johannes Sinapi-

us (1505–1560), dessen enge Beziehung zu Würzburg als Leibarzt Fürstbischof Melchior Zobels von Giebelstadt in den Jahren von 1546 bis 1558 herausgestellt werden soll. Seine teilweise freundschaftlichen Beziehungen zu zeitgenössischen Verlegern und Druckern und die damit verbundenen Rückwirkungen auf seine literarische Produktion werden in einem eigenen Aufsatz gewürdigt. Den Beziehungen des gelehrten Benediktinerabtes von Sponheim und seit 1506 des Schottenklosters in Würzburg, Johannes Trithemius (1462–1516), zu Kaiser Maximilian I. ist ein eigener Aufsatz gewidmet, während weitere Studien seine Abhandlung zur Geheimschrift und seine wissenschaftlichen Kontakte zu Paul Volz (1480–1544) in das Blickfeld rücken. Weitere Spezialstudien über Engelhard Funk (Scintilla), Johannes Cuspinian, Johannes Butzbach, Petrus Lotichius Secundus und Paulus Schedius Melissus verdichten den Eindruck, dass das Gebiet des heutigen Unterfrankens mit seiner damaligen Residenzstadt Würzburg eine Kernregion des deutschen Humanismus mit weiter Ausstrahlungskraft darstellte. Der sorgfältig redigierte, mit einem Register und einem Stellenindex ausgestattete Band, dessen Fülle von Impulsen auf weitere vertiefende Studien zu einzelnen Verfassern hoffen lässt, hätte im Sinne der vergleichenden Landesgeschichte ein zusammenfassendes Fazit verdient gehabt. Ungeachtet dessen erschließt er zahlreiche in editorischer und interpretatorischer Hinsicht noch unbearbeitete Werke fränkischer Humanisten, stellt einen wichtigen Beitrag zur fränkischen Bildungs- und Geistesgeschichte dar und ergänzt das Gesamtbild des Humanismus im Alten Reich um wichtige Aspekte und Facetten.

Johannes Schellakowsky

Hirschfelder, Heinrich: **Das Kriegsgefangenenlager Erlangen und seine auswärtigen Arbeitskommandos im Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zum Gefangenewesen im Königreich Bayern.** Berlin [Zeitgeschichtliche zba.Buch-Reihe] 2016; ISBN 978-3-945130-07-0, 158 S., zahlr. Abb., 12,90 Euro.

Im Verlaufe des Ersten Weltkrieges gerieten nach wissenschaftlichen Schätzungen mindestens sieben Millionen, vielleicht sogar acht bis neun Millionen Soldaten in die Hand gegnerischer Streitkräfte. Damit stellte Kriegsgefangenschaft „ein Massenphänomen mit bis dahin nicht bekannten Dimensionen“ (Jochen Oltmer (Hrsg.): Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Paderborn u.a. 2006, S. 11) dar, das zudem nicht allein auf die Kriegsjahre 1914 bis 1918 beschränkt blieb, sondern als politisches Problem die Nachkriegszeit bis zum Jahre 1922 überschattete. Das Schicksal der Kriegsgefangenen des Ersten Weltkrieges, ihre individuellen Erfahrungen und die Fragen ihrer Unterbringung, aber auch die damit verbundenen außen-, nationalitätenpolitischen und wirtschaftlichen Probleme blieben lange in der Forschung unberücksichtigt und wurden erst im letzten Jahrzehnt intensiver thematisiert.

Das im Herbst 1914 auf dem Exerzierplatz bei der Artilleriekaserne errichtete und März 1915 eröffnete „Kriegsgefangenenlager Erlangen“ war bisher Gegenstand verschiedener Studien zur Erlanger Stadtgeschichte oder in übergreifenden Darstellungen. Auf der Grundlage archivalischer Quellen aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv (Kriegsarchiv), dem Staatsarchiv Nürnberg, dem Stadtarchiv Erlangen und der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg ergänzt die vorliegende Untersuchung die bisherigen Forschungen und

zeichnet ein vielseitiges und differenziertes Bild von der Lebenswelt im Lager, der Verwaltung, Organisation und Bewachung sowie vom Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen. Zum ersten Lagerkommandanten wurde der aus dem oberfränkischen Lichtenfels stammende Max Först (1865–1947) berufen, der ab 1917 von dem aus Altenstadt gebürtigen Hauptmann Franz Saran (1866–1931) vertreten wurde. Saran war als habilitierter Germanist im Jahre 1913 von Halle auf den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur und zum Direktor des Deutschen Seminars an die Universität Erlangen berufen worden. Bereits während des Krieges überließ er interne Unterlagen aus dem Lager der damals entstehenden „Kriegssammlung“ der Universitätsbibliothek zur dauernden Aufbewahrung, die vom Verfasser benutzt und ausgewertet wurden.

Während das Lager zum Zeitpunkt seiner Errichtung für die Aufnahme von 3.600 Gefangenen ausgelegt war, vergrößerte es sich im März 1918 durch die Verlegung des weitaus größeren Kriegsgefangenenlagers Nürnberg nach Erlangen. Dieser Phase unter dem Lagerkommandanten Oberstleutnant a.D. Friedrich Eisenhofer (1859–1922) ist ein eigener Abschnitt der Darstellung gewidmet. Darüber hinaus wird die besondere Situation der russischen Gefangenen untersucht, die spätestens seit 1917 die stärkste Gruppierung im Lager darstellten und deren Situation im Vergleich mit den französischen oder italienischen Gefangenen aufgrund der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche im zaristischen Russland ungleich schwieriger war. Als die letzten Internierten das Lager im Mai 1921 verließen, war ihre Zukunft durch den Bürgerkrieg und die Hungersnöte in Russland unsicher; einige von ihnen entschieden sich deshalb, als

Ausländer in Deutschland zu bleiben. Am Ende des Krieges umfasste das Lager mit allen Außenlagern und Außenkommandos fast 12.000 Gefangene, von denen 89 Prozent zu auswärtigen Arbeiten abgestellt waren.

Die quellennahe, mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete und mit Unterstützung des Heimat- und Geschichtsvereins Erlangen e.V. gedruckte Studie, die leider nicht alle Ergebnisse der nationalen und internationalen Forschung (wie beispielsweise von Jochen Oltmer oder Benjamin Ziemann) berücksichtigt hat, verbindet ihre Ergebnisse stets mit der politischen, militärischen sowie wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Entwicklung in Bayern. Aus der intensiven Heranziehung und Auswertung von persönlichen Quellen und der Ergänzung durch zahlreiche Fotografien konnten das Leben im Lager und die Schicksale von Gefangenen unterschiedlicher Nationalitäten rekonstruiert werden. Aber auch die Perspektive des deutschen Bewachungspersonals und der „Arbeitgeber“ in der Landwirtschaft, in der Industrie und in den Gewerbebetrieben wurde nicht ausgeblendet. Über die Stadtgeschichte Erlangens und die fränkische und bayerische Landesgeschichte hinaus stellt die Studie einen wichtigen Beitrag zur städtischen Erinnerungskultur zu einer nahezu völlig vergessenen Thematik des Ersten Weltkriegs dar. *Johannes Schellakowsky*

E. [rnst] W. [ilhelm] Heine: **Toppler. Ein Mordfall im Mittelalter**. Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2018; ISBN 978-3-7917-2819-3, 200 S., 22,00 Euro.

Die wechselvolle Biographie und das über Franken hinaus bekannte Schicksal des Rothenburger Bürgermeisters Heinrich Topp-

ler (um 1340–1408) bildeten bereits in der Vergangenheit den Stoff für literarische Umsetzungen unterschiedlichster Art, die wenig oder nur kaum überzeugen konnten. In exemplarischer Form sei hier an den vielfach gedruckten Roman des Volkschriftstellers und Pfarrers Paul Schreckenbach (1866–1922) aus dem Jahre 1911, der 1943 von Heinrich Bantelmann in eine Oper umgeformt wurde, oder die dramatische Behandlung durch Hanna Rademacher (1881–1979) aus dem Jahr 1933 erinnert.

Der erstmals 1990 veröffentlichte, 2002 neu aufgelegte und nun erneut publizierte historische Roman des Architekten und Schriftstellers Ernst Wilhelm Heine reiht sich ein in die vielfach umstrittene, aber bis heute blühende Toppler-Belletristik. Aber auch nach zwei Verlagswechseln und einer neuen Aufmachung bleiben manche Thesen des Romans zweifelhaft, da es dafür schlicht keine konkreten Quellennachweise gibt. Wer sich also auf historisch sicherem Boden und mit den nötigen Quellennachweisen versehen informieren will, der greife zu den Arbeiten von Ludwig Schnurrer, der nach wie vor als der beste Kenner der Zeitverhältnisse und der Biographie Topplers gelten kann.

Johannes Schellakowsky

Bernd Pappe: **Galante Miniaturen. Die Sammlung Dr. Löer im Neuen Schloss Bayreuth**. Hrsg. von der Bayerischen Schlösserverwaltung. Regensburg [Schnell & Steiner] 2019; ISBN 978-3-7954-3420-5., geb., 28 x 24 cm, 183 S., 164 Farabb., 34 Euro.

„Im Neuen Schloss zu Bayreuth wird eine Sammlung präsentiert, die ihresgleichen sucht, und das nicht nur in Bayern oder Deutsch-

*land. Die Behauptung ist nicht zu hoch ge-
griffen, dass es weltweit kein Museum gibt,
das etwas Vergleichbares vorweisen kann.“* Damit nicht genug: Die Sammlung, die sechs Jahre nach der Eröffnung einen exzellenten Sammlungskatalog bekam, hängt mit dem Ort, dem sie gestiftet wurde, inhaltlich enger zusammen, als es der erste Anschein suggeriert.

Erstaunlich ist schon die Tatsache, dass ein Stifterpaar aus dem Norden Deutschlands der Bayerischen Schlösserverwaltung eine einzigartige Sammlung von 92 kostbaren Stücken quasi bedingungslos schenkt! Das Ehepaar Hans-Ullrich und Eva Löer hat seit vielen Jahren die Miniaturen gesammelt, die aufgrund ihrer eindeutig erotischen, bisweilen sexuellen Bildinhalte mit dem Sammelbegriff des ‚Galanter‘ bedacht wurden; für diese sinnliche Gattung fanden sie, so sagten sie, keinen besseren Verwahrungs- und Ausstellungs-ort als Bayern – und hier war es das Neue Schloss in Bayreuth, in dem man schließlich den idealen, weil inhaltlich besten Rahmen für die Kollektion gefunden zu haben glaubte.

Peter Krückmann, der langjährige Fachreferent der Schlösserverwaltung für Bayreuth, erläutert denn auch im Vorwort den Zusammenhang zwischen den Stücken und den drei Räumen des Schlosses, in denen die Miniaturen seit 2013 präsentiert werden. In diesem Sinne handelt es sich bei der Sammlung, die an sich keinerlei direkte Beziehungen zu Franken oder zur Markgrafschaft Bayreuth des 18. Jahrhunderts aufweist, um eine integrale museale Ergänzung innerhalb des Schlosskomplexes, der mit dem Wilhelmine-Museum, der umfangreichen Bayreuther Faience-Sammlung und der bedeutenden Zweiggalerie der Bayerischen Staatsgemäl-

desammlung schon drei wichtige – und vor allem in den kulturellen Rahmen des Schlosses eingepasste – Museen besitzt (sehen wir einmal vom quasi fachfremden Archäologischen Museum im Obergeschoss des Italienischen Baus ab, das jedoch die verzierten Räume der späten Markgrafenzeit dem Publikum auf diese Weise gelegentlich öffnet).

Die Sammlung Löer befindet sich nämlich in der ersten ehemaligen Privatwohnung Markgraf Friedrichs II. (reg. 1735–1763), deren Ausstattung den Geist und die witzige Sensibilität von manch ‚galanter‘ Miniatur repräsentiert. Krückmann weist auf den Deckenstuck mit der Darstellung Amors und eines schlafenden Jünglings hin, der im Rahmen der sonstigen erotischen Details der Stuckdekorationen des Neuen Schlosses eher typisch als die Ausnahme ist.

Seltsamerweise findet sich diese Szene nicht in der Ausstattung aus Markgraf Friedrichs, sondern aus Markgraf Friedrich Christians Zeit, was verwundert, ist doch dieser Regent nicht als ‚galanter‘ Fürst in die Bayreuther Geschichte eingegangen. Es gehört zu den Vorzügen des Sammlungskatalogs, auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht zu haben, um der Sammlung Löer ihren quasi historischen ‚Sitz im Leben‘ zuzuweisen.

In diesem Sinne präsentiert der reich ausgestattete Katalog mit seiner profunden kunsthistorischen Einführung in das Thema „Miniatur“, mit seinen Farabbildungen sämtlicher Objekte und seinen ikonographischen Vergleichsstücken eine Welt, die auch die ideal betrachtete Welt Markgraf Friedrichs und ein wenig noch seines Nachfolgers war. Zusammen mit der Sammlung der holländischen und deutschen Gemälde des Spätbarock, die vor-

nehmlich die klassizistischen Kunstinteressen des Markgrafenpaars widerspiegelt und gleichfalls mit einem ausführlichen Sammlungskatalog ihre wissenschaftliche Bearbeitung erfuhr, stehen die vor allem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Miniaturen der Sammlung Löer (besonders stark vertreten sind der Franzose Jacques Charlier [1706–1790] und Carl Gustav Klingstedt [1657–1734]) für eine über die Grenzen des Markgraftums weisende höfische und sehr private Kultur, wie sie für die in Franken gelegenen und frankophilen Fürstentümer des Absolutismus typisch war – und wie sie in dieser Fülle nur im Hauptschloss des Markgrafenpaars Friedrich und Wilhelmine von Bayreuth besichtigt werden kann. *Frank Piontek*

Andrea Brandl (Hrsg.): **Schweinfurt und seine Gartenstadt** (Made in Schweinfurt XVI, Schweinfurter Museumsschriften 224/2017). Begleitbroschüre zur Ausstellung im Bunker Blaue Leite vom 30. Juni bis 10. Sept. 2017, bearb. v. Daniela Kühnel M.A., Rödelsee. Schweinfurt [Druckhaus Weppert] 2017; ISBN 978-3-945255-09-4, 43 S., zahlr. teils farb. Abb.

Zugleich (gewendet)
 Bauverein Schweinfurt eG (Hrsg.): **Wohnen im Wandel – 100 Jahre Bauverein Schweinfurt.** Begleitbroschüre zur Ausstellung im Haus Georg-Groha-Str. 25 vom 5. Mai bis 30. Sept. 2017, bearb. v. Daniela Kühnel M.A., Rödelsee. Schweinfurt [Druckhaus Weppert] 2017; ISBN w.o., 41 S., zahlr. teils farb. Abb.

Das „Wende- oder Umkehrbuch“ beinhaltet die Begleittexte zu zwei Ausstellungen, die großenteils zeitgleich im genannten Stadtteil stattfanden. 100 Jahre nach der

Gründung des Bauvereins und wenig später mit den ersten Baumaßnahmen beginnt die Geschichte des Schweinfurter Stadtteils Gartenstadt. Die Idee der Gartenstadt kam aus England von Ebenezer Howard (1850–1929). Ins Deutsche Kaiserreich wurde die Idee 1902 durch die Deutsche Gartenstadtgesellschaft getragen. Der 1907 gegründete Deutsche Werkbund trug die Idee weiter. Mitbegründer des Werkbundes war der in Schweinfurt geborene Architekt Theodor Fischer, der bereits u.a. mit Gmündersdorf in Reutlingen Erfahrungen mit dem Bau von Arbeitersiedlungen im Gartenstadtstil hatte. Fischer entwickelte dort ab 1903 rund 17 Typenhäuser sowie eine Menge Sonderbauten, wie z.B. Kaufhaus, Wirtschaft, Metzgerei, Wasch- und Wirtschaftshäuser usw. Auch an der ersten und bedeutendsten deutschen Gartenstadt, der Hellerau in Dresden, war Fischer beteiligt. Für Schweinfurt entwickelte Fischer die Konzeption. Erste Entwürfe stammten aus dem Jahr 1919.

Gartenstädte entstanden zu dieser Zeit in vielen Kommunen. Jede hat ihre eigene Entstehungsgeschichte und besondere Schwerpunkte. In Schweinfurt war die Wohnungsnot durch die rapide Industrialisierung besonders ausgeprägt. So hat der Bauverein starke Wurzeln bei den damals führenden Industriellen, aber auch auf Arbeitnehmer und Gewerkschaftsseite. Dies wird in beiden Ausstellungskatalogen deutlich. Durch die prominente Vertretung auf Seiten des Architekten ist der Start der Anlage gut gelungen. Bereits 1921 lebten 35 Familien in der Gartenstadt, die sich in den kommenden Jahrzehnten kontinuierlich weiterentwickelte. Heute verwaltet der Bauverein etwa 1.800 Wohnungen bei etwa doppelt so vielen Mitgliedern und ge-

hört damit hierzulande von seiner Größe ins erste Drittel vergleichbarer Genossenschaften.

Das Musterhaus in der Georg-Groh-Straße veranschaulicht in der Ausstellung die damalige Hausgestaltung und deren Ausstattung mit Stall und Waschküche zur Bauzeit. Zeitgenössisches Mobiliar vervollständigt den Eindruck des häuslichen Lebens kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Die Genossenschaftsbewegung entstand bereits im Kaiserreich. Auf der Basis der Beiträge Einzelner entstanden Gemeinschaftsleistungen zum Vorteil aller Genossenschaftsmitglieder, hier zur Schaffung von Wohnraum. Die Genossenschaftsidee und -praxis wurde als erster Beitrag Deutschlands in die Liste des immateriellen UNESCO-Weltkulturerbes eingetragen.

Das Vorwort des Oberbürgermeisters Sebastian Remelé, Anmerkungen, Bildnachweise und Impressum klammern den städtischen Ausstellungskatalogs. Gewendet findet man den Ausstellungskatalog des Bauvereins mit Grußworten des Aufsichtsratsvorsitzenden, des Verbandsdirektors des bay. Wohnungsunternehmen e.V. und des Oberbürgermeisters. Im Anhang sind die Namen der Vorstände, Vorsitzende und Mitglieder des Aufsichtsrats gelistet, die Straßenbenennungen vor 1933 / 1945 / 2017 und die Anmerkungen verzeichnet.

Eine außergewöhnlich erfolgreiche Ausstellungsreihe jährt sich zum sechzehnten Mal: *Made in Schweinfurt*. Für die Ausstellungsbrochüren scheint ein Format gefunden zu sein, diesmal durch ein „Wendebuch“ und wieder ganz in der anspruchsvollen Qualität der Museumsschriften umgesetzt. Auch unter der neuen Leitung der Städtischen Sammlungen wird die gute Tradition fortgesetzt, einmal im Jahr eine Ausstellung zu einem Thema der Indus-

triekultur und deren Umfeld (diesmal vor Ort) durchzuführen und auch dazu ein Begleitheft herauszugeben. Weiter so!

Thomas Voit

Cornelia Mence: „**Judenbildstock**“.**Viehhandel und Strafprozess. Die Aufarbeitung eines Mordes im Jahr 1853 im Sinnbergwald bei Bad Brückenau.** Hammelburg [Walz Druckcenter] 2020; ISBN 978-3-00-063511-3, 114 S., zahlr. Abb., 15 Euro.

Cornelia Mence, Heimatpflegerin für den Altlandkreis Bad Brückenau und für die Geschichte der Juden im Landkreis Bad Kissingen, hat ihren Publikationen zum jüdischen Leben im Landkreis Bad Kissingen ein weiteres Buch hinzugefügt. Der Ausgangspunkt ihrer Forschungen lässt sich genau lokalisieren: Es handelt sich um einen Bildstock aus dem Jahr 1724, der heute an einem Wanderweg zwischen Bad Brückenau und Oberleichtersbach steht.

Mence ging der Frage nach, warum dieser, mindestens seit den 1930er Jahren, als Judenbildstock bezeichnet wird und stieß bei ihren Recherchen auf die Ermordung eines jüdischen Viehhändlers. Detaillierte Informationen dazu entdeckte die Autorin im Hessischen Staatsarchiv Marburg und konnte anhand von Vernehmungsprotokollen und amtlichen Schriftstücken eine Kriminalgeschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts aufrollen.

Der 1827 geborene jüdische Viehhändler Josef Frank aus Schondra wurde am 31. Mai 1853 ermordet im Wald aufgefunden, seine Geldtasche fehlte. Der Verdacht fiel auf den Wirt Johann Georg Müller vom Gasthaus in Züntersbach, mit dem Frank an diesem Tag gesehen worden war. Im September 1853 begann der

Strafprozess in Neustadt bei Hanau. Der Wirt wurde wegen Raubmordes angeklagt, am 8. Oktober für schuldig befunden und am 3. März 1854 mit dem Schwert hingerichtet.

Obwohl Mences Hoffnung, anhand des Kriminalfalls Näheres über das jüdische Alltagsleben zu erfahren, sich nicht im gewünschten Maß erfüllte, so „breitete sich vor [ihr] ein Gesellschaftsbild in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus“ (S. 66). Durch ihre Forschungen kann Mence die hohe Mobilität der Menschen in dieser Zeit bestätigen, denn am Mordtag waren 35 Personen im Altlandkreis Bad Brückenau unterwegs. Deutlich wird auch die damalige Bedeutung von Wirtshäusern, die von den Männern vor und nach der Arbeit oder zur Rast häufig aufgesucht wurden und als Kontaktbörsen „um ein Schnäpschen“ (S. 66) dienten. Dominiert wurde das öffentliche Leben von Männern, denn nur zehn Prozent der in den Akten erwähnten Personen, die sich außer Haus befanden, waren Frauen, jüdische Frauen wurden gar nicht erwähnt.

Mence dokumentiert den Mordfall auf der Grundlage archivalischer Quellen und zitiert ausführlich aus den Akten. Sie beschreibt das Lebensumfeld der Protagonisten Frank und Müller, schildert den Prozess und das Urteil anhand von Anklageschrift und Urteilsverkündung. Dabei schildert sie auch die Suche nach einem Henker und die Hinrichtung selbst. Sie ergänzt ihre Dokumentation durch hilfrei-

che Anlagen wie die Stammbäume Franks und Müllers, ein Verzeichnis der in den Akten aufgezählten Personen samt deren Religionszugehörigkeit, Stand und Alter, eine Liste der erwähnten Orte sowie ein Glossar.

Die ausführlichen Zitate aus den Quellen, insbesondere aus den Vernehmungsprotokollen, geben ein eindrückliches Bild der Sprache dieser Zeit und vermitteln zahlreiche Details des Alltagslebens, wenn etwa Johann Georg Müller in der damals üblichen Weise seine „Jacke [...] in ein Schnupftuch gebunden und auf dem Stocke über die Schulter gehängt“ trug (S. 28). Das Hinrichtungsprotokoll spiegelt in seiner verwaltungsmäßigen Nüchternheit eine Zeit wider, als diese Art der Bestrafung gang und gäbe war und von einer „zahllosen Volksmenge‘ (es waren wohl an die 20.000 Menschen versammelt)“ mit „Beifallsgemurmel“ quittiert wurde (S. 62).

Das im Selbstverlag herausgegebene, gut lesbare und strukturierte Buch vermittelt Lokalgeschichte des 19. Jahrhunderts aus erster Hand und fasst im Schlusswort der Autorin ihre Ergebnisse zusammen. Hier hätte sich die Rezessentin die Analysen der erfahrenen Forscherin und Expertin für diesen Kriminalfall noch ausführlicher gewünscht. Dennoch hat Cornelia Mence mit der Publikation der von ihr akribisch erschlossenen und aufgearbeiteten Quellen ein Sittengemälde des 19. Jahrhunderts auf spannende Weise zugänglich gemacht.

Birgit Speckle

Jürgen Gernert

Der Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

Gemeinde Großrinderfeld (www.grossrinderfeld.de): Seit der Gemeindereform im Jahre 1975 bilden die früher selbstständigen Ortschaften Gerchsheim, Großrinderfeld, Iltzspan und Schönenfeld die Gesamtgemeinde Großrinderfeld mit heute über 4.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Das Gebiet der Gemeinde umfasst eine Fläche von etwas mehr als 5.600 ha. Großrinderfeld gehört zum Main-Tauber-Kreis und liegt geographisch im Nordosten Baden-Württembergs an der Landesgrenze zu Bayern zwischen Tauberbischofsheim und Würzburg. Regional ist Großrinderfeld somit Tauberfranken zuzurechnen. Die fränkische Prägung lässt sich auch in der Färbung des Dialektes erkennen. Wirtschaftlich ist die Gemeinde auf das unterfränkische Oberzentrum Würzburg ausgerichtet.

Eine Handvoll Gründungsmitglieder rief 2003 gemeinsam mit der politischen Gemeinde den Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V. [HKV] ins Leben und erweiterte die örtliche Vereinsstruktur um eine zusätzliche Komponente. Dem neuen Verein Gefüge und Inhalt zu geben, erschien eher als Herausforderung, denn als Selbstverständlichkeit.

Passte es in die Zeit, sich fortan mit Themenbereichen aus der Heimat und der Kultur zu beschäftigen? Kommen heimat- und kulturverbundene Vereine nicht traditionell aus zurückliegenden Epochen,

werden sie nicht überwiegend von älteren Frauen und Männern getragen, die sich mit dem Gemeindeleben vornehmlich retrospektiv auseinandersetzen?

Der HKV Großrinderfeld freut sich selbstverständlich über die älteren Leute unter seinen Mitgliedern, eröffnen sie doch als Zeitzeugen Einblicke in die Vergangenheit, ohne die die Gegenwart kaum verständlich erschien. Daneben sind aber auch Altersgruppen der 25- bis 40-Jähri-



Abb. 1: Zum Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges errichteten die Einwohner in Gerchsheim von 1925 bis 1927 eine Gedächtniskapelle.
Quelle: HKV Großrinderfeld.

gen in beachtlicher Zahl repräsentiert. Sie bringen zum einen das Interesse an ihrem Heimatort mit, zum anderen aber auch umfangreiche IT-Kenntnisse, die gewinnbringend eingesetzt werden können, sei es bei der Erstellung und Pflege eines Bildarchivs, bei Präsentationsveranstaltungen oder bei Publikationen.

Mit seinen satzungsgemäßen Aufgaben, die örtliche Geschichte zu dokumentieren, Kunst und Kultur zu fördern und naturräumliche Heimatforschung zu betreiben, hat sich der Verein ein ebenso breites wie ehrgeiziges Aktionsfeld gegeben. Diese Aspekte wurden von Anfang an gleichermaßen für alle Ortsteile in den Blick genommen, so dass der Heimat- und Kulturverein integrativ in die Gesamtgemeinde hinein wirken kann. Darüber hinaus hat es in einer kleinen Gemeinde wenig Sinn, die vielen Parallelen und gegenseitigen Vernetzungen in der dörflichen Entwicklung voneinander abgrenzt zu thematisieren. Deshalb erschien es sicherlich effizienter und effektiver, die Anstrengungen zu bündeln. Heimat und Kultur sind auf so kleinem Raum nicht teilbar. Bald stellte sich es als ein anspruchsvolles Vorhaben heraus, etwa die Erhaltung von Denkmälern, Brauchtumspflege, die Erarbeitung einer Ortschronik oder musisch-kulturelle Veranstaltungen gemeindeübergreifend zu gestalten. Trotzdem stieg die Mitgliederzahl von 15 Personen in der Gründungsversammlung rasch auf 150 Einwohner aus allen Ortsteilen an. Offenbar konnte der HKV eine Lücke im örtlichen Vereinsleben schließen.

Die Vielfalt in der Mitgliederstruktur trägt zweifelsohne dazu bei, dass es gelungen ist, mehrere Unternehmungen gleichzeitig zu realisieren. Entscheidende Wirkung ging aber vom ersten Vorsitzenden und heutigen Ehrenvorsitzten Rudi Gei-

ger aus. Mit seinen Impulsen und Projektideen entwickelte er ein beachtliches Wirkungsspektrum des jungen Vereins: Besichtigungsfahrten in die fränkische Nachbarschaft, Bilderabende, Musik- und Chorveranstaltungen, Schriftkundekurse in Zusammenarbeit mit der VHS Mittleres Taubertal und dem Landesarchiv Bronnbach, Singkreise im Advent, Teilnahme am zweijährigen Bauernmarkt Großrinderfeld, Kooperation mit der Touristikgemeinschaft „Liebliches Taubertal“, Beschriftung von Wanderwegen, Ortsführungen für Schulklassen und nicht zuletzt die Schaffung eines Vereinsheimes sowie die Namensgebung der Freiherr-von-Zobel-Grundschule in Großrinderfeld. Stets inspiriert Geiger aufs Neue. Zweifelsohne kann er als Motor, Macher und Integrationsfigur angesehen werden, und dies bis zum heutigen Tage.

Hin und wieder fehlte es den vielfältigen Bemühungen um Historisch-Kulturelles an einer gewissen Systematik und fachlicher Fundierung. Dass sich hierbei nachhaltige Verbesserungen einstellten, ist erneut Rudi Geigers Weitblick zu verdanken. Auf seine Intention hin stellte der Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld einen Antrag auf Mitgliedschaft im Frankenbund, dem 2011 stattgegeben wurde. Der HKV wurde als erste eigenständige Gruppe aus dem badischen Frankenland in den Bund aufgenommen. Seinem Vorbild sollten vier weitere Vereine aus dem Main-Tauber-Kreis folgen.

Struktur und Professionalität des Frankenbundes eröffnen dem Verein eine Vielzahl von Möglichkeiten mit der regionalen Geschichte und Kultur zielgerichtet und ertragreich in Kontakt zu treten, seien es die Bundestage, die fränkischen Thementage oder die Kooperation mit dem Lehrstuhl von Prof. Dr. Helmut Flachenecker



Abb. 2: Stein an der „Alten Straße“ in Großrinderfeld mit dem Kürzel „GD“.

Quelle: HKV Großrinderfeld.

für fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg. Der Nutzen manifestiert sich effektiv beispielsweise darin, dass der 24. Tag der Heimatforschung des Main-Tauber-Kreises über die Kriegstage im Juli des Jahres 1866 in Großrinderfeld stattfand. Zum 150. Jahrestag des deutsch-deutschen Krieges steuerte der HKV einen eigenen umfangreichen Vortrag über die Geschehnisse rund um Großrinderfeld bei. Vereinsmitglieder stellten in zwei Taschenbüchern 20 Wanderrouten durch die Fluren der Ortsteile zusammen („Sagenhafte und wahre Großrinderfelder Geschichten“ u. „In Wanderschuhen durch die Heimat“). Über die beiden kunsthistorisch bemerkenswerten Barockkirchen „St. Michael“ in Großrinderfeld und „St. Laurentius“ in Ilmspan hat der HKV eine Publikation herausgegeben, für deren Autorenschaft er Frau Dr. Verena Friedrich (Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg und Vorsitzende der Gruppe Würzburg im Frankenbund) gewinnen konnte.

Die Beschilderung von historischen Gebäuden und Kleindenkmälern in der

Gemeinde wurde für den Ortsteil Großrinderfeld bereits abgeschlossen. Sie soll in Zusammenarbeit mit der Rathausverwaltung auf die anderen Ortsteile ausgedehnt werden.

Ebenso ist die Archivarbeit für eine Ortschronik weit fortgeschritten. Leider verzögerte sich das Manuskript auch wegen der Corona-Krise. Das zwanzigjährige Vereinsjubiläum im Jahr 2023 wäre ein guter Anlass, die Dokumentation vorzulegen.

Zuweilen erweisen sich Verzögerungen aber auch als hilfreich. Jüngst hat sich eine neue Arbeitsgruppe „Geleitwege“ formiert, die bereits beachtenswerte Ergebnisse zu Tage förderte. Angeregt von einer Karte im Vereinsheim, die eine Geleitstraße nördlich von Großrinderfeld ausweist, machte sich die Gruppe vor Ort anhand von kartographischen und kulturgeographischen Hinweisen ans Werk. Auf der Suche nach dem Streckenverlauf wurden an der „Alten Straße“ nordöstlich von Großrinder-



Abb. 3: Buntsandsteinpfosten mit Bodensockel.
Quelle: HKV Großrinderfeld.



Abb. 4b: Die Mainzer Geleitsäule: „Mainzisch Glaidi Zent / Zoll wildtban hohe und / nidre Oberkeit etc.“



Abb. 4a: Die Hoheitsäulen im Irtenberger Forst östlich von Gerchsheim.



Abb. 4c: Die Würzburger Geleitsäule: „Wirtzburgisch Gelaide / Zennth. Wildban. / Hohe und Nider Obrigkeit etc.“

Quelle: <https://www.hkv-grossrinderfeld.de/kleindenkmale/hoheitssaeulen-bei-gerchsheim/>; HKV Großrinderfeld.

feld mehrere Steine mit der Inschrift „GD“ entdeckt, die möglicherweise mit der Geleitstraße in Verbindung stehen (Vgl. Abb. 2).

Diese Markierungen führen in regelmäßigen Abständen zu einer heute abseits im Wald liegenden Stelle an der früheren Gemeindegrenze zwischen Großrinderfeld und Gerchsheim, das seit 1591 zum Fürstbistum Würzburg gehörte. Hier befindet sich ein rechteckiger Buntsandsteinpfosten mit Einkerbungen von rund einem Meter Höhe sowie ein überdimensioniert wirkender, ca. 600 kg schwerer Sockel. Die Nähe zu dem vor dem Waldstück liegenden Gewann namens „Zollstock“ könnte die noch zu klärende Vermutung nahe legen, dass das steinerne Monument ein „Zollstock“ gewesen sei (Vgl. Abb. 3).

Der Fund wurde dem Landesamt für Denkmalpflege gemeldet und entsprechend registriert. Hohlwegspuren weisen den Weg weiter in Richtung der Hoheits-

säulen östlich von Gerchsheim (Vgl. Abb. 4). Bis hierhin stellte das Kurfürstentum Mainz das Geleit, das jenseits der Säulen seit 1584 vom Würzburger Hochstift ausgeübt wurde. Die weitere Erforschung des Geleitstraßenabschnittes um Großrinderfeld und ggf. seine Einordnung in ein überregionales Handelsstraßennetz wird die Arbeitsgruppe weiterhin beschäftigen.

Kontakt zum Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V.:

1. Vorsitzender Dr. Jürgen Gernert / Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V. – Gruppe im Frankenbund

Schießmauerstraße 19, 97950 Großrinderfeld,

Telefon: 09349 / 13 63,

E-Mail: juergen_gernert@t-online.de,

Homepage des Vereins: www.hkv-grossrinderfeld.de.



*Abb.: Frau Doris Dürr †.
Foto: Alois Hornung.*

Trauer um Frau Doris Dürr

Der FRANKENBUND trauert um die 1. Vorsitzende des Kulturvereins Wittighausen Frau Doris Dürr! Kennengelernt haben wir Frau Dürr im Jahr 2019 auf unserem Bundestag in Marktbreit, als sie mit ihrem Verein dem FRANKENBUND beigetreten ist. Schnell hat sie mit ihrer liebenswürdigen Art, ihrem Einsatz für ihren Verein und ihrem Interesse an Geschichte und Kultur unserer Region unsere Herzen gewonnen. Sie verstarb am 14. Januar 2021. Ihr Tod hinterlässt auch im FRANKENBUND eine Lücke. Gerne werden wir uns ihrer erinnern!

Bernhard Wickl

Unserem Bundesfreund Prof. Dr. Hermann Rusam zum 80. Geburtstag

Am 20. Januar 1941 wurde Hermann Rusam als drittes Kind des Pfarrers Georg Rusam und seiner Frau Emmy, geborene Barthel, in Nürnberg geboren und wuchs in Schwand auf, heute ein Ortsteil der Gemeinde 90498 Schwanstetten, wo sein Vater Pfarrer war. Dort erlebte er den Einmarsch der Amerikaner am 17. April 1945 und das Kriegsende. Nach dem Umzug der Familie nach Nürnberg im Jahr 1949 besuchte Hermann Rusam noch zwei Jahre die Brüder-Grimm-Schule und dann das damalige Realgymnasium (heute Willstätter-Gymnasium), wo er 1960 das Abitur ablegte. Der Ableistung des Wehrdienstes folgte in den Jahren 1962 bis 1967 das Studium der Fächer Wirtschaft und Recht, Geographie und Soziologie für das Lehramt an Gymnasien an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Als Lehrer seiner Studienfächer arbeitete Herr Rusam bis 2005, zuletzt als Studiendirektor, an der Peter-Vischer-Schule in Nürnberg.

Neben dieser gewiss fordernden Vollzeitarbeit beschäftigte sich Hermann Rusam jedoch schon früh mit der Heimatforschung und legte im Jahr 1978 mit seiner Dissertation im Fach Geographie bei Prof. Dr. Eugen Wirth (1925–2012) (*Untersuchung der alten Dorfkerne im städtisch überbauten Bereich Nürnbergs*) ein erstes Arbeitsergebnis vor. Seine Tätigkeit als Heimatforscher widmet Hermann Rusam vielen Themen, kommt aber immer wieder auf drei Schwerpunkte zurück, und zwar auf die jüdische Geschichte Nürnbergs, auf die Stadt Nürnberg im Allgemeinen, den Stadtteil St. Jobst/Erlenstegen im Besonderen sowie auf das Knoblauchsland, das Gemüseanbaugebiet zwischen den Städten Nürnberg, Fürth und Erlangen.

Die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit präsentiert Hermann Rusam auf vielfältige Weise: In Hunderten von Vorträgen, Exkursionen und Lehrwanderungen hat der Jubilar – nach dem Motto „Man sieht nur, was man weiß“ – den Mitgliedern zahlreicher Vereine und Institutionen immer wieder die Augen geöffnet für vieles, was in unserer fränkischen Heimat, aber auch weit darüber hinaus, bemerkenswert ist.

Der Satz „Wissen schlägt zu Buch“, lange Jahre der Werbespruch der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt, trifft auch auf Hermann Rusam zu: Als erstes Buch nach seiner Dissertation veröffentlichte er 1983 als Band 33 in der Schriftenreihe der „Altnürnberger Landschaft“ das Werk *Der Irrhain des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg*. Anlässlich der 800-Jahr-Feier des Nürnberger Stadtteils Erlenstegen erschien 2016 seine vorerst letzte Buchveröffentlichung, die Festschrift *Die acht Sitzlein von Alt-Erlenstegen*, deren Druck auch durch einen Beitrag der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES e.V. ermöglicht wurde. Erwähnt werden müssen an dieser Stelle auch seine 40 Beiträge zum renommierten Standardwerk zur Nürnberger Stadtgeschichte, dem 1999 erschienenen *Stadtlexikon Nürnberg*. Auch die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES e.V. profitiert in hohem Maße vom Schaffen Hermann Rusams. Nicht nur, dass er seit vielen Jahren das Programm unseres Vereins mit seinen Vorträgen, Führungen und Wanderungen bereichert; als Verfasser von Informationstexten, die auf Tafeln neben Flurdenkmälern wie Martersäulen oder Steinkreuzen angebracht werden, trägt er entscheidenden Anteil an der Verwirklichung eines längerfristigen Projekts unserer Frankenbundgruppe.

In zahlreichen Vereinszeitschriften (z.B. *Mitteilungen der Altnürnberger Landschaft* oder *Mitteilungen des Bürgervereins Nürnberg-Jobst-Erlenstegen*) veröffentlicht Bundesfreund Rusam ebenso regelmäßig Aufsätze wie in anderen Periodika (z.B. in der *Zeitschrift für Kirche und Judentum* oder in den vom Landkreis Roth herausgegebenen *Heimatkundlichen Streifzügen*).

Unter der Rubrik „Frankens Forscher“ publiziert die *Nürnberger* bzw. *Nordbayerische Zeitung* seit vielen Jahren Aufsätze zu heimatkundlichen Themen, von denen eine beträchtliche Zahl aus seiner Feder stammt. Nicht nur hier zeigt sich die große Bandbreite der Forschertätigkeit des Jubilars: Er beschränkt sich nicht nur auf sein Spezialgebiet, die Geographie, sondern behandelt mit dem gleichen Sachverstand zum Beispiel auch geologische, historische, wirtschaftliche, soziologische oder archäologische Fragestellungen. Erst am 5. Januar 2021 erschien in dieser Reihe unter dem Titel „Ein einzigartiges römisches Erbe“ ein Aufsatz Hermann Rusams über den römischen Burgus bei Burgsalach.

Neben seinem Hauptberuf als Lehrer übt Bundesfreund Rusam noch weitere Tätigkeiten aus: Ab dem Jahr 1978 hatte er einen Lehrauftrag am Lehrstuhl für Didaktik der Geographie an der Universität Erlangen–Nürnberg; von 1971 bis 1994 unterrichtete er das Fach Soziologie an Krankenpflegeschulen; er ist Dozent am Stu-



Abb.: Prof. Dr. Hermann Rusam wurde am 20. Januar 2021 80 Jahre alt.

Foto: Bernhard Wickl.

dienzentrum Heilig Geist und am Bildungszentrum der Stadt Nürnberg; auch in der Lehrerfortbildung ist Herr Rusam nach wie vor aktiv (u.a. Pädagogisches Institut der Stadt Nürnberg oder Regionale Lehrerfortbildung Mittelfranken).

Darüber hinaus ist Hermann Rusam ein sehr aktives Mitglied folgender Vereine, deren Programme er mit seinen Aktivitäten bereichert: Altnürnberger Landschaft, Altstadtfreunde Nürnberg, Bürgerverein Nürnberg-St. Jobst-Erlenstegen, Deutsche Steinkreuzforschung, Fränkische Geographische Gesellschaft, FRANKENBUND, Historischer Verein für Mittelfranken, Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg, Pegnesischer Blumenorden und Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.

Die Wertschätzung, die Hermann Rusam aufgrund seines umfangreichen Wirkens allenfalls genießt, spiegelt sich auch in den zahlreichen Auszeichnungen, die er erhalten hat, wider: 1998 ernannte ihn der damalige Kultusminister Hans Zehetmair zum Honorarprofessor an der Universität Erlangen–Nürnberg; 2001 erhielt er den Kulturpreis der Dr. Lorenz Tucher Stiftung; im Jahr darauf verlieh ihm der Präsident des Bayerischen Landtags, Johann Böhm, die Medaille „Für vorbildliche Heimatpflege“; eine weitere Verdienstmedaille überreichte ihm der Verein Altnürnberger Landschaft; mehrere Vereine haben ihn zum Ehrenmitglied ernannt, zuletzt der Pegnesische Blumenorden und die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES.

Zu seinem runden Geburtstag senden wir unserem Bundesfreund Prof. Dr. Hermann Rusam unsere besten Glück- und Segenswünsche. Möge er in den Jahren, die noch vor ihm liegen, seine Freude an der Erforschung unserer Heimat nicht verlieren und uns mit seiner Arbeit immer wieder vor Augen führen, welche Schätze unsere fränkische Heimat zu bieten hat.

Bernhard Wickl

Drei Ehrenmitglieder in der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES

Nach unserem 2019 verstorbenen Ehrenvorsitzenden Hans Wörlein hat die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES e.V. seit dem 1. Januar 2021 nun auch drei Ehrenmitglieder. Dabei handelt es sich um:

Frau Hedwig Barthel

Zusammen mit ihrem Mann Wilhelm hat sich Frau Barthel vielfältige Verdienste um die Heimat- und Kulturpflege erworben. Nach dessen frühem Tod übernahm sie von ihm den Vorsitz bei der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ und führte diese Gruppe bis zu ihrer Fusion mit der Gruppe Nürnberg im Jahr 2013.

Hauptzweck der Gruppe war der Erhalt des Tauchersreuther Wasserturms, eines weithin einmaligen technikgeschichtlichen Denkmals. Jahrzehntelang veranstaltete das Ehepaar Barthel Konzerte im Welser-Schloss in Lauf-Neunhof, bot Restaurierungsberatung bei Gebäuden an oder führte für die „Freunde des Neunhofer Landes“ eine reiche Fülle von Veranstaltungen durch, immer wieder auch in Kooperation mit der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES. Das jährlich veranstaltete Wasserturmfest und zahlreiche Tage des offenen Denkmals sind vielen von uns noch in bester Erinnerung. Ohne das ehrenamtliche Engagement des Ehepaars Barthel hätte es die „Freunde des Neunhofer Landes“ wahrscheinlich nie gegeben.



Abb. 1: Bundesfreundin Hedwig Barthel ist seit Januar 2021 Ehrenmitglied der Gruppe Nürnberg. Foto: Franz Barthel.

Frau Anneliese Behrens

Seit mehr als fünf Jahrzehnten ist Frau Behrens Mitglied unserer FRANKENBUND-Gruppe, für deren Belange sie sich ehrenamtlich auf vorbildliche Weise engagiert. Seit langer Zeit übt sie mit größter Zuverlässigkeit den Dienst als Schriftführerin aus, eine Aufgabe, die sicher nicht zu den beliebtesten ehrenamtlichen Tätigkeiten zählt. Mit ihren stets persönlich gehaltenen Geburtstagsglückwünschen stellt Frau Behrens immer wieder wertvolle Kontakte her und stärkt damit die Bindung zwischen der Gruppe und ihren Mitgliedern.

Eine weitere Arbeit, die eigentlich keiner wahrnimmt, die aber unverzichtbar ist, versieht sie seit vielen Jahren mit äußerster Sorgfalt: Sie steckt unsere halbjährlich erscheinenden Rundschreiben in Briefumschläge, frankiert diese und bringt sie zur Post. Damit knüpft sie ebenfalls ein ganz wichtiges Band zu unseren Bundesfreunden.

Für Fragen nach der Geschichte unseres Vereins hat Frau Behrens stets ein offenes Ohr. Aufgrund Ihres reichen Erfahrungsschatzes und durch den Rückgriff auf ältere Unterlagen, die sich in ihrem Besitz befinden, konnte sie schon zur Klärung so mancher Frage beitragen. Ihr keineswegs geringstes Verdienst ist es, dass sie zu den treuesten Teilnehmern an unseren Veranstaltungen zählt. Ohne Mitglieder wie Frau Behrens könnte ein Verein wie der unsere nicht existieren.



Abb. 2: Auch Bundesfreundin Anneliese Behrens ist seit Januar 2021 Ehrenmitglied der Gruppe Nürnberg.

Foto: Privat.

Herr Prof. Dr. Hermann Rusam

Die Verdienste unseres Bundesfreundes Prof. Dr. Hermann Rusam wurden an anderer Stelle in unserer Zeitschrift *FRANKENLAND* bereits gewürdigt (siehe Heft 1, 2021, S. 66–68).

Veranstaltungen im 1. Halbjahr 2021

Auch der Frankenbund würde sich freuen, wieder gemeinsam mit Ihnen Franken erkunden zu können! Zwei Veranstaltungen haben wir für dieses Halbjahr vorbereitet; ob sie realisiert werden können, hängt von den staatlichen Vorgaben zur Pandemiebekämpfung ab. Den aktuellen Stand erfahren Sie auf unserer Homepage unter: www.frankenbund.de oder in der Bundesgeschäftsstelle unter: Tel. 0931 – 5 67 12.



Foto: Helmut Flachenecker.

Fränkischer Thementag 2021: Bildstöcke in Franken am 24. April 2021

Wir verlegen unseren Fränkischen Thementag ins Freie!

Ausgangspunkt unserer Tagung ist das nahe Werneck gelegene Dorf Egenhausen, das reich an Bildstöcken ist und das Fränkische Bildstockzentrum beherbergt. Unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Helmut Flachenecker/Universität Würzburg werden wir uns auf Wegen abseits der Straßen besonders eindrucksvolle Bildstöcke anschauen; Sie erhalten auf der Wanderung Hintergrundinformationen und Verständnishilfen zur Ausdeutung der Kleindenkmäler wie auch praktische Hilfen zum rechten Umgang mit ihnen.

Treffpunkt: Fränkisches Bildstockzentrum in Egenhausen, St.-Johannes-Straße 73

Beginn: 10 Uhr

Teilnahmegebühr: 5 € p.P., Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre frei!

Ausrüstung: Festes Schuhwerk, dem Wetter angepasste Kleidung, Rucksackverpflegung; keine Einkehrmöglichkeit!

Teilnahme nur nach vorheriger Anmeldung unter: Tel. 0931-5 67 12 /
E-Mail: info@frankenbund.de!

Anmeldeschluss: Mittwoch, 21. April 2021

Änderungen vorbehalten.

Orgelwanderung am 8. Mai 2021

Das Programm in Kürze: Von Stegaurach aus wandern wir über Felder und Wiesen nach Bamberg, besichtigen St. Jakob mit seinen beiden besonderen Orgeln und laufen zurück nach Stegaurach. Den Abschluss bildet eine Besichtigung der katholischen Pfarrkirche mit Vorführung ihrer modernen Orgel. Mittags ist entweder eine Einkehr in der Gaststätte



Foto: Karen Schaelow-Weber.

Greifenklau oder ein Picknick im Freien geplant. Wem die Strecke zu lang ist, kann sich uns mittags in Bamberg anschließen (Treffpunkt: Haupteingang von St. Jakob, Jakobsplatz 10); Rückfahrt von Stegaurach nach Bamberg mit dem ÖPNV.

Treffpunkt: Parkplatz Schulstraße in Stegaurach (Wegstrecke ca. 12 km)
Beginn: 10 Uhr
Teilnahmegebühr: keine
Ausrüstung: dem Wetter entsprechende Wanderkleidung, gutes Schuhwerk
Ende der Veranstaltung: gegen 17 Uhr an der Stegauracher Pfarrkirche
Leitung: Siegfried Stengel, Stellvertretender Bundesvorsitzender des Frankenbundes und langjähriger Bürgermeister von Stegaurach, sowie – wie bei allen bisherigen Orgelwanderungen – Prof. Arno Leicht, Waldbrunn
Teilnahme nur nach vorheriger Anmeldung unter: Tel. 0931 – 5 67 12 /
E-Mail: [info@frankenbund.de!](mailto:info@frankenbund.de)
Anmeldeschluss: Mittwoch, 5. Mai 2021
Änderungen vorbehalten.

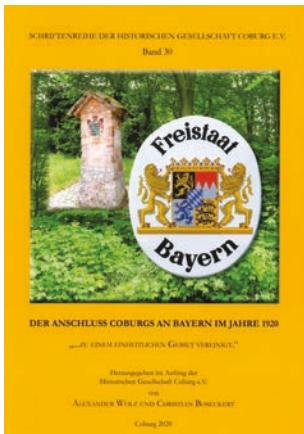
Neuerscheinung zum Anschluss Coburgs an Bayern im Jahr 1920,

herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Coburg e.V.,
Mitglied im FRANKENBUND,
vorgestellt von *Christina Bergerhausen*

1920 vollzog sich der Anschluss Coburgs an den Freistaat Bayern. Im gleichen Jahr wurde auch der Coburger Heimatverein mit dem Auftrag gegründet, den kulturellen Zusammenschluss mit Bayern zu befördern. Zu diesen beiden Anlässen erschien in der Schriftenreihe der Historischen Gesellschaft Coburg, die aus diesem Verein hervorging, im letzten Jahr der 30. Band mit dem programmatischen Titel „Der Anschluss Coburgs an Bayern im Jahre 1920.zu einem einheitlichen Gebiet vereinigt.“

Das 146 Seiten starke Buch beginnt mit einem tabellarischen Überblick über „Coburgs Weg nach Bayern“ von Monique Fuierer. Sodann fragt der Leiter des Coburger Staatsarchivs, Alexander Wolz, in seinem Beitrag „Coburgs großes Spiel. Die Verhandlungen Coburgs über den Anschluss an Bayern 1919/20“, unter welchen Umständen die Entscheidung der Coburger für Bayern gefallen ist, wie die Idee der Volksabstimmung überhaupt entstand und wie sich das Verhältnis Coburgs zum thüringischen Nachbarn Meiningen gestaltete.

Um mit der Regierung über die Anschlussbedingungen beraten zu können, hatten die Coburger keinen langen Anfahrtsweg, denn das bayerische Kabinett befand sich in wichtigen Entscheidungsetappen im nahegelegenen Bamberg. Hierhin hatte es sich zu-



rückgezogen, um den Revolutionswirren in München zu entgehen. Wie sich die Anwesenheit der bayerischen Regierung auf die beschauliche Stadt Bamberg ausgewirkt hat, beschreibt Horst Gehringer, Leiter des Stadtarchivs Bamberg, in seinem Artikel „Demokratie in Bayern. Kommunale Rahmenbedingungen für die Bamberger Verfassung von 1919“.

In den „Kontext reichsweiter Bemühungen um eine Föderalismusreform“, wie sie in der Anfangszeit der Weimarer Republik zu beobachten waren, stellt Christian Böseckert, 2. Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Coburg, den Anschluss Coburgs und zeigt die Faktoren auf, die zum Gelingen der territorialen Eingliederung Coburgs in Bayern führten. Die Ambivalenz dieses Vorgangs kommt schon im Titel seines Beitrags zum Ausdruck, der einen Ausspruch eines Zeitgenossen zitiert: „Coburgs staatliche Selbstständigkeit ist dahin – eine an sich gewiss nicht erfreuliche, aber unvermeidliche und notwendige Folge.“

Mit der Eigenständigkeit Coburgs ging auch der Status einer mit dem Adel in ganz Europa vernetzten Residenzstadt verloren. Zu den Kompensationsgeschäften, die der Freistaat Coburg anbot und mit denen er entscheidend punktete, gehörte neben großzügigen Angeboten im Kulturbereich auch die Schaffung einer neuen Behörde, des Landgerichts. Mit ihm befasst sich Gerhard Amend in seinem Aufsatz „100 Jahre Landgericht Coburg. Entstehung und Weiterentwicklung eines bayerischen Landgerichtsbezirks“. Er schildert die Aufhebung der bis 1920 bestehenden Gerichtsgemeinschaft mit Preußen und Thüringen und der Bildung des Landgerichts als Folge des Anschlusses an Bayern; anschließend skizziert er dessen Geschicke bis ins Jahr 2000/2001, als der Coburger Landgerichtssprengel als Ausgleich für den Wegzug des Bundesgrenzschutzes um das Zentrale Mahngericht des Freistaats Bayern erweitert wurde.

Auch für die Protestanten in Coburg brachten die Jahre nach 1918 tiefgreifende Umwälzungen, denn die coburgische Landeskirche hatte nach der Abdankung von Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha ihr Oberhaupt verloren. Den Weg der Coburger Protestanten, die im Jahr 1910 immerhin 95,6 Prozent der Einwohnerschaft ausmachten, hin zur Verschmelzung mit der Bayerischen Landeskirche untersucht Rainer Axmann in seinem Beitrag „Zur Geschichte der Evangelischen Landeskirche Coburg und deren Beitritt zur Evang.-Luth. Kirche in Bayern rechts des Rheins (1918–1921)“.

Ein letzter Aufsatz gilt der Erinnerungskultur an den Beitritt Coburgs. Martin Ott, Direktor des Instituts für Fränkische Landesgeschichte in Thurnau, stellt die „zentralen Wegmarken der Coburger Erinnerung bis 1990“ vor.

Ein Anhang mit sechs zentralen Dokumenten sowie 27 farbige Abbildungen runden den Band ab.

Zu beziehen ist die Publikation für 13,80 € bei der Historischen Gesellschaft Coburg, E-Mail: Chris_Boseckert@yahoo.de, und im örtlichen Buchhandel (ISBN 978-3-9819391-2-5).

Geschichte

Johannes Schellakowsky/Peter A. Süß

„Fest baue ich auf die Liebe und Treue meiner lieben Franken“.

Prinzregent Luitpold von Bayern (1821–1912) und Würzburg 75

Hans-Jürgen Beck

Von Bad Kissingen nach Ein Gedi – Die Lebensgeschichte Joske Erelis (1921–2014) 84

Kunst

Johannes Sander

Eulogius Böhler und die evangelisch-lutherische Kirche St. Paul
in Würzburg-Heidingsfeld 99

Kultur

Ewald F. Rhein

„Schwalbengezwitscher“ aus einem fränkischen Dorf 111

Aktuelles

Jochen Ringer

Schaudepot in Neustadt an der Aisch eröffnet 115

Bücher zu fränkischen Themen 122

Frankenbund intern

Werner K. Blessing

„Teilhabe an Heimat und kritische Zeitgenossenschaft“. Gedenken an Hartmut Heller ... 123

Martin Weichmann

„Am Ende zählt, ob einer ist, was er vorgibt zu sein“ – Zum Tod von

Dr. Günter W. Zwanzig (1932–2021) 134

Der FRANKENBUND gratuliert Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof

zum 70. Geburtstag! 135

Der FRANKENBUND gratuliert Herrn Peter Wesselowsky zum 80. Geburtstag! 136

Helmut Flachenecker

Bildstöcke in Franken – ZOOM-Konferenz des FRANKENBUNDES

am 24. April 2021 137

Christina Bergerhausen

Weitere Informationen zum Thema: Bildstöcke in Franken 138

Peter A. Süß

Bericht über den 9. Fränkischen Thementag: „Bildstöcke in Franken“ 140

Evelyn Gillmeister-Geisenhof

Franken um 1920 – Eine Wanderausstellung des FRANKENBUNDES e.V. –

6. August bis 10. Oktober 2021 im *Museum für Franken*/Würzburg 142

Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* am 6. August 2021 im

Museum für Franken/Würzburg 144

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

– das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,

– den Bezirk Mittelfranken,

– den Bezirk Oberfranken,

– den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Hans-Jürgen Beck

Gymnasiallehrer i.R.
Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen
hajubeck@gmx.de

Prof. Dr. Werner K. Blessing

Professor für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an
der Universität Erlangen-Nürnberg i.R.
Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen
werner.k.blessing@t-online.de

Prof. Dr. Helmut Flachenecker

Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken
Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte,
Institut für Geschichte der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg,
helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de

Evelyn Gillmeister-Geisenhof

Bezirksvorsitzende des Frankenbundes für Mittelfranken
Heuberg 5, 91781 Weißenburg
gillmeister-geisenhof@gmx.de

Ewald F. Rhein

Redakteur i.R.
Tiefenbacher Straße 11, 97225 Zellingen
ewaldrhein@gmail.com

Jochen Ringer M.A.

Museumsleiter der Museen im Alten Schloss Neustadt a.d.
Aisch
Untere Schlossgasse 8, 91413 Neustadt a.d. Aisch
jochen.ringer@museen-im-alten-schloss.de

Privatdozent Dr. Johannes Sander

Kunsthistoriker
Huttenstraße 15, 97072 Würzburg
sanderjohannes@web.de

Johannes Schellakowsky M.A.

Historiker, Ministerialrat
Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg
schellakowsky@web.de

Dr. Martin Weichmann

Arzt, Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe
Weißenburg
Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg
DrWeichmann@aol.com

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Johannes Schellakowsky/Peter A. Süß

„Fest baue ich auf die Liebe und Treue meiner lieben Franken“

Prinzregent Luitpold von Bayern (1821–1912) und Würzburg

Als am 12. März 1821 dem Kronprinzenpaar Ludwig und Therese von Bayern in der Würzburger Residenz der dritte Sohn Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig¹ geboren wurde, war noch nicht abzusehen, welche Bedeutung für die bayerische Geschichte und die regierende Dynastie ihm einst zukommen sollte. Als Regent und Stellvertreter zweier Monarchen prägte er wie kaum ein anderer Vertreter des Hauses Wittelsbach von 1886 bis zu seinem Tod im Jahre 1912 die politische und gesellschaftliche Entwicklung Bayerns zwischen Tradition und Moderne. Sein eigener Regierungsstil, seine charismatische Persönlichkeit und seine große Popularität fanden ihren Ausdruck in dem Begriff „Prinzregentenzeit“. In der Erinnerung und im kollektiven Gedächtnis galt und gilt der Prinzregent bis heute angesichts der zahlreichen Umbrüche als der Exponent der „guten alten Zeit vor anno 1914“. Zwischen Luitpold und seiner Geburtsstadt bestand lebenslang eine enge und lebendige Beziehung, die Stadt hat ihrem prominenten Landsmann zu Lebzeiten stets eine besondere Aufmerksamkeit und Zuneigung entgegengebracht. Im öffentlichen Bewusstsein und in der Erinnerungskultur der Stadt Würzburg haben die Zeugen dieser Verbundenheit aber eine durchaus wechselvolle Geschichte, an die im Folgenden erinnert werden soll.²

„Edelster Sohn der Stadt Würzburg“

Das Geburtszimmer, in dem Luitpold am 12. März 1821, um 1.53 Uhr, das Licht der Welt erblickte, war das Schlafgemach der Toskanazimmer der Residenz, das nahe am Nordwesteck des Südflügels der Residenz gelegen war und heute ein Teil der Gemäldeabteilung des Martin von Wagner-Museums der Universität Würzburg ist. Die Taufe des neuen Familienmitglieds fand am Abend des gleichen Tages im Weißen Saal statt. In den Räumen des Südflügels der Residenz wuchsen der kleine Prinz und seine Geschwister auf, da sein Vater Kronprinz Ludwig seit 1816 in Würzburg und auch in Aschaffenburg residierte, um die Verbundenheit der Dynastie zu den unterfränkischen Landesteilen zu unterstreichen und sichtbar zu machen. Mit der Thronbesteigung Ludwigs 1825 siedelte die Familie in die Residenzstadt München über, verbrachte aber weiterhin regelmäßig mehrere Wochen im Jahr in den Residenzen Würzburg, Aschaffenburg und Bad Brückenau. Die enge Verbundenheit Luitpolds zu seiner Geburtsstadt äußerte sich in häufigen Besuchen am Main, was ihm die hiesige Bevölkerung voll Stolz durch die Bezeichnung als „*edelster Sohn der Stadt Würzburg*“ dankte.³ So stattete er Würzburg nach der Übernahme der Amtsgeschäfte im Rahmen einer Reise durch Schwaben, Mittel- und Unterfranken vom 29. September bis 1. Oktober 1886 einen Antrittsbesuch ab, der – ungeachtet mancher kritischer Stim-



Abb. 1: Das Geburtszimmer des späteren Prinzregenten Luitpold in der Würzburger Residenz.

Foto: Archiv Peter A. Süß.

men am Beginn seiner Regentschaft – zur Grundlage für die spätere Verehrung und Zuneigung der Würzburger Bevölkerung wurde.⁴

**„Herrschер ohne Krone“ –
Der Regent⁵**

Luitpolds große Stunde kam ungewollt, als er nach der Absetzung König Ludwigs II. im Jahre 1886 die Amtsgeschäfte übernehmen musste. Die anfangs zögerliche Haltung Luitpolds angesichts des dynastisch und politisch schwierigen Weges in eine außerordentliche Regentschaft beschrieb Minister Friedrich Krafft von Crailsheim (1841–1926) noch im April

1886: „*Prinz Luitpold scheint aber so ängstlicher Natur, dass sich derselbe bisher zu gar nichts entschließen konnte [...].*“⁶ Im Juni 1886 stimmte Luitpold angesichts der sich zusätzenden „*Königskrise*“ schließlich einer Entmündigung seines Neffen zu, nach dem Tod Ludwigs II. am 13. Juni 1886 wurde dessen für regierungsunfähig erklärter Bruder Otto als König proklamiert, die Regentschaft für ihn übernahm jedoch Luitpold. Aufgrund seiner langen Regierungsverantwortung bis 1912 – mithin also 26 Jahre lang – wurde dieser Abschnitt in der Geschichte des Königreichs Bayern mit seinem Titel verbunden, was vor und nach ihm keinem anderen bayerischen Herrscher zuteil wurde.

Als „*Herrlicher ohne Krone*“ übte Luitpold bis auf wenige Ausnahmen die verfassungsmäßigen Rechte eines Königs aus und pflegte einen präsidial-repräsentativen Regierungsstil. Da er wenig Ansätze eigener Politikgestaltung entwickelte und sich bei politischen Entscheidungen meist zurückhielt, konnten auf diese Weise der Landtag und die Staatsregierung an Einfluss gewinnen. Aufgrund seines eigenen Anspruchs der Überparteilichkeit wurde er geradezu zur integrierenden Gestalt einer repräsentativen Monarchie: War der Beginn seiner Regentschaft noch überschattet von den dramatischen Umständen der Absetzung und des Todes König Ludwigs II., gelang es dem Prinzregenten dennoch rasch, durch sein persönlich bescheidenes und zurückhaltendes, mit Volkstüm-

lichkeit und Leutseligkeit gepaartes Auftreten sowie mit der pflichtbewussten Ausübung seiner repräsentativen Rolle die Bevölkerung für sich zu gewinnen. Als Luitpold schließlich 91-jährig am 12. Dezember 1912 verstarb, trauerte Bayern um ihn wie um einen König. Das Zeremoniell der höfischen Bestattungsfeierlichkeiten stellte ihn auf eine Stufe mit seinen königlichen Vorfahren, im ganzen Lande herrschte tiefe, aufrichtig empfundene Trauer über den Tod des hochangesehenen Regenten.⁷ Seine im ganzen Lande populäre Persönlichkeit, seine Rolle als frommer Landesvater sowie seine Heimatverbundenheit und Volkstümlichkeit wurden von der gesamten Bevölkerung geschätzt und trugen nach seinem Tod zur Mythisierung der Prinzregentenzeit bei.



Abb. 2: Das frühere Luitpold-Denkmal am Würzburger Bahnhofplatz. Foto: Archiv Peter A. Süß.

In der Historiographie wie in den populären Darstellungen zur bayerischen Geschichte werden die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg bis heute „als besonders glückliche Epoche“ dargestellt.⁸ In der Regierungszeit Luitpolds war Bayern eine lange Epoche des Friedens, des wirtschaftlichen Aufschwungs und der kulturellen Blüte beschieden. So entwickelte sich die bayerische Landeshauptstadt München durch die repräsentative Architektur der Prinzregentenzeit und die Förderung von Wissenschaft und Kunst zu einer der führenden Kulturmetropolen Europas. So wurden die kulturpolitischen Ambitionen und Aktivitäten Bayerns zugleich zu Ausdrucksformen der monarchischen Herrschaft und der bayerischen Eigenständigkeit im Reich.

Der durchaus ambivalente und widersprüchliche Charakter der Prinzregentenzeit zwischen der Bezeichnung als „fin de siècle“ und Aufbruch, zwischen Tradition und Moderne und auch zwischen Eigenständigkeit und Integration in das 1871 gegründete Kaiserreich ist in den letzten Jahren anhand vieler Beispiele herausgearbeitet worden. Die rasanten und tiefgreifenden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen brachten allerdings auch Spannungen mit sich, die das monarchische Regierungssystem letztlich nicht aufzulösen im Stande war. So bleibt jenseits mancher verklärten Nostalgie und der backenbärtigen Mythisierung der Prinzregentenzeit die berechtigte Frage nach der „Abenddämmerung der bayerischen Monarchie“.⁹

Der gebürtige Würzburger ...

„Fest bau ich auf die Liebe und Treue meiner lieben Franken“, so beschrieb Prinzregent Luitpold im Jahre 1894 ein Erinne-

rungsblatt, das später zur Grundlage des Goldenen Buches der Stadt Würzburg wurde und verdeutlichte damit die enge Verbindung zu seiner Geburtsstadt.¹⁰ Nach Würzburg, der Stadt seiner Kindheit, führten ihn auch nach der Übernahme der Regentschaft regelmäßige Besuche: So verband er seine jährlichen Jagdausflüge nach Rohrbrunn im Spessart mit einer Visite in Würzburg, wo er bereits 1845 als junger Prinz die englische Königin Victoria begrüßt hatte. Als 1897 Kaiser Wilhelm II. anlässlich der Kaisermanöver die Stadt besuchte, empfing ihn der Prinzregent und präsentierte ihm selbstbewusst den Frankonia-Brunnen vor der Würzburger Residenz, den ihm die Würzburger anlässlich seines 70. Geburtstags gewidmet hatten und der am 3. Juni 1894 in seinem Beisein feierlich enthüllt worden war. Die Wahl des Standortes war in der Stadt Würzburg nicht unumstritten und wurde in der Würzburger Presse zu einem Politikum.¹¹

Anlässlich der Feierlichkeiten zur Enthüllung des Frankonia-Brunnens verkündete der Prinzregent, der Stadt zum Dank ein Gegengeschenk in Form eines Monumentalbrunnens machen zu wollen. Das stattliche Gegengeschenk, der auf dem Bahnhofsplatz errichtete Kiliansbrunnen, wurde am 8. Juli 1895 im Beisein des Prinzregenten eingeweiht und gehört bis heute zu den Brunnenanlagen der Stadt, die geradezu weltstädtischen Charakter haben.¹²

Die Verehrung und besondere Zuneigung der Stadt Würzburg zum Prinzregenten fand ihren Höhepunkt in einem städtischen Denkmalprojekt, dessen Anfänge in das Jahr 1899 zurückreichen und das anlässlich des 80. Geburtstages des Prinzregenten gestiftet wurde. Das dritte Würzburger „Monumentaldenkmal“ der Prinzregentenzeit, eine von einem Säu-



Abb. 3: Der Kiliansbrunnen ist das großzügige Gegengeschenk des Prinzregenten für den Frankonia-Brunnen vor der Residenz.
Foto: Archiv Peter A. Süß.

lenhalbrund umgebene Bronzestatue des Prinzregenten in den Hauger Ringparkanlagen östlich des Bahnhofsvorplatzes, wurde am Kiliansstag des Jahres 1903 im Beisein des Sohnes des Prinzregenten, Prinz Leopold von Bayern, enthüllt.¹³

... und die Würzburger

Im öffentlichen Bewusstsein und in der kollektiven Erinnerung Frankens und der Stadt Würzburg ist Prinzregent Luitpold heute kaum mehr präsent. Anlässlich seines 200. Geburtstages am 12. März 2021 erinnerte lediglich die Würzburger „Main-Post“ an einen der bekanntesten Söhne der Stadt.¹⁴ Während man im Jahre 1996 noch eine Ausstellung über Luitpold und die Stadt Würzburg organisiert hatte, wurde Luitpold nur 25 Jahre später in keiner Veranstaltung gewürdigt. Ein geplanter The-

mentag des Frankenbundes zu Prinzregent Luitpold konnte aufgrund der Corona-Pandemie nicht durchgeführt werden. Dies ist bedauerlicherweise eine schon länger festzustellende Erscheinung: So überschwenglich die Würzburger „ihren“ Sohn der Stadt einstmals voll Stolz ehrten, umso geringer wird in den letzten Jahrzehnten seine Sichtbarkeit im Würzburger Stadtbild und seine Präsenz im öffentlichen Gedächtnis der Stadt.

Dabei hatten die Würzburger ihres „edelsten Sohnes“ schon seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in vielfältiger Weise gedacht. So benannte man die 1886 bis 1888 errichtete Nordbrücke, die heutige Friedensbrücke, nach Luitpold. Auch die von ihr weiter in Richtung der Zellerau ziehende Straße bekam seinen Namen. Sie ist das einzige Zeichen der Erinnerung in der Stadt, das heute noch direkt und

namentlich mit dem Prinzregenten verbunden ist. Im öffentlichen Bewusstsein ist sicherlich nur noch wenig präsent, dass zwei der schönsten Brunnen der Stadt mit seinem Namen und seiner Person verbunden sind.

Das zentrale Element des Prinzregentendenkmals im Ringpark, eine bronzene Figur Luitpolds, wurde bereits 1943 zum Einschmelzen nach Hamburg verbracht, das Denkmal selbst 1964 vollständig abgetragen. Seine Reste, zwei verwitterte Trophäen, stehen heute auf der Wiese östlich des Hauptbahnhofs. In ähnlicher Weise verhält es sich mit weiteren Gedenkbenennungen: Schon zu seinen Lebzeiten hatte man ihm das künftige städtische Kunstmuseum gewidmet. Es sollte die Samm-

lungen der Stadt, des Historischen Vereins und des Kunst- und Altertumsvereins aufnehmen und den Namen „Fränkisches Luitpoldmuseum“ erhalten. Daraus ging nach dem Zweiten Weltkrieg das „Mainfränkische Museum“ und schließlich 2017 das „Museum für Franken“ hervor. Nachdem er ab 1911 auch die Planungen für ein großes Universitätsklinikum gefördert hatte, entschloss man sich, den neuen Krankenhauskomplex als „Luitpoldspital“ oder „Luitpoldkrankenhaus“ nach ihm zu benennen. So haben sich Generationen von Patientinnen und Patienten aus Stadt und Landkreis Würzburg im „Lu-Kra“ behandeln lassen oder erblickten dort das Licht der Welt. Spätesten seit den 1990er Jahren jedoch verschwand der Gebrauch des Namens „Luitpoldkrankenhaus“ immer mehr aus dem Sprachgebrauch. Heute hat sich dafür die Bezeichnung „Universitätsklinikum Würzburg“ eingebürgert.

Der letzte und zugleich traurige Höhepunkt dieser Entwicklung war der im Zusammenhang mit der Sanierung des von Luitpold gestifteten Kiliansbrunnens Anfang der 2000er Jahre entwickelte Vorschlag, die bekrönende Statue und wenige Reste des marmornen Reliefschmucks des als „historistisch“ abqualifizierten Kunstwerks zu erhalten, den Schaft und die Schalen hingegen abzubrechen und den Schutt abzuräumen. Die Pläne zur Beseitigung des Kiliansbrunnens wurden jedoch von einer breiten Bewegung innerhalb der Würzburger Bevölkerung, getragen vor allem vom Verschönerungsverein e.V. und der Würzburger Frankenbund-Gruppe, energisch abgelehnt, womit der renovierte Brunnen als Teil des Ensembles um den Würzburger Hauptbahnhof erhalten blieb.

Zu den letzten Erinnerungsorten an einen bedeutenden Wittelsbacher in Würz-



Abb. 4: Das Luitpold-Denkmal an der Würzburger Friedensbrücke. Foto: Commons <https://wuerzburgwiki.de/w/images/2/2d/Luitpold-denkmal.JPG> (CC BY-NC-SA 3.0 DE).

burg gehört die im Juni 1964 anlässlich der 150-jährigen Zugehörigkeit Unterfrankens errichtete Gedenkstätte an der heutigen Friedensbrücke. Dabei verwendete man einen der beiden seitlichen Pfeiler des ehemaligen Prinzregentendenkmals, der an der linksmainischen, westlichen Brückenauffahrt der ehemaligen Luitpold-Brücke neu aufgestellt wurde. Die daran befestigte, auf einem steinernen Sockel ruhende Bronzefigur Luitpolds des Bildhauers Wilhelm von Rümann (1850–1906) aus dem Jahre 1891 stammt ursprünglich aus Privatbesitz und vermittelt ein anschauliches Bild der Physiognomie des würzburgischen Wittelsbachers.

Zur Titelseite der aktuellen Ausgabe

Anlässlich der Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum der Erhebung Bayerns zum Königreich im Jahre 1906 veröffentlichte der bekannte Zittauer Verleger, Sammler und Fotograf Theodor Stephani (1879–1948) fünf farbige Kunstpostkarten, die Vertreter des Hauses Wittelsbach in Verbindung mit bayerischen Baudenkmälern abbildeten. Während die Postkarte mit dem Portrait des ersten bayerischen Königs Maximilian I. Joseph (1756–1825) Schloss Nymphenburg zeigt, wurde sein Nachfolger König Ludwig I. (1786–1868) mit dem 1843 bis 1850 erbauten Siegestor in München dargestellt. König Maximilian II. Joseph (1811–1864) wurde mit dem 1874 fertig gestellten Maximilianeum gezeigt, seine jüngeren Brüder, König Otto von Griechenland (1815–1867) und Prinzregent Luitpold (1821–1912), wurden mit der Münchner und der Würzburger Residenz abgebildet. Es lässt sich nicht heute nicht eindeutig feststellen, ob die beschriebenen, wohl in hoher Auflage gedruckten Postkarten als Satz oder auch



Abb. 5: Die Postkarte aus dem Jahr 1906 mit dem Portrait des Prinzregenten, die der Titelseite dieser FRANKENLAND-Ausgabe zugrunde liegt.

Vorlage: Sammlung Johannes Schellakowsky.

in Einzelstücken verkauft wurden. Der Verleger verwendete für sein Postkartenprojekt Gemälde des Historienmalers, Restaurators und Fotografen Ermengildo Antonio Donadini (1847–1936) und dessen Sohn Ermengildo Carlo Giovanni Donadini (1876–1955), die beide als Künstler in Sachsen wirkten.¹⁵

Die enge Verbindung des Prinzregenten mit seinem Geburtsort verdeutlicht die für die Titelseite des aktuellen FRANKENLAND-Heftes verwendete Kunstpostkarte (Herkunft: Sammlung Johannes Schellakowsky). Die Karte zeigt im oberen Teil

ein Brustbild Luitpolds in Uniform vor einem weiß-blauen Wolkenhintergrund und im unteren Teil die Gartenansicht der Würzburger Residenz und einen Teil des Hofgartens mit der im Südgarten angelegten Fontäne. Der hochgewachsene Baumbestand auf beiden Seiten ist heute

nicht mehr vorhanden. Sie trägt die Aufschrift „*Prinz-Regent Luitpold*“ und den Hinweis auf die beiden Künstler. Auf der Rückseite findet sich die Beschriftung „*Postkarte zur Jahrhundert-Feier der Erhebung Bayerns zum Königreich*“ [1906] sowie der Hinweis auf den Verleger in Zittau.

Johannes Schellakowsky M.A.
(geb. 1965) studierte in Würzburg Geschichte, Germanistik und Anglistik und schloss sein Studium 1992 mit dem Magister Artium ab. Nach beruflichen Stationen an der Universität Würzburg, dem Hessischen Landtag, dem Hessischen Ministerium der Finanzen und dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst ist er seit 2019 als Referatsleiter und Leiter der Verbindungsstelle zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften sowie im Bereich von Grundsatzfragen zu Antisemitismus und Gedenkstätten in der Hessischen Staatskanzlei tätig.

Dr. Peter A. Süß M.A. (geb. 1960)
studierte in Würzburg Geschichte, Kunstgeschichte, Anglistik und Romanistik; Promotion 2005. Nach freiberuflicher Tätigkeit Eintritt in die Verwaltung der Bayerischen Schlösser, Gärten und Seen (2003 bis 2012), seit 2009 dazu parallel Aufbau und Leitung des englischsprachigen „Würzburg English Language Programme“ an der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg. Seit 2012 wirkt er ebenda zusätzlich als Mitarbeiter im Bereich der Systemakkreditierung und des Qualitätsmanagements. Ihre Anschriften sind auf der vorderen Umschlaginnenseite zu finden.

Anmerkungen:

- 1 Zur Biographie (in Auswahl) vgl. Albrecht, Dieter: Luitpold, in: NDB, Bd. 15 (1987), S. 505f.; online abrufbar unter: http://www.deutsche-biographie.de/artikelNDB_pnd118729683.html (Aufruf am 13.05.2021), ferner Schrott, Ludwig: Der Prinzregent. Ein Lebensbild aus Stimmen seiner Zeit. München 1962; Rall, Hans/Rall, Marga: Prinzregent Luitpold, in: Dies.: Die Wittelsbacher. Von Otto I. bis Elisabeth I. Regensburg 1986, S. 348–356; Weigand, Katharina: Prinzregent Luitpold. Die Inszenierung der Volkstümlichkeit?, in: Schmid, Alois/Weigand, Katharina (Hrsg.): Die Herrscher Bayerns. 25 historische Porträts von Tassilo III. bis Ludwig III. München 2001, S. 359–375; Leutheusser, Ulrike/Rumschöttel, Hermann (Hrsg.): Prinzregent Luitpold von Bayern. Ein Wittelsbacher zwischen Tradition und Moderne. München 2012, sowie zuletzt die knappe, aber sehr

treffende Biographie von März, Stefan: Prinzregent Luitpold: Herrscher ohne Krone (kleine bayerische Biografien). Regensburg 2021. – Zur Prinzregentenzeit vgl. Albrecht, Dieter: Die Prinzregentenzeit 1886–1912/13, in: Handbuch der bayerischen Geschichte. Begr. v. Max Spindler, neu hrsg. v. Alois Schmid. Bd. IV: Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart. Teilbd. 1: Staat und Politik. 2. völlig neu bearb. Aufl. München 2003, S. 394–413, hier: S. 394–410, sowie die grundlegende Studie von Möckl, Karl: Die Prinzregentenzeit. Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold in Bayern. München u.a. 1972. Ferner Hartmann, Peter Claus: Bayerns Weg in die Gegenwart. Vom Stammesherzogtum zum Freistaat heute. 2. überarb. u. erg. Aufl. Regensburg 2004, S. 440–452; Jooss, Birgit: „Ein Tadel wurde nie ausgesprochen“. Prinzregent Luitpold als

- Freund der Künstler, in: Leutheusser, Ulrike/Rumschöttel, Hermann: Prinzregent Luitpold von Bayern. Ein Wittelsbacher zwischen Tradition und Moderne. München 2012, S. 151–176; Möckl, Karl: Die Prinzregentenzeit, in: Bonk, Sigmund/Schmid, Peter (Hrsg.): Königreich Bayern. Facetten bayerischer Geschichte 1806–1919. Regensburg 2005, S. 153–174; Weigand, Katharina/Zedler, Jörg/Schuller, Florian (Hrsg.): Die Prinzregentenzeit. Abenddämmerung der bayerischen Monarchie? Regensburg 2013; S. vor allem auch die Internetseite „Prinzregent Luitpold“ des Hauses der Bayerischen Geschichte: https://www.hdbg.eu/koenigreich/index.php/herrscher/index/herrscher_id/6 (Aufruf 10.05.2021).
- 2 Zu Luitpolds Verhältnis zu seiner Geburtsstadt vgl. Baum, Hans-Peter: Prinzregent Luitpold von Bayern (1821–1912) und die Stadt Würzburg, in: Wagner, Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. 4 Bände; Bd. III/1–2: Vom Übergang an Bayern bis zum 21. Jahrhundert. Stuttgart 2007, S. 173–176, sowie das informative Begleitheft zur Ausstellung des Stadtarchivs Würzburg im Jahre 1996 von Heiler, Thomas: Prinzregent Luitpold (1821–1912) und Würzburg. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Würzburg zum 175. Geburtstag eines in Würzburg geborenen Wittelsbachers (Stadtarchiv Würzburg, Hinweise/Informationen Nr. 22). Würzburg 1996; vgl. jetzt auch Weigand, Katharina: Würzburg. Die Geburtsstadt des Prinzregenten Luitpold, in: Dies. (Hrsg.): Eine Reise durch Bayern. München 2020, S. 291–315.
- 3 So die Inschrift auf seinem 1903 eingeweihten Denkmal im Ringpark; s. <https://wuerzburg-wiki.de/wiki/Prinzregentendenkmal> (Aufruf 12.05.2021).
- 4 Vgl. Heiler: Prinzregent (wie Anm. 2), S. 7f.
- 5 So der Titel der aktuellen Biographie von März (wie Anm. 1).
- 6 Zitat nach März: Luitpold (wie Anm. 1), S. 77.
- 7 Vgl. Putz, Hannelore: Das Ende einer Ära. Der Tod des Prinzregenten und die Trauerfeierlichkeiten, in: Leutheusser/Rumschöttel: Prinzregent Luitpold (wie Anm. 1), S. 189–204, hier bes. S. 199–203.
- 8 Exemplarisch für popularisierende Darstellungen vgl. Dotterweich, Helmut: Das Erbe der Wittelsbacher. Vermächtnis einer europäischen Dynastie. München 1991 (überarb. Neuaufl. d. Ausgabe v. 1981), Zitat S. 253. Für die Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges vgl. die grundlegende und quellennahe Studie von März, Stefan: Das Haus Wittelsbach im Ersten Weltkrieg. Chance und Zusammenbruch monarchischer Herrschaft. Regensburg 2013.
- 9 Weigand/Zedler/Schuller: Prinzregentenzeit (wie Anm. 1). – Zur neueren Charakterisierung der Prinzregentenzeit vgl. auch Weiß, Dieter J.: Kronprinz Rupprecht von Bayern (1869–1955). Eine politische Biographie. Regensburg 2007, bes. S. 24–28.
- 10 Zitat nach Baum: Prinzregent Luitpold (wie Anm. 2), S. 175.
- 11 Vgl. ausführliche Darstellung bei Heiler: Prinzregent (wie Anm. 2), S. 12–14.
- 12 Vgl. ebd., S. 14–18.
- 13 Vgl ebd., S. 20–23, Zitat, S. 22.
- 14 S. den Artikel von Alice Natter in der Main-Post v. 11.03.2021; nachzulesen auch im Netz unter: <https://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/geboren-in-der-wuerzburger-residenz-wie-luitpold-zum-quasi-koenig-wurde-art-10576834> (Aufruf 11.05.2021).
- 15 Vgl. den Ausstellungskatalog Bayern und Sachsen in der Geschichte. Wege und Begegnungen in archivalischen Dokumenten. Gemeinsame Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und des Sächsischen Hauptstaatsarchivs (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns, Nr. 32). München 1994, bes. S. 234f. u. S. 273f.

Von Bad Kissingen nach Ein Gedi – Die Lebensgeschichte Joske Erelis (1921–2014)

Vor hundert Jahren wurde Joske Ereli als Hans Josef Ehrlich in Bad Kissingen geboren. Als Jugendlicher musste er vor dem Terror der NS-Diktatur nach Palästina fliehen. Nach dem Krieg setzte er sich für einen lebendigen Austausch zwischen seiner alten Heimat Bad Kissingen und seiner neuen Heimat Ein Gedi ein. 2009 wurde ihm für seine Verdienste um die Völkerverständigung das Bundesverdienstkreuz verliehen.

„Von den Menschen, denen wir in unserem Alltag begegnen [...], sind nur wenige mit der Seelengröße und Klugheit begnadet, die in ihrem Wirken eine Quelle der Bereicherung und Inspiration für uns darstellen. Joske ist ein solcher Mensch, der einen Traum hatte und ihn verwirklichte. Im Laufe unserer gemeinsamen Arbeit war Joske der ‚Außenminister‘, der Visionär, Vermittler, Übersetzer, der viel für die Beziehung mit Deutschland generell und für den Kontakt mit Bad Kissingen im Besonderen geleistet hat.“¹ Mit diesen Worten würdigte Jakov Akrisch, der Kreisratssekretär des Landkreises Tamar, die Verdienste Joske Erelis. Ähnlich äußerte sich der ehemalige Kissinger Oberbürgermeister Christian Zoll über ihn: „Völkerverständigung, Aussöhnung zwischen Israel und Deutschland – große Worte für das, was dieser Mann ganz selbstverständlich und ohne Pathos kraft seiner Persönlichkeit zustande gebracht hat – dass sich die Menschen in unserer Stadt und in einem kleinen Teil von Israel wieder wie

Freunde begegnen. Joske Ereli war immer von dem Ziel angetrieben, dass das geschehene Leid nur durch besseres Verstehen zwischen den Menschen unserer beiden Gemeinden überwunden werden konnte. Dazu hat er seinen unschätzbaren Beitrag geleistet.“² Der 100. Geburtstag Joske Erelis, der am 13. September 1921 als Hans Josef Ehrlich in Bad Kissingen geboren wurde, ist eine gute Gelegenheit, an diesen charismatischen Brückenbauer zu erinnern.

Joskes Familie – die Familie Ehrlich – gehörte zu den alteingesessenen jüdischen Familien in Bad Kissingen, deren Wurzeln sich dort bis ins 18. Jahrhundert auf den „Schutzjuden“ Samuel zurückverfolgen lassen. Zum ersten Mal begegnet der Name Ehrlich 1817 in der Kissinger Matrikeliste: In diesem Jahr nahmen die sechs Kinder von Samuels Sohn Salomon Samuel und dessen Frau Jendel dem bayerischen Judenedikt folgend für sich und ihre Familien deutsche Familiennamen an: Josef wählte den Namen Gutmann, Itzig entschied sich für Losmann, Hess für Ullmann und Jendlein, die Witwe Nathan Salomons, für Rosenau.³ Über ihre Schwester Vögel ist leider nichts bekannt. Der um 1782 geborene Lämmlein nannte sich Ehrlich, der Familienüberlieferung zufolge wegen der Redensart „so ehrlich wie ein Lamm“.⁴

Anfang Februar 1811 trautete der Kissinger Rabbiner Moses Sußmann Berg ihn und seine Braut Fradel (Fanny) Löwenthal. Den Ehrlichs wurden sieben Kinder geschenkt, von denen die Tochter Nannette für Würzburg besondere Bedeutung er-

langen sollte: Ihr Sohn Dr. Otto Stern engagierte sich als Rechtsanwalt, Stadtrat und langjähriger Vorsitzender der jüdischen Kultusgemeinde in der Mainmetropole. Leonhard Frank setzte ihm in seinem Roman „Die Räuberbande“ mit der Figur des Rechtsanwalts Karfunkelstein ein literarisches Denkmal. Ottos Neffe, der Rechtsanwalt Gerson Haas, folgte ihm als Vorsitzender der Kultusgemeinde nach. Lämmlein Ehrlich starb 1862 nach 51 Jahren Ehe im Alter von 80 Jahren an Altersschwäche. Seine Frau überlebte ihn um zwei Jahre und wurde 77 Jahren alt.⁵

Deren Sohn Samuel Ehrlich erblickte am 11. Juli 1813 in Kissingen das Licht der Welt und sollte seiner Heimatstadt stets eng verbunden bleiben. Grundlage dafür war die Matrikelstelle seines Vaters Lämmlein, die ihm die Königliche Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg Ende Juni 1841 zuerkannte. Drei Jahre später heiratete der 31-jährige Samuel Ehrlich in Werneck die zwei Jahre jüngere Jette Strauss aus Weikersheim. Das Familienglück der Ehrlichs, das mit der Geburt der beiden Töchter Klara und Amalie ihren Höhepunkt finden sollte, währte allerdings nicht sehr lang. Bereits zwei Jahre nach der Geburt der jüngsten Tochter sollte Jette Ehrlich im September 1849 in der Klinik von Dr. Welsch an Blutfluss im Alter von nur 34 Jahren sterben. Mit einer neuen Heirat wartete Samuel Ehrlich trotz der beiden Kinder drei Jahre. Anfang Februar 1852 gründete er mit der gebürtigen Erfurterin Sara Spiegel eine Familie, in die vier weitere Kinder geboren werden sollten: Henriette, Felix, Ida und Ludwig (Ludi).⁶

Beruflich hatte Samuel Ehrlich großen Erfolg. Rasch war es ihm gelungen, sich als Kaufmann in Kissingen zu etablieren. 1841 hatte er ein Schnittwarengeschäft im

Hause Schmirdorfer in der Oberen Marktstraße eröffnet, nachdem er vom Landgericht Kissingen die nötige Konzession dazu erhalten hatte. Vier Jahrzehnte später übergab er 1882 sein „Manufactur- u. Modewarengeschäft“ an seinen Sohn Felix Ehrlich. Unter dessen Leitung stieg die Firma rasch zum führenden Modehaus der Stadt auf. Er kaufte das Wohnhaus des Hofrates Dr. Hermann Welsch in der Ludwigstraße, in dem bereits König Ludwig II. gewohnt hatte, und baute es zu einem großen Textilkaufhaus aus. „Reellität, gediegene Geschäftsführung und ein Schatz kaufmännischer Erfahrung ließen“, so die Kissingen Saale-Zeitung 1931, „die Firma zur Blüte und zu einem führenden Hause am Platze kommen.“⁷ 1891 starb der Firmengründer Samuel Ehrlich im Alter von 77 Jahren.

Für die Ehrlichs war es selbstverständlich, sich für andere Menschen, nicht nur für ihre Verwandten, einzusetzen. Als hoch angesehene Bürger beteiligten sie sich in Bad Kissingen rege am gesellschaftlichen und politischen Leben der Stadt. Dieser selbstlose Einsatz wurde auch von nicht-jüdischer Seite gewürdigt. So wurde etwa der „kgl. Bayerische Hoflieferant“ Felix Ehrlich 1899 als erster Jude in das Gemeindeparkkollegium und im Jahre 1908 in den Stadtrat gewählt, was für Bad Kissingen zu diesem Zeitpunkt noch eine kleine Sensation war: „Die Wahl ins Kollegium“, so Ludwig Ehrlich im Dezember 1908 an seinen Bruder Franz in London, „verlief ziemlich ruhig, doch wegen der Magistratsräte war ziemlich Aufregung, besonders bei Papa, da ja Karch als Gegenkandidat aufgestellt wurde. Papa erhielt 12 liberale Stimmen, Karch die schwarzen, dadurch war das erste Mal ein Jude in den Magistrat gewählt worden. Anfangs war darob große Entrüstung! Jessas jetzt wählen sie aa noch



Abb. 1: Die Kinder von Felix und Klara Ehrlich (v.l.n.r.): Franz, Gustav, Martha, Friedel, Ludwig, Paul und Else Ehrlich, ca. 1907.
Foto: Joske Erelis.

an Jüd nein Magistrat!! Inzwischen [...] haben sich aber die Gemüter beruhigt.“⁸ Neben seiner Tätigkeit als Stadtrat engagierte sich Felix Ehrlich viele Jahre als Vorstand des örtlichen Handelsgremiums und als Mitglied der unterfränkischen Handelskammer. Privat fand Felix Ehrlich, der 1854 in Kissingen das Licht der Welt erblickt hatte, sein Glück in der Ehe mit der vier Jahre jüngeren Färbertochter Clara Oppenheim aus Eschwege. Claras Mutter Klara Rosenau war eine gebürtige Kissingerin. Sie starb jedoch bereits mit 24 Jahren bei der Geburt ihrer Tochter, die in Erinnerung an sie den Namen Clara erhielt.⁹ Den Ehrlichs wurden drei Töchter und vier Söhne geschenkt.¹⁰

Ende Oktober 1918 verstarb Felix Ehrlich in Leipzig an den Folgen einer Operation, der er sich erneut unterziehen muss-

te, nach langer, schwerer Krankheit. Zwei Tage nach seinem Tod würdigte die Kissinger Saale-Zeitung den Verstorbenen als „tüchtigen Geschäftsmann“, der sich wegen „seines streng soliden Geschäftsgefahrens und seines freundlichen entgegenkommenden Wesens [...] wohlverdienten Ansehens und volkstümlicher Beliebtheit“ erfreut habe.¹¹ Seiner liberalen Einstellung entsprechend, ließ sich Felix Ehrlich in Leipzig verbrennen. Das sorgte für heftige Auseinandersetzungen in der jüdischen Gemeinde Bad Kissings, da eine Einäscherung gegen die traditionellen orthodoxen Gesetze verstößt. Deshalb durfte die Urne des Verstorbenen nicht auf dem Gelände des jüdischen Friedhofs in Bad Kissingen beigesetzt werden. Da das Nachbargrundstück aber im Besitz der Familie Ehrlich war, wurde Felix Ehrlich dort beigesetzt. Seine

Witwe Clara Ehrlich griff dann zu einer List, um die Ausgrenzung des Grabes von Felix Ehrlich zu überwinden. Sie schenkte einen Teil des Grundstücks mit der letzten Ruhestätte ihres Mannes der jüdischen Gemeinde. Im Laufe der Zeit verschwand dann beiläufig der trennende Zaun zwischen dem Ehrlichgrundstück und dem eigentlichen Friedhofsgelände. So befindet sich heute das Familiengrab Felix Ehrlichs zwar etwas am Rande des jüdischen Friedhofs, doch innerhalb des umfriedeten Bezirks.¹²

Alle vier Söhne Felix Ehrlichs kämpften als leidenschaftliche Patrioten im Ersten Weltkrieg und wurden Offiziere. Paul Ehrlich – der jüngste der vier Ehrlichbrüder – fiel Anfang Januar 1917 mit 30 Jahren in Lothringen, sein Bruder Gustav wurde bei Kriegsbeginn in England als Deutscher verhaftet, Ludwig Ehrlich wurde als Leutnant der Infanterie zweimal leicht verwundet. Auch die Ehemänner der drei Ehrlich-Töchter waren während des Krieges in der Armee und zeigten so ihre tiefe Verbundenheit mit ihrem Heimatland.¹³

Ludwig Ehrlich besuchte nach der Volksschule vom September 1893 bis Juli 1899 die Kissinger Realschule. Danach machte er in Brüssel eine kaufmännische Lehre bei der renommierten belgischen Firma „Hirsch & Cie“, die vor allem mit ihrer Mode der Belle Époque international bekannt wurde und in Amsterdam, Köln, Dresden und Hamburg Zweigstellen unterhielt. Nach drei Jahren verließ er 1902 seinen Lehrherrn und sammelte bei verschiedenen Handelshäusern im In- und Ausland weitere Erfahrungen. Seine beruflichen Wanderjahre führten ihn u.a. auch nach San Francisco. „Zu seinem Glück“, so sein Sohn Hans Josef Ehrlich, „verließ er die Stadt einige Tage vor dem berüchtigten Erdbeben im April 1906, doch dieses Er-

*eignis hinterließ einen starken Eindruck bei ihm. Er erzählte uns, dass er damals, nach jenem Ereignis, beschlossen habe, nicht mehr in die Synagoge zu gehen.*¹⁴

Nach Bad Kissingen zurückgekehrt, gründete er einige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit der aus dem schlesischen Bernstadt stammenden Margarete Efrem (1892–1952) eine Familie: 1915 erblickte die erstgeborene Tochter Suse in Bad Kissingen das Licht der Welt. Es folgten 1919 Felix und 1921 der jüngste Sohn Hans Josef (Joske). Trotz des Altersunterschieds von zehn Jahren sollte die Ehe der Ehrlichs überaus glücklich sein, wie ihr Sohn Joske zu berichten wusste: „Sie liebten sich sehr und verbrachten viel Zeit miteinander, bei der Arbeit, zu Hause und in der Freizeit. [...] Auch als meine Eltern schon alt und krank gewesen waren, hatten sie einander immer noch ‚Schatzel‘ genannt und sich bei jeder Begegnung einen Kuss gegeben. Sie waren bis ans Ende ihrer Tage ineinander verliebt.“¹⁵

Nach dem Tod des Vaters übernahm Ludwig Ehrlich 1918 zusammen mit seinem Bruder Franz den Familienbetrieb. Gemeinsam errichteten sie in der Ludwigstraße einen repräsentativen Neubau und festigten den hervorragenden Ruf des Geschäfts. Die Weltläufigkeit der Brüder Ehrlich, die sie sich während ihrer internationalen Ausbildung erworben hatten, kam ihnen bei der Führung ihres Geschäfts in Bad Kissingen zugute: „Die Kundschaft“, so Joske Erelis, „kam aus der gesamten Umgebung, sogar aus der ganzen Welt. Touristen aus Europa, Amerika, Russland und Asien, die die Kurstadt besuchten, zählten zu den Stammkunden. Mein Großvater Felix, mein Vater und mein Onkel Franz sprachen Französisch und Englisch; auch Dele, die Frau von Franz, sprach fließend Französisch.“¹⁶

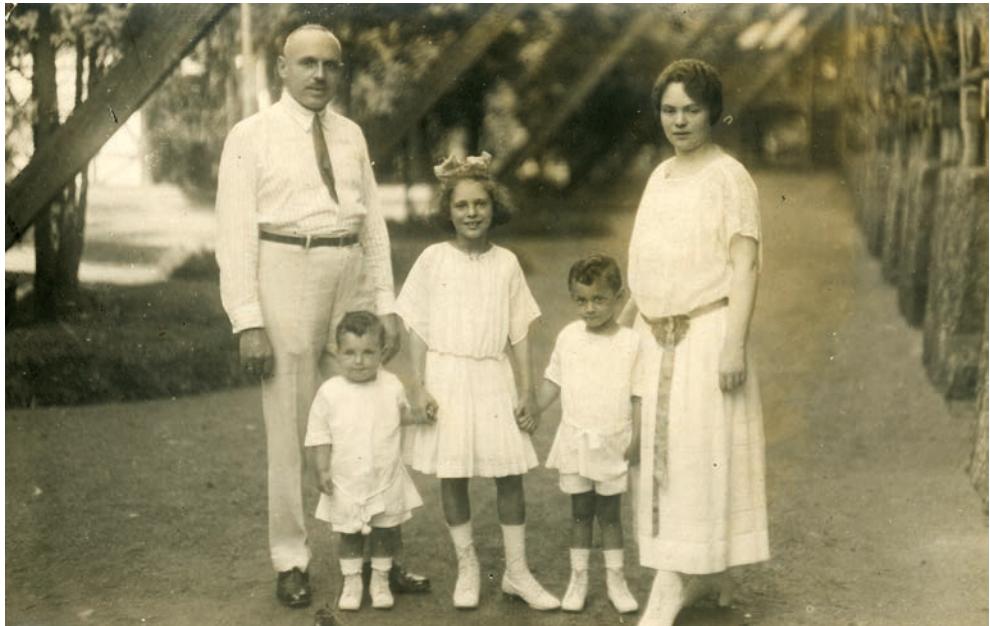


Abb. 2: Ludwig und Grete Ehrlich mit ihren Kindern Hans Josef, Suse und Felix an der Saline in Bad Kissingen.
Foto: Joske Ereli.

Die Gebrüder Ehrlich prägten auch außerhalb der jüdischen Gemeinde das Leben der Badestadt maßgeblich mit. So war Franz Ehrlich Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr, während Ludwig Ehrlich dort Schriftführer und Mitglied der Kissinger Einwohnerwehr war, die im Mai 1919 während der Münchner Räterepublik als Schutzverband gegen etwaige Räteunruhen gegründet worden war. Der jüdischen Tradition fühlten sich die Ehrlichs auf weltoffene und liberale Weise verbunden: „*Brit-Mila* [die Beschneidung], *Bar Mizwa* [das Fest der religiösen Mündigkeit], *Hochzeiten und die jüdischen Feiertage wurden*“, so Joske Ereli, „nach der jüdischen Tradition begangen. Die Familienvorstände waren sehr liberal eingestellt. Sie besetzten jedoch wichtige Ämter in der Gemeinde, z.B. Schatzmeister [...], Mitglied in der Begräbnis-Brüderschaft [...] und in

anderen gemeinnützigen Einrichtungen der jüdischen Gemeinde.“¹⁷ Entgegen den orthodoxen Regeln hatten die Ehrlichs ihr Geschäft auch am Schabbat geöffnet. Sie passten sich den Wünschen ihrer überwiegend nichtjüdischen Kunden an und ließen ihren Laden am Sonntag geschlossen.¹⁸ Den Sederabend an Pessach feierten die Ehrlichs immer mit ihrer Tante Ida zusammen. „*Tante Ida*“, so Joske Ereli in seiner Autobiographie, „führte ihren Haushalt nach den koscheren Vorschriften, feierte die religiösen Feste und fastete an *Jom Kippur*, am Versöhnungsfest. Alle übrigen Familienmitglieder sahen sich wohl selbst als Juden, doch keiner von uns war strenggläubig. Wir aßen ungesäuerte Matze an Pessach, zündeten zu *Chanukka* die Kerzenleuchter an, und daneben stand der Tannenbaum für die christlichen Angestellten – die Kindermädchen, das Haus- und Geschäftspersonal.“¹⁹

Wie viele andere Kissinger Juden suchte die Familie Ehrlich ihr Judentum mit ihrem Deutschtum zu verbinden: „*Die Familie schätzte ihr Judentum, liebte ihre deutsche Heimat, war stolz auf die deutsche Bürgerschaft ... Ihr Leben war durch Kultur, Sprache, Musik, Handel, Sport und Wirtschaft fest mit Deutschland verbunden. Mit Ausnahme der jüdischen Religion waren sie vollständig integrierte Deutsche. [...] Alle liebten ihre Heimat und standen treu zu Deutschland, so dass viele von ihnen nicht merkten und nicht glauben wollten, dass die Erde unter ihren Füßen bereits brannte, und so sind sie erst 1938, im letzten Moment, aus Deutschland herausgekommen.*“²⁰ Die Ehrlichs fühlten sich gut integriert, waren äußerst angesehen und geschätzt. So verbrachte Hans Josef Ehrlich eine unbeschwerete Jugend bis zum Beginn der NS-Zeit: „*Etwa bis 1933 war meine Jugendzeit wunderbar. Ich war oft in unserem großen Obstgarten neben dem Jüdischen Friedhof. Wir machten Ausflüge in die Rhön. Spaß machte es mir, mit dem Dampferle zu fahren und dann war ich auch oft beim Reiten im Tattersall.*“²¹

Hans Josef und seine Geschwister genossen die Vorzüge einer wohlhabenden, großbürgerlichen Familie. Die Eltern verbrachten viel Zeit mit ihnen, hatten aber auch eigene Kindermädchen für sie angestellt, die mit ihnen spazieren gingen und ihnen bei den Hausaufgaben halfen. Mehrfach im Jahr verreisten die Ehrlichs mit ihren Kindern: Im Sommer fuhren sie für einen Monat nach Duhnen bei Cuxhaven, im Winter zum Skifahren nach Oberhof und St. Anton. Auch im Sommer ließen sie sich das Skifahren nicht nehmen, dazu gingen sie dann für ein paar Tage ins Hochgebirge, wo genügend Schnee lag. Aber auch Tagesausflüge in die Umgebung von Bad Kissingen standen auf dem Familien-

programm: „*Wir fuhren*“, so Joske Ereli, „*in die Rhön, wanderten auf den Kreuzberg, auf die Wasserkuppe, wo es Segelflieger gab, die mich als Kind faszinierten, und zur Kissinger Hütte. Wir nahmen den Zug oder Bus bis Bischofsheim, stiegen zu Fuß auf die Berge und fuhren dann mit Skiern weiter.*“²²

Mit großer Begeisterung betrieb Hans Josef Sport: Er ging gerne schwimmen und reiten und war ein hervorragender Leichtathlet. Mindestens einmal pro Woche trainierte er in Bad Kissings Sportverein und schaute auch gerne bei Wettkämpfen zu. Ein besonderes Erlebnis war für ihn der Besuch der Olympischen Spiele in Berlin 1936, bei denen er Jesse Owens zufielte, während Hitler aus Wut über die Niederlage des deutschen Weitspringers Lutz Long das Stadion verließ.²³

Mit Beginn der NS-Diktatur änderte sich die Welt für Hans Josef und seine Familie grundlegend. Dabei fühlte er sich von den Unternehmungen der HJ zunächst durchaus angezogen: „*Jeden Samstag veranstaltete die Hitlerjugend einen Parademarsch durch die Stadt in Richtung des freien Geländes mit den Tribünen, wo wir als Kinder die Fußballspiele sahen, und dort trainierten und exerzierten sie. Sie marschierten fahnenschwenkend mit Pauken und Trompeten an unserem Haus vorbei, Kappe auf dem Kopf, in schönen „Kostümen“ und hohen Stiefeln, und ich stand am Fenster hinter dem Vorhang und weinte, weil ich nicht dabei sein konnte. Ich wusste nicht, was sie da machten, aber ich wollte ein Teil von dem Aufmarsch, der Musik und den Spielen sein.*“²⁴

Verstörend war für Hans Josef Ehrlich das Verhalten seiner nichtjüdischen Freunde nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler: „*Ich hatte auch ein paar christliche Freunde, gute Freunde, in meiner Klasse. Praktisch über Nacht redeten sie*

nicht mehr mit mir. Ich erinnere mich nicht an Belästigungen in der Schule, aber an einen großen Streit, bei dem am Schluss meine Geige auf dem Kopf eines Schulkameraden landete. Ich konnte einfach nicht begreifen, dass das alles deswegen sein sollte, weil ich Jude war. Bis gestern noch hatte ich alles mit ihnen zusammen gemacht – und plötzlich änderte sich ihr Verhalten. Über Nacht war ich zum Ausgestoßenen geworden, aus einem Grund, den ich damals nicht verstehen konnte.“²⁵ „Als die Nazis uns bedrohten und all meine Freunde mich über Nacht verließen und mich plötzlich ‚Saujude!‘ schimpften, war das eine große Enttäuschung. Das werde ich nie vergessen. Da hatte es ja schließlich unter meinen Freunden auch welche gege-



Abb. 3: Hans Josef Ehrlich mit Geige.
Foto: Joske Ereli.



Abb. 4: Hans Josef Ehrlich auf einem Ölgemälde.
Foto: Joske Ereli.

ben, die mehr bei uns zu Hause gewesen waren als bei ihren Eltern.“²⁶

Schon zu Beginn der NS-Diktatur sahen sich die Ehrlichs antisemitischen Aktionen ausgesetzt. Das große Ansehen, das sie und ihre Firma genossen, hatte sie im April 1933 nicht vor dem Boykott jüdischer Geschäfte bewahren können. Im August 1935 wurden die Ehrlichs wie auch einige andere jüdische Geschäftsleute Opfer einer nächtlichen Anschlagserie. Eine ätzende, unangenehm riechende Flüssigkeit wurde durch das Schlüsselloch der Ladentüre gespritzt, die Vorhänge und Teppiche beschädigt.²⁷

Im Juli 1935 musste Hans Josef Ehrlich zusammen mit den anderen jüdischen Schülern die Bad Kissinger Realschule verlassen. Er blieb zunächst ein halbes Jahr zu Hause, bevor ihn seine Eltern am 6. Januar 1936 in ein jüdisches Internat nach

Coburg schickten, das von Hermann Hirsch geleitet wurde. „Der Rahmen“, so Hans Josef Ehrlich im Rückblick auf seine Coburger Zeit, „war allerdings ziemlich exklusiv. Der Zugang hing vom Vermögen der Eltern ab. Für viele Familien war es nicht leicht, die hohe Gebühr aufzubringen, die die Schulleitung verlangte. Ungeachtet meiner schulischen Leistungen war es eine gute Zeit in Coburg. Es war eine geschlossene Internatsschule, die zwar im Stadtzentrum lag, doch wir kamen kaum in Berührung mit der Außenwelt, hatten keinen Kontakt zu Leuten, nicht einmal zu den Coburger Juden. Man schützte uns vor der Wirklichkeit draußen. Es gab dort eine bunt gemischte Gruppe jüdischer Kinder und alle möglichen zionistischen Aktivitäten. Man erzog uns in Hinsicht auf die Einwanderung nach Palästina, doch zu dieser Zeit nahm ich keinen Anteil daran. Ebenso wie die jüdische Atmosphäre war mir auch der Zionismus fremd. Im Laufe der beiden Jahre, die ich in Coburg verbrachte, hielt ich engen Kontakt zu meinen Eltern. Ich machte Besuche zu Hause, und wir fuhren ab und zu zusammen in Ferien. Man kann sagen, dass ich in Coburg zum ersten Mal das Gefühl erhielt, dass ich Jude war, das erste Mal, dass ich beim Gebet dabei war, allerdings ohne die leiseste Ahnung, was das Ganze bedeutete. Die Schule wurde koscher geführt, aber meine Eltern schickten mir Schinken (natürlich vom Schwein) und Würstchen. Ich bewahrte alles in meiner Kühlung auf – vor dem Fenster meines Zimmers, draußen unter der Regenrinne.“²⁸

Die Begeisterung für den Unterricht hielt sich bei Hans Josef auch in Coburg weiterhin sehr in Grenzen. So war er sehr dankbar, dass Esti Hirsch, die Tochter des Internatsleiters, mit der er sich angefreundet hatte, mehrfach die Hausaufgaben für ihn machte. Dies ging auch eine Zeitlang gut, bis er eines Tages ‚seinen‘ Aufsatz von

Hermann Hirsch ohne Note, dafür aber mit der Bemerkung: „Ich kenne den Stil meiner Tochter!“ zurückbekam. Nach Beendigung des zehnten Schuljahres kehrte Hans Josef nach Hause zurück, wo er im Geschäft der Eltern aushalf.²⁹

Der sich immer radikaler gebärdende rassistische Ungeist der Zeit machte den äußerst heimatverbunden Ehrlichs schmerzlich bewusst, dass sie unter diesen menschenverachtenden Umständen nicht länger in Deutschland bleiben konnten. Daher entschlossen sich nach und nach immer mehr Familienmitglieder zur Flucht ins Ausland. „In meiner Familie“, so Hans Josef Ehrlich, „begriff man allmählich, dass es in Deutschland offenbar keine Hoffnung mehr gab. Nachdem meine Eltern категорisch gegen eine Auswanderung nach Palästina waren und ich einen Hang zu Tieren hatte, schickten sie mich als Vorbereitung für eine Übersiedlung nach Argentinien auf einen Hof in der Nähe von Berlin, wo Schweine gezüchtet wurden.“³⁰

Während sich Hans Josef zunächst noch dem Willen der Eltern fügte, widersetzte sich ihm seine ältere Schwester Suse Ehrlich erfolgreich. Sie besuchte von 1925 bis 1931 als eines der ersten Mädchen die Realschule in Bad Kissingen, wechselte dann auf die allgemeine Ober- schule in Schweinfurt, wo sie ihr Abitur machte. In dieser Zeit entwickelte sie sich zu einer leidenschaftlichen Sportlerin, die als Leichtathletin und Turnerin an zahlreichen Wettbewerben erfolgreich teilnahm und Preise erzielte. Nachdem sie den Deutschen Turnerverband wegen ihrer jüdischen Herkunft hatte verlassen müssen, ging sie im April 1934 nach Breslau, um dort eine Hauswirtschaftsschule zu besuchen. Als erklärte Zionistin wurde sie Mitglied in der zionistischen Jugendbewegung Habonim. Bei dieser Arbeit lernte sie



Abb. 5: Joske Erelis mit 14 Jahren vor seiner Auswanderung.
Foto: Joske Erelis.

den aus Palästina kommenden Asahel Ben David kennen, der von der Jewish Agency nach Deutschland geschickt worden war, um Jugendliche auf die Auswanderung nach Erez Israel vorzubereiten. Gegen den Willen ihrer Eltern ging sie mit ihm nach Palästina, wo sie schließlich Ende September 1936 heirateten.

Nun machten Ludwig und Grete Ehrlich mit der Auswanderung ihrer Tochter ihren Frieden. Sie sahen, dass sie in dem fremden Land gut zureckkam und einen guten Ehemann gefunden hatte: Asahel hatte Arbeit als Lehrer gefunden, Suse, die sich nun Shoshanna nannte, arbeitete als Hilfskraft in der Landwirtschaft. Im September 1938 beschlossen sie, gemeinsam mit ihrem Sohn Menachem, der erst im Jahr zuvor das Licht der Welt erblickt hatte, in Toulouse Landwirtschaft zu studieren.³¹

Auch Hans Josef Ehrlich wollte wie seine Schwester nach Palästina gehen. Sein Schwager konnte seine Eltern von diesem Vorhaben überzeugen. Um für die Auswanderung gerüstet zu sein, nahm Hans Josef an Hachschara-Vorbereitungskursen in Hamburg-Blankenese auf dem Anwesen der Familie Warburg und in Rüdnitz bei Berlin auf dem Gelände der Familie Schocken teil. „Für mich“, so Hans Josef Ehrlich, „war das alles ein Abenteuer. In Hamburg arbeiteten wir hauptsächlich mit Torferde, fertigten Ziegel für den Bau von Hütten oder kleinen Gebäuden – körperliche Schwerstarbeit. In Rüdnitz traf ich am 26. Juli 1938 ein. [...] Hauptsächlich stopften sie uns dort den Kopf mit Zionismus voll. Die anderen Kameraden hatten viel mehr zionistischen Hintergrund als ich bereits von zu Hause aus oder von der Jugendbewegung her. Sie kamen mit einem zionistischen Bewusstsein, das zweifellos viel stärker war als meines, zum Vorbereitungstraining, um nach Erez Israel einzuwandern. Als ich dort ankam, kannte ich keinen Menschen, doch das war kein Problem für mich. Bis heute fühle ich mich sofort überall zuhause. Ich sage immer: „Wo ich mich bette – ist mein Zuhause“.³²

In Rüdnitz wartete Hans Josef Ehrlich auf ein Zertifikat für die Einreise nach Palästina, was aufgrund der restriktiven britischen Vergabepolitik nicht ganz einfach war. Hans Josefs Mutter hatte über einen nichtjüdischen Schul- und Kriegskameraden ihres Mannes schließlich einen Reisepass für ihn bekommen. Die Auswanderung erfolgte mit Hilfe der Jugendalijah, die Kinder und Jugendliche bis zum Alter von 17 Jahren nach Palästina brachte. So trat Hans Josef Ehrlich zusammen mit 60 anderen Jugendlichen aus Österreich und Deutschland die Reise nach Triest an, wo er auf eine Ausreisemöglichkeit warte-

te. Die Zeit drängte allerdings allmählich, drohte sich doch mit seinem bevorstehenden 17. Geburtstag, das Tor zur Ausreise für ihn endgültig zu schließen. Doch Hans Josef Ehrlich hatte Glück. Eine Woche nach seiner Ankunft gelang es ihm und seinen Kameraden, einen Platz auf dem italienischen Frachter „Adria“ zu bekommen, der am 29. September 1938 den Hafen von Tel Aviv erreichte. Mit dem Lastwagen ging es von dort in den Kibbuz Givat Brenner südlich von Tel Aviv. Nach einer kurzen Eingewöhnungszeit begann für Hans Josef Ehrlich der Ernst des Kibbuz-Lebens: Die eine Hälfte des Tages wurden die Neuankömmlinge in Hebräisch sowie jüdischer und biblischer Geschichte unterrichtet, die andere Hälfte mussten sie auf dem Feld oder beim Straßenbau arbeiten. Nach drei Jahren verließ Hans Josef



Abb. 6: Joske Ereli mit 21 Jahren nach seiner Auswanderung.
Foto: Joske Ereli.

Ehrlich Givat Brenner und ging mit seiner Gruppe in den Kibbuz Gesher im Jordantal nahe der jordanischen Grenze, wo er sich um den Anbau von Bananen und den Bau von Straßen kümmerte.³³

Seine Eltern waren in Bad Kissingen zurückgeblieben, um sich um Haus und Geschäft zu kümmern, die sie aber Mitte Juli 1938 an den Würzburger Kaufmann Martin Rottmann verkaufen mussten. Anders als Ludwigs Bruder Franz und seine Familie, die bereits im April 1937 nach London emigriert waren, und ihre eigenen Kinder schoben sie die geplante Auswanderung lange Zeit auf. Zu sehr hingen sie trotz aller negativer Erfahrungen an Bad Kissingen, auch wollten sie wohl nicht Ludwigs alte, kranke Tante Ida allein in der Kurstadt zurücklassen. Doch dann sorgten das Schicksal und die zeitgeschichtlichen Ereignisse dafür, dass sie Deutschland in einer überstürzten Flucht verlassen mussten.

Geplant war eigentlich nur eine kurze Reise zu ihrer Tochter Suse und deren Familie nach Toulouse, wo diese zu dieser Zeit gerade studierten. Die Ehrlichs wollten diese günstige Gelegenheit zum Wiedersehen nicht verstreichen lassen, zumal sie endlich auch ihren Enkel Menachem kennenlernen wollten. Doch dann überschlugen sich die Ereignisse. In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1938 fuhren die Ehrlichs nach Toulouse, wo sie vom Novemberpogrom in Deutschland überrascht wurden: „Nach ihrer Ankunft“, so Joske Ereli, „hörten sie telephonisch von ihrer Köchin, dass Ludwig von der SA gesucht wurde. Sie erzählte weinend, was in Deutschland und in Kissingen passiert war (Reichskristallnacht), von den Verhaftungen der Freunde Ludwigs und vom Brand der Synagoge. An eine Rückkehr nach Deutschland war nun für Ludwig und Grete Ehr-



Abb. 7: Joske Ereli und seine Frau Rachel Schenker.
Foto: Joske Ereli.

lich nicht mehr zu denken. Sie hatten Kleidung und Gepäck für zwei Wochen bei sich, das war alles, was ihnen geblieben war, und so fuhren sie nach London, um sich den anderen Ehrlichs, die schon dort waren, anzuschließen. So rettete der erste Enkel Menachem seine Großeltern Grete und Ludwig Ehrlich.“³⁴

In London wurden die Ehrlichs von ihrem „Onkel Ludi“ unterstützt. Der 1863 geborene Ludwig Ehrlich, ein Bruder von Felix Ehrlich, hatte es in Südafrika zu Geld gebracht und sich in der britischen Hauptstadt niedergelassen. Trotz der familiären Unterstützung durchlebten die Ehrlichs in England eine schwere Zeit: „Meine Eltern“, so Hans Josef Ehrlich, „kam es schwer an, sie wurden beide in dieser Zeit sehr krank. Sie überstanden den ganzen ‚Blitzkrieg‘ [die deutschen Luftangriffe auf London 1940–41] unter Tischen, denn es gab keine Schutzräume. Wir korrespondierten nur wenig mit ihnen von Palästina aus, denn die Post musste über das Rote Kreuz die britische Zensur durchlaufen, was eine lange, komplizierte Prozedur bedeutete.“³⁵ Bis 1946 mussten Ludwig und Grete Ehrlich in England bleiben.

Zu diesem Zeitpunkt war ihr Sohn Hans Josef bereits mehrere Jahre mit seiner Frau Rachel Schenker verheiratet, die er 1942 in Givat Brenner, wohin er zurückgekehrt war, kennengelernt hatte. Die 1924 in Palästina geborene Rachel Schenker stammte aus einer russischen Einwandererfamilie und war nach dem Besuch des Gymnasiums und einer landwirtschaftlichen Mädchenschule nach Givat Brenner gekommen, um ihre landwirtschaftliche Ausbildung zu vervollständigen. Eigentlich wollte das junge Paar erst einmal ein Jahr zusammenleben, um zu sehen, ob sie zusammenpassten. Doch Rachels Vater Reuven Schenker bestand auf einer baldigen Hochzeit. Daher entschlossen sie sich, am 5. September 1943 zu heiraten, allerdings ohne Hans Josefs Eltern, die in England festsäßen.

Rachel Ehrlich war politisch sehr aktiv und engagierte sich stark für die Gründung eines eigenen jüdischen Staates. So wurde sie Mitglied der Palmach, eines Stoßtrupps der Untergrundbewegung Haganah, der sich auch Joske Ereli Ende 1943 anschloss. Nach der Gründung des Staates Israel wurde die Haganah zur offiziellen Armee er-

klärt. Joske Ereli war damit Offizier im israelischen Militär geworden, in dem er bis 1954 tätig war.³⁶ Während seiner Militärzeit änderte Hans Josef Ehrlich, der im Unabhängigkeitskrieg verwundet wurde, seinen Namen in Joske Ereli: „Ich habe meinen Namen in Josef Ereli – daraus wurde der Rufname Joske – geändert, weil unser erster Ministerpräsident Ben Gurion damals forderte, dass Offiziere in der israelischen Armee auch israelische Namen tragen müssen. Ich bin auch der einzige aus meiner Familie, der den Namen änderte. ‚Ereli‘ bedeutet übrigens ‚Engel‘ und ist dem Namen Ehrlich noch ziemlich ähnlich, finde ich. Ich war damals 22 Jahre alt und viele meiner Kollegen änderten ihre Namen.“³⁷

1946 gelang es Joske Erelis Eltern mit Hilfe ihres Schwiegersohnes Asahel, der aus seiner Zeit beim britischen Militär gute Kontakte zu der englischen Mandatsregierung hatte, nach Palästina einzuwandern. Wie ihre Kinder Shoshanna (Suse) und Joske (Hans Josef) ließen sie sich in Givat Brenner nieder. „Meine Eltern“, so Joske Ereli, „ließen keine Enttäuschung über das erkennen, was ihnen widerfahren war und was sie verloren hatten, und sie waren nicht verbittert. Sie akzeptierten einfach die Realität und kamen damit zurecht. [...] Als meine Eltern in Palästina ankamen, war mein Vater schon herzkrank. Meine Mutter ging am Stock.“³⁸ Ludwig Ehrlich konnte 1947 noch die Geburt seines Enkels Abner (Neri) in Givat Brenner erleben. Da er jedoch bereits einige Monate später starb, sollte er seine 1950 geborene Enkelin Ronni nicht mehr kennenlernen. Am 1. Februar 1952 starb auch seine Frau Grete Ehrlich im Alter von 59 Jahren und wurde an der Seite ihres Mannes in Givat Brenner beigesetzt.³⁹

1951 verließen Joske und Rachel Ereli den Kibbuz und zogen nach Zahala, ei-

nem Vorort von Tel Aviv, wo sie sich mit Hilfe von Rachels Vater ein Haus kauften. Joske fand zunächst eine Anstellung bei der Militärpolizei und arbeitete dann von 1953 bis 1954 als Führungsoffizier bei der „Gadna“, einer vormilitärischen Jugendorganisation, die eine Jugendfarm im Negev betrieb. 1954 schied er aus dem Militärdienst aus und wurde Leiter einer Traktorstation im Süden des Landes, wo er Einwanderer in die Landwirtschaft einführte. Nach deren Schließung 1967 war er sechs Jahren lang als Einkäufer für eine Werkstätte im Süden des Landes tätig, ehe er als Personalchef zur Versicherungsgesellschaft „Sahar“ in Tel Aviv wechselte.⁴⁰

Im September 1977 zogen die Erelis zu ihrem Sohn Neri nach Ein Gedi, das Rachel Ereli vom ersten Augenblick an



Abb. 8: Joske Erelis Ehefrau Rachel.

Foto: Joske Ereli.

mochte: „Ich habe mich gleich in Ein Gedi verliebt. Wie mit einem Menschen, den man trifft und in den man sich auf den ersten Blick verliebt, so hatte ich das Gefühl, als ich nach Ein Gedi kam, dass das der Ort war, an dem ich leben wollte. Diese Schönheit, an die gewöhnt man sich nicht. Ich wusste, hier will ich bleiben.“⁴¹ In Ein Gedi übernahm Joske Ereli zunächst die Betreuung der deutschsprachigen Gäste. Aber schon bald wurde er zum Motor beim Ausbau des Tourismus. Durch sein unermüdliches Engagement und seine guten Ideen konnte er das Angebot in Ein Gedi verbessern und die Zahl der ausländischen Gäste erhöhen. Er absolvierte einen Kurs als Reiseleiter und unternahm mit den Gästen Ausflüge in die Wüste, nach Massada, Qumran und Jericho. Bis ins hohe Alter half Joske Ereli täglich mehrere Stunden bei der Betreuung der Touristen mit. Der Jugendaustausch und die Partnerschaft mit Bad Kissingen lagen ihm dabei besonders am Herzen.⁴²

Dabei hat sich Joske Ereli mit der Wiederannäherung an seine Heimatstadt zunächst durchaus schwergetan, obwohl er sich ihr noch sehr verbunden fühlte. Aber die negativen Erfahrungen der NS-Zeit legten sich wie ein dunkler Schatten auf seine Beziehung zu Bad Kissingen: „Ich habe“, so Joske Ereli, „immer wieder an den Ort gedacht, in dem ich geboren bin, trotz der schlimmen Erinnerungen, aber natürlich vor allem wegen der schönen Zeiten. Bis heute kann ich nicht verstehen, wie sich gute Freunde über Nacht so ändern konnten.“⁴³

Zum ersten Mal besuchte er 1959 seine Geburtsstadt mit seiner Frau. Der zweite Besuch 1972 war zunächst nicht geplant gewesen. Eigentlich hielt er sich in München zu den Olympischen Spielen auf. Aber nach dem palästinensischen Terrorangriff auf das israelische Olympiateam

entschloss er sich, München zu verlassen und stattdessen nach Bad Kissingen zu reisen, um dort sein Elternhaus wiederzusehen und die Gräber seiner Familie zu besuchen. Zu einer intensiven Beziehung zu Bad Kissingen sollte es für Joske Ereli aber erst im August 1980 kommen. 17 Jugendliche aus dem Landkreis Bad Kissingen hatten sich unter der Leitung von Günter Bender vom Kreisjugendring zu einem vierwöchigen Arbeitseinsatz im Kibbuz Ein Gedi eingefunden: „Die Kissinger“, so Joske Ereli, „kamen damals über die Vermittlung der Gewerkschaftsjugend aus Tel Aviv zu uns. [...] Ich wurde dann schließlich gebeten, die Kissinger Gäste als Einziger von uns, der Deutsch spricht, zu betreuen. Ich hatte zunächst Bedenken, dass das alte Erinnerungen weckt, weil das Kind eines meiner Schulfreunde oder eines Bekannten meiner Familie dabei ist. Als die jungen Leute kamen, war ich nicht imstande sie abzuholen und schickte meine Frau Rachel zum Flughafen.“⁴⁴ Schnell legten sich aber bei Joske Ereli die Bedenken, und es entwickelte sich eine echte Freundschaft zu Günter Bender und den jungen Leuten aus Bad Kissingen.

Die Folge war, dass Joske Ereli nun einen regelmäßigen Kontakt mit seiner alten Heimatstadt aufnahm. Danach besuchte er Bad Kissingen unzählige Male und fand hier sehr viele neue Freunde. Nicht zuletzt durch seine Initiative wurde der Austausch zwischen Bad Kissingen und Ein Gedi immer weiter vertieft. Krönender Höhepunkt war die Partnerschaft zwischen dem Landkreis Tamar, in dem Ein Gedi liegt, und dem Landkreis Bad Kissingen Anfang 1997. Landrat Herbert Neder und Landrat Yoav Givati konnten im Beisein von Joske Ereli und Oberbürgermeister Christian Zoll die Partnerschaftsurkunde im Bad Kissinger Landratsamt unterzeich-



Abb. 9: Joske und Rachel Ereli in der Rhön.
Foto: Joske Ereli.

nen. Bis zu seinem Tod prägte Joske Ereli die Partnerschaft mit seinem leidenschaftlichen Einsatz auf unverwechselbare Art und Weise.

Aus Anlass seines 80. Geburtstages trafen sich im Jahre 2001 zahlreiche Mitglieder der Familie Ehrlich, die heute über den ganzen Erdball verstreut leben, zu einem großen Familienfest in Bad Kissingen. In Würdigung der außerordentlichen Verdienste Joske Erelis um die Beziehungen zwischen Tamar und Bad Kissingen verlieh die Stadt Bad Kissingen ihm Anfang 2001 die „Silberne Bürgermedaille“, während das Landratsamt ihn mit der „Silbernen Ehrennadel“ auszeichnete. „Die Auszeichnungen“, so Joske Ereli, „haben mich sehr gefreut. Ich war auch sehr bewegt, als ich sie entgegennahm. Denn einst mussten wir von Bad Kissingen fliehen, um unser Leben zu retten. Und jetzt wurden wir als Freunde aufgenommen. Die Zeit muss auch hier Wunden heilen. 1908 wurde mein

*Großvater als erster Jude in den Kissinger Magistrat gewählt. 93 Jahre später wurde ich als sein Enkel von den Kissingern geehrt. Es zeigt doch, dass meine Arbeit der Vermittlung zwischen Israel und Deutschland respektiert wird.*⁴⁵

Diese Meinung teilte auch Bundespräsident Horst Köhler, als er Joske Ereli am 17. August 2009 durch den bayerischen Innenminister Joachim Herrmann das Bundesverdienstkreuz am Bande im Rahmen eines Festakts im Jüdischen Gemeindehaus München verlieh. Der Bundespräsident verwies in seiner Begründung auf die großen Verdienste Joske Erelis für die Völkerverständigung, sein Engagement für die deutsch-israelische Freundschaft und den Aufbau der ersten Landkreispartnerschaft zwischen einem israelischen und einem bayerischen Landkreis. An der Zeremonie nahm neben Charlotte Knobloch auch eine große Delegation aus Bad Kissingen mit dem amtierenden Oberbürgermeister Kay Blankenburg, den Alt-Oberbürgermeistern Georg Straus und Christian Zoll sowie Landrat Thomas Bold und dessen Vorgänger Herbert Neder teil.⁴⁶

Nur fünf Jahre nach diesem feierlichen Ereignis starb am 30. April 2014 Rachel Ereli in Ein Gedi. Die Inschrift auf ihrem Grabstein erinnert an ihr bewegtes Leben und ihre besondere Persönlichkeit: „*Rachel Erelly / 13.1.1924 – 30.4.2014 / Frau – Mutter – Großmutter / Palmachkämpferin / Geschichtenerzählerin / Eine außergewöhnliche Frau. / Sie liebte und sie wurde geliebt. / Ihr ganzes Leben lang glaubte sie an den Menschen und an den Frieden.*⁴⁷“ Ihr Mann überlebte sie nur um wenige Monate und starb nach langer, schwerer Krankheit am 4. November 2014 im Alter von 93 Jahren in einem Krankenhaus in Tel Aviv. Seine letzte Ruhe fand er neben seiner Frau in Ein Gedi.

Anmerkungen:

- 1 Ereli, Joske: Von Hampi Ehrlich zu Jossi Ereli. Meine Lebensgeschichte. Bad Kissingen 2014, S. 11f.
- 2 Ebd., S. 14f.
- 3 Vgl. Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], Reg. Abg. 1943/45, 9075 Juden-Matrikel des Königlichen Landgerichts Kissingen.
- 4 Persönl. Mitteilung Joske Ereli (Ein Gedi, Israel), E-Mail v. 03.08.2010.
- 5 Stadtarchiv Bad Kissingen [künftig: StadtA KG], B 901 Geburts-, Trau- und Sterberegister der Israeliten zu Kissingen.
- 6 Ebd.
- 7 Saale-Zeitung v. 31.08.1931.
- 8 Joske Ereli: Brief Ludwig Ehrlichs an seinen Bruder Franz Ehrlich in London vom Dezember 1908.
- 9 Persönl. Mitteilung von Uri Rosenau, E-Mail v. 29.09.2013.
- 10 StadtA KG, B 901 Geburts-, Trau- und Sterberegister der Israeliten zu Kissingen.
- 11 Saale-Zeitung v. 29.10.1918.
- 12 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, E-Mail v. 06.07. 2006.
- 13 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, Brief v. 02.04. 1990.
- 14 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 29.
- 15 Ebd., S. 98.
- 16 Ebd., S. 29.
- 17 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, Brief v. 02.04. 1990.
- 18 Vgl. Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 29.
- 19 Ebd., S. 54.
- 20 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, Brief v. 02.04. 1990.
- 21 Krapf, Isolde: Joske Ereli. Jude aus Bad Kissingen: „*Später wusste ich dann ja, was die dort lernten*“, in: Main-Post v. 19.10.2007. Zitiert nach: <https://www.mainpost.de/regional/bad-kissingen/Joske-Ereli-Jude-aus-Bad-Kissingen-Spaeter-wusste-ich-dann-ja-was-die-dort-lernten;art766,4160895> (Aufruf am 14.07. 2012).
- 22 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 36–39.
- 23 Vgl. ebd., S. 50.
- 24 Ebd., S. 56.
- 25 Ebd., S. 57.
- 26 Krapf: Joske Ereli (wie Anm. 21).
- 27 StA Wü, LRA BK 1153 Politische Halbmonats- und Monatsberichte der Gendarmerie-Stationen an das Bezirksamt 1935.
- 28 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 57f.
- 29 Ebd., S. 59.
- 30 Ebd., S. 61.
- 31 Vgl. ebd., S. 61f.
- 32 Ebd., S. 62.
- 33 Vgl. ebd., S. 72–81.
- 34 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, Brief v. 02.04. 1990.
- 35 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 68.
- 36 Vgl. ebd., S. 81–104.
- 37 Persönl. Mitteilung Joske Ereli, E-Mail v. 03.03. 2002.
- 38 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 96f.
- 39 Vgl. ebd., S. 97.
- 40 Vgl. ebd., S. 104–110.
- 41 Ebd., S. 141.
- 42 Vgl. ebd., S. 129–141.
- 43 Krapf: Joske Ereli (wie Anm. 21).
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 Vgl. Saale-Zeitung v. 20.08.2009.
- 47 Ereli: Lebensgeschichte (wie Anm. 1), S. 158.

Der 1962 in Leverkusen geborene Hans-Jürgen Beck war nach seinem Theologie- und Germanistik-Studium in Würzburg und Freiburg von 1991 bis 2020 als Gymnasiallehrer in Donauwörth und Bad Kissingen tätig. Seit seinem Studium beschäftigt er sich mit dem jüdischen Leben in Bad Kissingen und ist seit 2002 für die Programmgestaltung der Jüdischen Kulturtage im Landkreis Bad Kissingen zuständig. Seine Anschrift lautet: Oberer Zollweg 28, 97688 Bad Kissingen, E-Mail: hajubeck@gmx.de.

Johannes Sander

Eulogius Böhler und die evangelisch-lutherische Kirche St. Paul in Würzburg-Heidingsfeld

In den Jahren 1912/ 13 wurde in Würzburg-Heidingsfeld die evangelisch-lutherische Kirche St. Paul in neobarockem Stil errichtet und mit Hochaltargemälden Eulogius Böhlers ausgestattet. Ein drittes Bild des vielbeschäftigen Künstlers gelangte in jüngerer Zeit als Dauerleihgabe in die Kirche. Der Aufsatz beleuchtet die Architektur des Baus sowie die künstlerische Gestalt und mögliche Vorbilder der Gemälde.

verloren gingen, seine großen Kenntnisse auf dem Gebiet der Materialienkunde: sie wären ausreichend gewesen für ein ganzes Dutzend von Maladepten, die sich, mangels anderer Fähigkeiten, auf eine ‚Richtung‘ festlegen müssen.“² Unübersehbar schwingt hier eine Kritik an der Kunstpraxis der eigenen Zeit mit, der Eulogius Böhler als das leuchtende Beispiel eines urwüchsigen, ursprünglichen, aus alter Handwerkstradition hervorgegangenen Könnens entgegen-

Einführung

Als am 5. Juni 1943 der Maler und Zeichner Eulogius Böhler starb, war die Trauer unter seinen Mitbrüdern in der Heidingsfelder Flößerzunft groß. „Im Kreise seiner Künstlerfreunde“, so heißt es in der am Grab gehaltenen Trauerrede von Heinrich Zeuner, „und in der ‚Hetzfelder Flößerzunft‘ gehörte der LOGI zu den markantesten Persönlichkeiten.“¹ Auch später ist er nie ganz aus dem kulturellen Gedächtnis seiner Wahlheimat Mainfranken verschwunden; im Gegenteil: Für Viele schien Böhlers Schaffen geradezu der Inbegriff dessen zu sein, was man in der Kunst der jeweiligen Gegenwart schmerzlich vermisste. So schrieb der damalige Direktor der Städtischen Galerie Würzburg Heiner Dikreiter anlässlich von Böhlers 100. Geburtstag 1961: „Als ein echter Volkskünstler hielt er nicht allzuviel von akademischer Dressur. [...] Schade nur, daß mit seinem Ableben auch die vielen Handwerksgriffe und -kniffe



Abb. 1: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul von Westen.
Foto: Verf.



Abb. 2: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul von Süden.

Foto: Verf.

gestellt wird. Allerdings hatte seine Kunst, die sich vor allem im sakralen Bereich ausprägte, nicht nur Befürworter: Bei vielen im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils fortschrittlich eingestellten Verantwortungsträgern in der katholischen Kirche stieß sein handwerklicher, konservativ anmutender Stil auf Ablehnung; zahlreiche seiner Wand- und Deckenmalereien wurden in den 1950er bis 1970er Jahren übertüncht, gelegentlich sogar vollständig zerstört.

Seit rund 25 Jahren erfreut sich Böhler wieder einer zunehmenden Wertschätzung. Zu den Höhepunkten dieser Böhler-Renaissance gehört eine Ausstellung, die im Herbst 1998 in der Städtischen Sparkasse Würzburg stattfand und in deren Zusammenhang eine erste monographische Dar-

stellung von Leben und Werk des Meisters entstand.³ Die darin enthaltene Werkliste⁴ bietet zwar keinen umfassenden und vollständigen Katalog,⁵ ließe sich aber jederzeit zu einem Werkverzeichnis ausbauen. Immer wieder auch erschienen in jüngerer Zeit Publikationen und Aufsätze zu einzelnen Schöpfungen Böhlers in verschiedenen heimatgeschichtlichen Zeitschriften, beispielsweise zu seinen Arbeiten in den katholischen Kirchen zu Randersacker,⁶ Gresshausen,⁷ Arnstein⁸ und Rohrbach⁹ oder zum Gemälde im „Würzburger Postkutscherl“ am Eingang des Steinbachtals.¹⁰ Beleuchtet wurde ferner Böhlers Rolle als Restaurator, insbesondere von Werken des fränkischen Malers Johann Peter Herrlein.¹¹ Zu nennen ist schließlich die 2018 erarbeitete und durch ein kleines

Heft begleitete Ausstellung im Speierloch, die vielen Heidingsfeldern die Relevanz des Künstlers für das kulturelle Leben im Städtchen vor Augen führte.¹²

Die Kirche St. Paul in Heidingsfeld

Die Kirche St. Paul wurde zusammen mit dem angrenzenden Pfarrhaus in den Jahren 1912 und 1913 nach Plänen des Nürnberger Architekten Otto Schulz für die relativ junge evangelisch-lutherische Gemeinde von Heidingsfeld errichtet (Abb. 1 und 2).¹³ Die feierliche Grundsteinlegung fand am 9. Juni 1912 statt,¹⁴ der offizielle Grundstein ist am Fuß des rechten Chorbogenwandpfeilers erhalten. Bereits dreizehn Monate später, am 6. Juli 1913, wurde die Kirche eingeweiht.¹⁵ Beide Termine fielen bemerkenswerterweise mit katholischen Hochfesten zusammen: Die Grundsteinlegung war am Sonntag nach dem im Würzburger Raum traditionell sehr prunkvoll mit Prozessionen begangenen Fronleichnamsfest, die Einweihung zwei Tage vor Kiliani. Es drängt sich der Verdacht auf, die protestantische Gemeinde habe die Termine ganz bewusst gewählt, um diesen Demonstrationen katholischer Stärke im Bistum Würzburg einen gewissen Anspruch der Selbstbehauptung entgegenzusetzen. Zugleich mit der Fertigstellung der Kirche wurde St. Paul zur selbständigen Pfarrei erhoben. Die Kirche überstand den Zweiten Weltkrieg, insbesondere den großen Bombenangriff am 16. März 1945, weitgehend unversehrt und blieb anders als viele andere Kirchen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auch von eingreifenden Veränderungen der Nachkriegszeit verschont. Bei der letzten Renovierung 2007/2008 wurde die ursprüngliche Farbigkeit nach Befund wiederhergestellt.¹⁶

St. Paul besitzt ein zweischiffiges Langhaus zu vier Achsen, bestehend aus einem geräumigen Hauptschiff und einem südlich daran anschließenden schmäleren Seitenschiff mit Emporen, sowie einen östlich an das Langhaus anschließenden Altarraum zu einer Achse mit dreiseitigem Schluss.¹⁷ Im südlichen Winkel zwischen Lang- und Altarraum befindet sich die über die Südflucht des Seitenschiffs hinausragende Sakristei. Asymmetrisch an der Südwestecke ist ein Glockenturm eingefügt, der zugleich das Treppenhaus zur Empore des Seitenschiffs und im Westen des Hauptschiffs enthält. Im Winkel zwischen Turm und Westfassade des Langhauses steht ein kleiner Vorbau als Haupteingang. Die Bauform ist also unprätentiös und zweckmäßig auf die Bedürfnisse einer im Wachsen begriffenen protestantischen Gemeinde abgestimmt, in deren gottesdienstlichem Geschehen bekanntlich das Wort und damit die Predigt des Geistlichen eine wichtige Rolle spielen.

Der Außenbau erscheint barock. Weit hin sichtbar ist der Turm mit seiner zwiebelartig geschwungenen Haube samt kleiner abschließender Laterne über einem achtseitigen Glockengeschoss. Das Dach des Langhauses, unter dem die beiden Schiffe vereint sind, weist einen leichten Schwung auf, und dasjenige des Altarraumes ist sogar mansardenartig gebrochen. Die Fensterformen und -dekorationen unterstreichen den Eindruck eines an Bauten der Frühen Neuzeit orientierten Stils: die kreisförmigen Öffnungen am Altarraum und auf der Nordseite, die gedoppelten Fenster des Südseitenschiffs, die großen Rundbogenfenster sowie die reichen Profile der Gewände aus Muschelkalk. Die bereits im Grundriss sichtbare Asymmetrie bedingt am Außenbau eine lockere Gruppierung der einzelnen Bauteile zu-

einander, was – das östlich von der Kirche abgesetzte, aber mit ihr durch einen Arkadengang verbundene Pfarrhaus eingeschlossen – insgesamt einen malerischen Eindruck erzeugt.

Das Innere von St. Paul (Abb. 3) ist ein schlichter, sparsam dekorerter Raum, die Ausgestaltung in materieller Hinsicht jedoch von gediegener Wertigkeit. Den großen Rundbogenfenstern auf der Nordseite antwortet gegenüber die zweigeschossige Arkadenwand von Seitenschiff und darüber befindlicher Empore. Den oberen Abschluss des Hauptschiffs bildet eine segmentbogige Holztonne mit rasterartiger Gliederung, wohingegen der vom Hauptschiff durch eine tief herabgezogene Rundbogenarkade getrennte Altarraum ein Steingewölbe aufweist. In dem weitgehend schmucklosen Raum kommen die wenigen Ausstattungsstücke umso vorteilhafter zur Geltung: der zweigeschossige Hochaltar mit den Bildern Eulogius Böhlers, die Kanzel an der Nordseite des Chorbogens, die hölzernen Windfänge im Südseiten-

schiff und der auf der Westempore befindliche Orgelprospekt aus dem Jahr 1913.

Die Wahl neubarocker Formen für St. Paul ist sicherlich durch den besonderen Standort der Kirche nahe der mittelalterlichen Mauer des Städtchens Heidingsfeld motiviert und möglicherweise zugleich als eine Art architektonischer Kontrast zur romanisch-gotischen Pfarrkirche der katholischen Gemeinde St. Laurentius zu deuten. Mit dem Aufgreifen stilistischer Bauformen des 18. Jahrhunderts nimmt St. Paul ferner Bezug zur Mutterpfarrei St. Stephan in der Würzburger Altstadt, der die protestantische Gemeinde Heidingsfelds bis zur Erhebung zur Pfarrei unterstellt war. Denn die ehemalige Benediktinerabteikirche St. Stephan war zwar ursprünglich eine dreischiffige Basilika mit zwei Querschiffen aus dem 11. Jahrhundert, wurde jedoch im späten 18. Jahrhundert nach Plänen von Johann Philipp Geigel eingreifend umgebaut und in einen weiträumigen Saal verwandelt, die beiden Türme neugebaut und mit geschweiften



Abb. 3: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul, Innenansicht. Foto: Verf.

Abb. 4: Würzburg-Heidingsfeld,
St. Paul, Hochaltar. Foto: Verf.



Hauben versehen.¹⁸ Diesem Bau, in dem die protestantischen Glaubensgenossen Heidingsfelds ein Jahrhundert lang dem Gottesdienst beiwohnten, erweist St. Paul gewissermaßen eine architektonische Reverenz: Die Weiträumigkeit des großen Gemeindesaales, die sparsame, aber vornehme Dekoration durch Stuck, die frühklassizistische bzw. frühklassizistisch anmutende Ausstattung, schließlich der Farbklang aus Gelb, Weiß und ein wenig Gold sind unübersehbare Gemeinsamkeiten zwischen beiden Kirchen und dürften im Fall von St. Paul kaum zufällig sein. Für die Wahl des Stils war es schließlich wohl auch von Belang, dass in Würzburg wenige Jahre zuvor bereits ein protestantischer Neubau

in mittelalterlichen Formen entstanden war: die neugotische Kirche St. Johannis. Die relative räumliche Nähe der beiden Kirchen könnte ein weiterer Beweggrund dafür gewesen sein, dass man sich in Heidingsfeld nicht wiederum für die Neugotik, sondern für einen an der Frühen Neuzeit orientierten Baustil entschied.

Die Hochaltarbilder Eulogius Böhlers in St. Paul zu Heidingsfeld

In St. Paul befinden sich heute drei Gemälde aus der Hand Eulogius Böhlers. Zwei von ihnen sind Teil des Hochaltartabells (Abb. 4). Dieser erhebt sich über dem Altartisch und einer Art Predella mit der In-

schrift „*Ich halte mich Herr zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder. Ps 26.6.7.*“ Der zweizonige Aufbau darüber gliedert sich in eine hohe untere Zone, die das Hauptgemälde birgt, und als Rahmen eines zweiten Bildes in einen niedrigeren Auszug mit gesprengtem, mittig einen Obelisen umschließenden Dreiecksgiebel. Den architektonischen Rahmen der Hauptzone bilden vergoldete korinthische Säulen und lisenenartige Streifen an den Seiten sowie ein verkröpftes Gebälk über Volutenspangen als oberer Abschluss. Der ädikulaartige Auszug wird seitlich von großen, volutenartig eingerollten Halbgiebeln flankiert, vor denen in Verlängerung der korinthischen Säulen je ein Obelisk steht. In seiner architektonischen Gestaltung erinnert das Retabel an Altäre und Fassadenarchitekturen der Frührenaissance ebenso wie an den frühen Klassizismus; er weist aber auch Merkmale des Hochbarock auf, wie insbesondere die flügelartigen Elemente seitlich der Hauptzone, die mit ihrem Akanthusdekor an Vorbilder der Zeit um 1700 erinnern. Eindeutig einer bestimmten Epoche, die als Vorbild gedient haben könnte, ist dieser Aufbau folglich nicht zuzuordnen, doch harmoniert er mit der zurückhaltend-gediegenen Erscheinung der Kirche St. Paul.

Das Hauptbild ist mittig am unteren Rand mit „*E. Böhler 1913.*“ signiert und



Abb. 5: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul, Hochaltar, Signatur Eulogius Böhlers. Foto: Verf.



Abb. 6: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul, Hochaltar, Christi Himmelfahrt. Foto: Verf.

datiert (Abb. 5). Am Auszugsbild ist eine solche Aufschrift zwar nicht zu erkennen, aber es spricht kein Anhaltspunkt dagegen, auch hier Eulogius Böhler als Schöpfer zu vermuten. Konzeptionell, hinsichtlich ihrer Thematik, bilden die beiden Bilder eine Einheit. Das Hauptbild zeigt die Himmelfahrt Christi. Der Erlöser, umringt von seinen Jüngern, hat sich soeben vom Erdboden erhoben, um scheinbar schwerelos in die Höhe zu entschwinden. Dort, im Wolkenhimmel – und das heißt nun im oberen Bild –, wartet Gottvater zusammen mit der weißen Taube, dem Symbol des Heiligen Geistes, und umringt von einer Schar kindlicher Engel auf seinen auferstandenen Sohn, um ihn mit ausgebreiteten Armen in Empfang zu nehmen.

Die Sprache der Bilder ist trotz der Figurenfülle schlicht und leicht verständlich. Die Himmelfahrt Christi (Abb. 6) beschränkt sich auf die frontal gezeigte Figur des Auferstandenen und elf seiner Jünger, die annähernd symmetrisch – fünf auf der vom Betrachter aus gesehen linken und

sechs auf der rechten Seite – um die Mittelfigur zwei Kreissegmente bilden. Die Personen sind in verschiedenen Haltungen so angeordnet, dass ihre Köpfe von vorne nach hinten ansteigen. Die Umgebung, in der sich die Szene abspielt, ist nur sparsam angedeutet: Eine kleine Lücke zwischen den beiden Personengruppen unter der Figur Christi gibt die Sicht auf eine weite, aber menschenleere und offenbar unbebaute Landschaft frei, so dass dem Betrachter der Eindruck eines geheimnisvollen, nur den Blicken einer kleinen Schar getreuer Jünger geoffenbarten Ereignisses vermittelt wird. Christus selbst, der über die Umstehenden erhoben ist und mit der oberen Hälfte seines Körpers das Rundbogenfeld des Bildes einnimmt, ist bereits von dichten Wolken umgeben, das Haupt von einer Glorie hinterfangen. Seine mit Ausnahme der rechten Brustpartie von einem leichten weißen Gewand verhüllte Gestalt ist im Zustand des Schwebens dargestellt. Schwerelos, anscheinend von einer unsichtbaren Macht getragen, gleitet sie empor, ihr linkes Bein ist gestreckt, der Fuß nach unten gerichtet, das rechte Bein angewinkelt und wie eine Art Spielbein behandelt, das Knie zeichnet sich sichtlich unter dem Gewand ab. Christi Arme sind ausgebreitet, seine rechte Hand formt den Segengestus. Der verklärte Blick geht hinab zur vom Betrachter aus gesehen linken Gruppe.

Die alle Lebensalter – vom Jüngling bis zum Greis – repräsentierenden Jünger sind in unterschiedlichen Posen dargestellt, mit denen zugleich verschiedene Gefühlsregungen zum Ausdruck gebracht werden. Sichtlich bewegt zeigen sich die beiden knienden Männer im Vordergrund: der linke mit ergeben ausgebreiteten, der rechte mit ringend erhobenen Armen und zudem gefalteten Händen. Gewisse Skep-

sis kennzeichnet den zweiten Jünger auf der rechten Seite, der nachdenklich sein nach vorne gesenktes Haupt in die Hand stützt und den linken Arm wie in einer Geste der Abwehr von sich in Richtung des Bildbetrachters streckt. Gläubige Demut dagegen bringt sein Pendant auf der linken Seite zum Ausdruck. Die beiden weißhaarigen Männer wiederum, die sich ebenfalls pendantartig auf beiden Seiten gegenüberstehen, scheinen dem Ereignis mit einer vielleicht aus reicher Lebensfahrung gespeisten Vorsicht zu begegnen, während der offenbar Jüngste im Kreise, in der Mitte der linken Gruppe, den Ausdruck entrückter Ekstase im Blick trägt. Wer die Jünger im Einzelnen sein sollen, lässt sich nicht sagen, da ihnen keine Attribute beigegeben sind. Aus der ikonografischen Tradition heraus mag man den Apostel links im Vordergrund vielleicht als Jesu Lieblingsjünger Johannes ansprechen, den zweiten von rechts, sozusagen den Skeptiker, als den ungläubigen Thomas und den Weißhaarigen auf der linken Seite möglicherweise als Petrus.

Die Komposition ist also wohlüberlegt und dem Ausdruck an Regungen eine möglichst große Bandbreite gegeben. Berücksichtigt man, dass sich dieses Bild in einem von Gläubigen besuchten Gotteshaus befindet und die Betrachter nicht nur visuell-sinnlich, sondern auch verständemäßig anzusprechen beabsichtigt, so ist damit natürlich auch eine gewisse Fülle von Identifikationsmöglichkeiten gegeben; in einer oder sogar mehreren der dem Mysterium der Himmelfahrt beiwohnenden Personen wird sich der Betrachter gewiss wiederfinden können.

Die Sorgfalt, mit der das Bild komponiert ist, schlägt sich auch im Kolorit nieder. Die Farben wirken regelrecht arrangiert. Christus ist in ein blütenweißes Ge-

wand gehüllt, das sich in ähnlicher Weise als Übergewand am Jünger vorne links sowie am zweiten Jünger der rechten Seite findet. Diese beiden Personen tragen ebenfalls pendantartig gelbe Untergewänder. Ein Farbklang aus Rot und Grün prägt den ersten Jünger auf der rechten Seite; dessen Rot findet sich wiederum in der Art einer Diagonalverbindung im oberen linken Bereich des Bildes in einem Gewand wieder. Überwiegend blau ist der zweite Jünger auf der linken Seite gekleidet. Auch diese farbige Gestaltung sorgt für eine gewisse Übersichtlichkeit des Bildgeschehens und überfordert den Betrachter nicht mit etwas, das ihm sozusagen überflüssig erscheinen könnte.



Abb. 7: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul, Hochaltar, Gottvater.
Foto: Verf.

Das Bild in der oberen Zone des Altars (Abb. 7) zeigt Gottvater, der mit ausbreiteten Armen im Begriff steht, seinen auferstandenen Sohn in Empfang zu nehmen. Er durchmisst mit seinen Armen die ganze Breite des querformatigen, an der oberen Breitseite beidseits leicht eingezogenen Bildes. Die weißhaarige, mit einem langen Bart versehene Figur, von der nur der Oberkörper sichtbar ist, beugt sich über einem auf der Wolke liegenden grünen Tuch nach vorn und richtet den Blick nach unten in Erwartung der An-

kunft Christi. Vor der Wolke schwebt in goldener Gloriole die Heilig-Geist-Taube, auch sie mit nach unten gerichtetem Köpfchen. Der Bereich hinter Gottvater verschwindet in einem räumlich nicht mehr fassbaren Wolkenhimmel, aus dem die geflügelten Köpfe von zehn Engeln vergleichbar der Anordnung der Jünger auf dem unteren Bild hervortreten.

Nach dieser Bildbetrachtung stellt sich nun die Frage, ob die Komposition eine eigene Erfindung Eulogius Böhlers ist, oder ob er sich möglicherweise direkt oder indirekt an Vorbildern orientiert hat. Dabei denkt man zunächst wohl am ehesten an die Kunst der italienischen Frührenaissance. Die aufgeräumte, in gewisser Hinsicht auch strenge und auf Achsensymmetrie konzipierte Komposition der Figuren, die überlegte Farbwahl mit diagonal über das Bildfeld hinwegreichenden Beziehungen und die sorgfältige, in dieser Sorgfalt allerdings auch etwas schematische Charakterisierung der Personen in ganz unterschiedlichen Gemütszuständen sind Merkmale, die man besonders im Werk des Malers Perugino (um 1445/1448–1523) findet. Peruginos berühmtester Schüler wiederum, Raffaello Santi (1483–1520), zeigt in seinem Frühwerk ähnliche Merkmale. Aus dem späteren Schaffen Raffaels ließe sich zudem ein Werk zitieren, dass auch thematisch für Böhlers Bild einschlägig ist: die „Transfiguration“ Christi, geschaffen 1516/1520 auf einer mehr als vier Meter hohen Holztafel und heute in den Vatikanischen Museen zu bewundern.

Indessen braucht man nicht so weit in die Geschichte der europäischen Malerei zurückzugehen. Denn es gibt ein unmittelbares Vorbild, das unverkennbar als direkte Vorlage gedient hat: Julius Schnorr von Carolsfelds (1794–1872) Darstellung der Himmelfahrt Christi in dem 1852 bis



Abb. 8: Julius Schnorr von Carolsfeld, „Die Bibel in Bildern“, Tf. 225. Foto: Archiv des Verf.

1860 in mehreren Lieferungen veröffentlichten Kompendium *Die Bibel in Bildern* (Abb. 8), das durch 240 Holzstiche aus der Hand des Künstlers die wichtigsten Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments vermittelt.¹⁹ Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurde das Buch immer wieder aufgelegt, und es ist davon auszugehen, dass auch im Hause Böhlers ein Exemplar im Regal stand.

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Bildern ist unübersehbar. Bis in die Details hinein hat Böhler die Komposition Carolsfelds übernommen und lediglich um die Farben bereichert. Man beachte die fast identische Haltung der jeweils zwei Personen links und rechts im Vordergrund. Ein merklicher Unterschied liegt in der Tatsache, dass Böhler die Möglichkeiten, die ihm das etwas weniger breit gelagerte Format mit dem rundbogigen Abschluss bot, dahingehend nutzte, die Gestalt Christi weiter in die Höhe zu rücken. Die bei Carolsfeld sichtbare Wolkenbank, auf der Christus steht, hat er weggelassen und dem Heiland dafür die Füße wiedergegeben. Der Engelreigen um Christi Haupt ist dem rundbogigen Anschnitt des oberen Bildab-

schlusses zum Opfer gefallen und findet sich dafür im Auszugsgemälde rund um die Figur Gottvaters, allerdings in stark erweiterter Form, wieder. Manche Charakterisierung ist nuanciert, der weißhaarige Jünger auf der linken Seite etwa scheint etwas gealtert zu sein, der Ernst eines der Apostel in der rechten Gruppe in eine leichte Ekstase verwandelt. Auch die Heilengescheine über den Häuptern der Jünger hat Böhler weggelassen. Insgesamt aber handelt es hier um eine eng am Original orientierte Anverwandlung des Bildes Schnorr von Carolsfelds.

Auch für Gottvater im Auszug des Altars lässt sich aus der Bilder-Bibel des Schnorr von Carolsfeld ein Vorbild benennen (Abb. 9): die Darstellung des auf einer Wolke schwebenden Gottvaters in der Darstellung des dritten Schöpfungstages nach 1 Mose 1,11–13.²⁰ Böhler hat die Figur seitenverkehrt dargestellt und ein wenig gedreht, auch der Haupthaar- und Barttracht etwas von ihrer Dramatik genommen. Die bei Carolsfeld nicht vorhandenen Engel scheint er aus dem unteren Bild gleichsam verlagert zu haben.

Für die Charakterisierung von Böhlers Schaffen ist der Altar in St. Paul durchaus



Abb. 9: Julius Schnorr von Carolsfeld, „Die Bibel in Bildern“, Tf. 3. Foto: Archiv des Verf.

wichtig. Denn überwiegend werden seine Vorfüräfer in der Kunst des 18. Jahrhunderts gesehen, was sich in der Betitelung der jüngsten Heidingsfelder Ausstellung „Meister des fränkischen Neobarock“ niederschlug. In dem zugehörigen Heftchen schreibt Damian Dombrowski mit Bezug auf die Deckenbilder „Himmelfahrt Mariens“ in Pfersdorf von 1894 oder das „Martyrium des heiligen Valentin“ in Rohrbach von 1915/1916, diese könne man bei erstem Hinsehen und ohne Hintergrundwissen „rundheraus um 150 Jahre früher datieren“.²¹ Bei zahlreichen Werken lässt sich diese Beurteilung ohne Einwand unterschreiben. Für die Fähigkeit Böhlers zur Adaption auch anderer Vorfüräfer und Vorbilder mit Rücksicht auf den jeweiligen Ort ist der Altar in Heidingsfeld aber ein anschauliches Beispiel. St. Paul ist eine zwar gediegen ausgestaltete, aber insgesamt doch recht schlichte Kirche. Sie entspricht damit den Kennzeichen protestantischen Kirchenbaus, der gegenüber katholischen Räumen bei der Anwendung von reichen Stukkaturen und Malereien zurückhaltender war, und kann – und will wohl auch – sich diesbezüglich nicht messen mit den katholischen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts in Würzburg und Umgebung. Ein üppiges, figurenreiches Gemälde, wie Böhler solche zu schaffen in der Lage war, hätte in St. Paul womöglich deplatziert gewirkt und wäre wohl dem Anspruch der Auftraggeber auf eine klare, übersichtliche Verbildlichung des Geschehens, die alles Wesentliche zeigt, nicht gerecht geworden. Das könnte der Grund für Böhlers Wahl des Vorbilds gewesen sein. Für die Charakterisierung des Künstlers als einen „Meister des fränkischen Neobarock“ ergibt sich damit eine gewisse Nuancierung: Die Etikettierung wenigstens eines kleinen Teils seines Werkes mit dem Begriff der künstlerischen

Richtung des Nazarenertums, der Schnorr von Carolsfeld in Person zugehörte, erscheint durchaus berechtigt.

„Kommet zu mir“

Das dritte Bild Böhlers, das sich heute in St. Paul zu Heidingsfeld befindet, war nicht ursprünglicher Bestandteil der Ausstattung, sondern gelangte erst in jüngerer Zeit in den Kirchenraum (Abb. 10). Im Jahr 2001 wurde das in Öl auf Leinwand gemalte Gemälde mit den Maßen 120 mal 138 cm auf einem Speicher entdeckt.²² Es gehörte wohl einst der Heidingsfelder Flößerzunft, die 1921 eine Stube für ihre Zusammenkünfte in der Gastwirtschaft Schneider-Kehrer am heutigen Ostbahnhof bezog. Dadurch kam das Bild in das Haus der Familie Kehrer. Die letzte Besitzerin Rosa Kehrer starb 1970 und vermachte das Anwesen der Kolpingfamilie Heidingsfeld. Nach seiner Wiederentdeckung wurde das Gemälde restauriert und nun als Dauerleihgabe in St. Paul aufgehängt.

Thema des Bildes ist die Begebenheit „Kommet zu mir“ nach Mt 11,28: „Kom-



Abb. 10: Würzburg-Heidingsfeld, St. Paul, Gemälde „Kommet zu mir“. Foto: Verf.

met her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“. Christus sitzt rechts erhöht auf einer Stufenanlage vor dem Eingang zu einem Gebäude – wohl einem Tempel – und nimmt mit ausgebreiteten Armen die von links herandrängenden Menschen in Empfang. Es sind nicht nur Kinder, die ihm gereicht werden – es ist also nicht explizit das Thema „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ nach Mt 19,14 verbildlicht –, sondern auch Erwachsene: Alte, Junge, Gesunde, Kranke, Arme, Reiche. Der Landschaftsausschnitt, der hinter bzw. über der Personengruppe sichtbar wird, ist wesentlich vielgestaltiger als in dem dünnen ‚Landschaftskürzel‘ auf dem Hochaltarbild, wenn auch in der Charakterisierung als menschenleere Hügelgegend nicht unähnlich.

Es gibt eine Reihe stilistischer Vergleichsmomente zwischen diesem Bild und der „Himmelfahrt“ im Hochaltar. Das Figurenarrangement ist ähnlich sorgfältig konzipiert mit physisch, psychisch und emotional unterschiedlichen Zuständen und Regungen der Akteure. Die ganz verschiedenen Haltungen scheinen geradezu offen das Können des Meisters demonstrieren zu wollen. Die Farbwahl kennzeichnet sich ebenfalls durch einen fein ausbalancierten Klang aus kräftigen Rot-, Blau-, Grün- und Gelbtönen, die dem Bild eine gewissermaßen interessante Spannung innewohnen lassen.

Was gleichwohl auffällt, ist eine abwechslungsreichere Gestaltung. Schon die Tatsache, dass hier keine Achsensymmetrie vorherrscht, lässt das Bild nicht derart streng erscheinen wie die „Himmelfahrt Christi“. Die Zeichnung der Figuren und ihrer Gewänder sowie der ausführlicher angegebenen Natur ist wesentlich weicher – sie entspricht mehr der malerischen Technik des Sfumato –, die Figu-

ren wirken nicht gleichsam aus Stein gemeißelt wie bei dem Hochaltarbild. So wirkt das Bild „Kommet zu mir“ insgesamt barocker, erinnert eher an ein Gemälde des 17. als des 19. Jahrhunderts. Ob auch hier ein bestimmtes Werk Pate gestanden hat, lässt sich derzeit nicht sagen. Man möchte am ehesten an einen italienischen Meister oder italienisch beeinflussten Niederländer der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts denken. Jedenfalls ist in diesem Fall tatsächlich Böhlers Titulierung als „Meister des Neobarock“ gerechtfertigt, was die künstlerische Wandlungsfähigkeit des Meisters deutlich vor Augen führt.

Schluss

Architektur und künstlerische Ausstattung der evangelischen Kirche St. Paul in Heidingsfeld sind – nicht zuletzt ihres guten Erhaltungszustandes wegen – ein schönes und zugleich repräsentatives Beispiel für die Spätphase des Historismus, bevor insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg in Kirchenbau und kirchlicher Kunst vielfach die Moderne Einzug hielt. Böhlers Anverwandlung von ihrerseits auf Vorbildern der Frührenaissance basierenden Bildschemata aus einem häufig aufgelegten Druckwerk des 19. Jahrhunderts für die beiden Hochaltargemälde steht dabei geradezu symbolisch für die langanhaltende Wirkmacht der historistischen Bildkultur im sakralen Kontext. Seine Altarbilder bezeugen die Popularität des Meisters in Unterfranken, der für katholische ebenso wie für protestantische Auftraggeber tätig war und mit seinen betont figuralen, klar verständlichen Verbildlichungen des christlichen Heilsgeschehens über Konfessionsgrenzen hinweg die lange Tradition gegenständlicher kirchlicher Kunst bis weit ins 20. Jahrhundert hinein fortsetzte.

PD Dr. habil. Johannes Sander ist Kunsthistoriker, Stadt- und Museumsführer in Würzburg sowie Dozent für Kunstgeschichte an der Julius-Maximilians-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Architekturgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart sowie auf der bildenden Kunst im kirchlichen Kontext. Seine Anschrift lautet: Huttensstraße 15, 97072 Würzburg, E-Mail: sanderjohannes@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Zitiert nach Friederich, Ruth: Logi, unser Großvater. Eine Geschichte über Eulogius Böhler, sein künstlerisches Schaffen und seine Familie, Würzburg 1993, S. 58. S. auch die Zusammenstellung zahlreicher Zeitungsartikel S. 38–47, 54–57 und 63–66.
- 2 Main-Post v. 30.01.1961.
- 3 Weber, Dieter (Hg.): Eulogius Böhler. Ein Maler in Franken. Würzburg 1998.
- 4 Friederich, Ruth: Werkverzeichnis des Kirchenmalers Eulogius Böhler, in: Weber: Böhler (wie Anm. 3), S. 67–72.
- 5 So sind dem Verf. zusätzlich etwa die Deckengemälde der Kirchen in Bieberehren und Baldersheim als von Böhler stammend bekannt.
- 6 Geiger, Erwin: Die Decken- und Wandgemälde des Kunstmalers Eulogius Böhler in der Pfarrkirche St. Stefan von Randersacker, in: Weber, Dieter (Hrsg.): Mainfranken, Schönbornzeit und Frömmigkeit. Festgabe zum 70. Geburtstag von Gerhard Egert. Würzburg 1996, S. 52–66.
- 7 Albert, Konrad: Künstler und Kunstwerke in der Wallfahrtskirche „Maria vom Sieg“ in Greßhausen. Greßhausen 2012, S. 173–226.
- 8 Liepert, Günther: Eulogius Böhler und sein Bezug zu Arnstein, in: Jahrbuch des Arnsteiner Heimatkunde-Vereins Bd. 24 (2013), S. 105–118.
- 9 Friederich, Ruth: Logis Englein jubilieren über Rohrbach. Die Gemälde von Eulogius Böhler, Maler aus Würzburg, in der Pfarrkirche St. Valentin in Rohrbach. Würzburg 1997. Riedmann, Josef: „Die Kunst geht betteln“: Kirchenmaler Eulogius Böhler im Ersten Weltkrieg, in: Jahrbuch Karlstadt Jgg. 2016/17, S. 171–184.
- 10 Schmidt, Axel W.-O.: Der fränkische Maler Eulogius Böhler und das Bild im „Würzburger Postkutschlerl“, in: Frankenland Bd. 42 (1990), S. 348–351.
- 11 Faber, Annette: Johann Peter Herrlein (1722–1799). Ein ländlicher Kunstbetrieb in Franken. Würzburg 1996 (Kirche, Kunst und Kultur in Franken Bd. 4), S. 62–64.
- 12 Eulogius Böhler. Meister des fränkischen Neobarock. Dettelbach 2018.
- 13 Zu Vorgeschichte und Entstehung des Kirchenbaus: Winter, Eduard/Marder, Jürgen (Hrsg.): 50 Jahre St. Paul in Würzburg-Heidingsfeld 1913–1963. Würzburg 1963; – Schoßwald, Volker u. a.: 75 Jahre St. Paul Würzburg-Heidingsfeld. Würzburg 1988; – Ost, Sabine: Evangelisch in Heidingsfeld, in: Leng, Rainer (Hrsg.): Die Geschichte der Stadt Heidingsfeld. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Regensburg 2005, S. 457–468, hier S. 462.
- 14 S. auch die Zeitungsnotizen im Würzburger Generalanzeiger v. 10.06.1912 u. im Fränkischen Volksblatt v. 10.06.1912.
- 15 S. auch die ausführlichen Berichte im Würzburger Generalanzeiger v. 07.07.1913 u. im Fränkischen Volksblatt v. 08.07.1913.
- 16 Volksblatt v. 23.10.2007; Volksblatt v. 22.04.2008.
- 17 Die Kirche ist stark nach Nordosten gerichtet, der Einfachheit halber wird hier jedoch von einer Ostausrichtung ausgegangen.
- 18 Kummer, Stefan: Kunstgeschichte der Stadt Würzburg 800–1945. Regensburg 2011, S. 23–26 u. 204f.
- 19 Schnorr von Carolsfeld, Julius: Die Bibel in Bildern. Leipzig 1852–1860, Tf. 225.
- 20 Schnorr von Carolsfeld: Bibel (wie Anm. 19), Tf. 3.
- 21 Dombrowski, Damian: Ein Wort vorab, in: Eulogius Böhler (wie Anm. 12), S. 2–6, hier: S. 3.
- 22 Volksblatt v. 14.03.2001.

Ewald F. Rhein

„Schwalbengezwitscher aus einem fränkischen Dorf“

Bereits 1994, beim Vorbereiten der Fotoausstellung „Zellingen in alten Bildern“, ist mir ein dicker Band aus dem Archiv der Marktgemeinde Zellingen in die Hände gekommen, der 454 maschinengeschriebene DIN-A4-Seiten umfasst und den Titel „Schwalbengezwitscher – Eine fränkische Haus- und Dorfgeschichte, wahr erzählt zu Gottes Lob und der Heimat Ehr von M. Aquinata“ trägt. Das hatte mich seinerzeit neugierig gemacht.

Die Autorin war eine Ordensfrau vom Institut der Englischen Fräulein in Günzburg an der Donau. Sie hatte dort als Lehrerin die ordenseigene Mittelschule [heute: Maria-Ward-Realschule] geleitet. In Zellingen geboren und hier als Olga Weiglein aufgewachsen, hatte sie, bedingt durch die Zwangsschließung des Günzburger Maria-Ward-Instituts im „Dritten Reich“, in den Kriegsjahren 1943/1944 in Augsburg ihre Kindheitserinnerungen niedergeschrieben und 1945, nach mehreren Bombenangriffen auf die Schwabenmetropole, bei zwei Nichten in Froschhausen nahe des oberbayerischen Kurorts Ohlstadt fertiggestellt.

Der Name M. Aquinata Weiglein war mir 1994 allerdings bereits bekannt. Gemeinsam mit Prof. Eugen Dickert aus Ingolstadt, dessen Vater Heinrich Dickert Olgas Lehrer in Zellingen gewesen war, zählte die Ordensfrau 1952 zu den Autoren der kleinen Festschrift „Aus Zellingens großer Zeit“ anlässlich des 700-Jahr-Jubiläums der Skapulierbruderschaft in Zellin-



Abb. 1: Mater Aquinata (Olga) Weiglein IBMV (1883–1972). Foto: Archiv E. F. Rhein.

gen. Zwei lange Abende (und kurze Nächte) brauchte ich zum Lesen des bis dahin im Archiv schlummernden „Schwalbengezwitschers“. Es hatte mich sofort in seinen Bann gezogen. Heimat- und naturverbunden wie sie selbst und eingefleischter Zellinger zumal, spürte ich gleich, dass sich in Olga Weigleins Erinnerungen Vergangenheit und Gegenwart – über die durch und durch unheilvolle ‚braune‘ Zeit hinweg – die Hand reichten.

Ich selbst, 1945 als Büttnersbub nur wenige Häuser von Olga Weigleins Elternhaus entfernt in der Turmstraße geboren und in den 1950er Jahren in der Schlossgasse aufgewachsen, habe noch vieles ge-

sehen, gehört und erlebt, was M. Aquinata in ihren Erinnerungen detailreich und warmherzig schildert, etwa die großen Vereinsjubiläen mit ihren glanzvollen Festzügen bis in die 1960erJahre hinein, die weithin bekannte Zellinger Fasenacht, die frommen Prozessionen und Wallgänge, das kirchlich wie weltlich damals noch so großartig begangene Bruderschaftsfest, die eine Woche lang durchgefeierte Martini-Kirchweih ...

Als Kultur- und Feuilletonredakteur beim „Würzburger katholischen Sonntagsblatt“ hatte ich den unterhaltsamen wie historischen Wert dieser Aufzeichnungen auch für unsere Leserschaft vermutet und mich entschlossen, die anschaulich geschilderten Erlebnisse, Erfahrungen und Eingebungen aus der Zeit der Großeltern – heute der Ur(ur)großeltern – als Fortsetzungsreihe zu veröffentlichen. Aufgrund der Länge des Manuskripts, der manchmal recht überschwänglichen Sprache, der zahlreichen Gedichte (darunter wohl auch eigene) und einer guten Lesbarkeit wegen war ein diffiziles Lektorat mit entsprechenden Kürzungen und behutsamen sprachlichen Korrekturen angezeigt. Immer galt es jedoch, den authentischen Schreibstil der Ordensfrau zu respektieren. Das Echo auf die Veröffentlichung in der unterfränkischen Bistumszeitung war damals recht erfreulich. Der Initiative des Zellinger Gemeindearchivpflegers Bernd Nebel ist es zu verdanken, dass das „Schwalbengezwitscher“ jetzt auch in ansprechender Buchform vorliegt.

Mater Aquinatas Schilderungen

Am 22. Juni 1883 in Zellingen am Main geboren, nimmt Olga Weiglein die an der Fassade ihres Elternhauses nistenden Schwalben als Leitmotiv für ihre Erzäh-

lungen. In rund 40 Kleinkapiteln schildert sie zunächst das Leben im Vaterhaus sowie ihre Beobachtungen und Erlebnisse in den Nachbarhäusern reihum. Sie erzählt kindlich-unbefangen vom Zellinger Dorfleben, von Leuten, Sitten und Gebräuchen, berichtet aus ihrer Schulzeit, von Häusern, Straßen und Plätzen, von Gärten, Fluren und Wäldern, von Ausflügen in die Nachbardörfer, etwa nach Retzbach und Thüngersheim. Nicht zuletzt schreibt sie auch über die St.-Kilians-Stadt Würzburg und berichtet von ihren dortigen Aufenthalten bei Onkel und Tante.

Einen weiteren Schwerpunkt für die gottgeweihte Frau bilden natürlich auch die beiden historischen Zellinger Gotteshäuser – die Pfarrkirche und die Maria-Hilf-Kapelle – und damit zusammenhängend die kirchlichen Feste und Bräuche im Jahreslauf. Dabei sollte man etwas anderes nicht überlesen: Auch die gute alte Volksweisheit „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“ scheint Olga Weiglein bereits als kleines Mädchen erkannt zu ha-



Abb. 2: Das Haus der Familie Weiglein stand in der Turmstraße. Es ist in dieser vom Torturm aus gesehenen Aufnahme das letzte Gebäude der rechten Häuserreihe. Links im Bild sieht man das ehemalige Gasthaus „Schwarzer Adler“.

Foto: Gemeindearchiv Zellingen.

ben! – Alles in allem erweist sich ihr Buch heute als Fundgrube für volkskundlich interessierte Leser in ganz Franken.

In zweifacher Hinsicht sind M. Aquinatas Schilderungen authentisch. Die bereits in ihren Sechzigern stehende Ordensfrau erzählt zum einen überwiegend aus der Perspektive eines heranwachsenden aufgeweckten Mädchens, zum anderen hatte sie ihre Erinnerungen in einer sicher für sie existentiellen Notsituation aufgeschrieben: Ihr Ordensinstitut in Günzburg war von den Nationalsozialisten aufgelöst worden. Sie hatte zunächst in Augsburg eine vorübergehende Bleibe gefunden und erlebte dort die Bombenangriffe der Alliierten. Anschließend wohnte sie zeitweise bei Verwandten in Oberbayern und musste dort erfahren, dass auch ihr geliebtes Würzburg am 16. März 1945 im Bombenhagel untergegangen war. Es ist gut vorstellbar, dass Olga Weiglein sich damals heimatlos vorgekommen sein muss und aus dieser Gemütsverfassung heraus ihre Kinderheimat zurückholen wollte.

Besondere Memoiren

Memoiren gibt es natürlich unzählige. Was ist nun das Außergewöhnliche an M. Aquinatas Kindheitserinnerungen? Zunächst ist man ja versucht, sie der Rubrik „Nostalgie“ zuzuordnen: sehnsuchtsvolles Zurückschauen auf eine scheinbar unbeschwerliche, heile Welt, stellenweise geradezu anrührend-kindlich erzählt. Handelt es sich bloß um einen verklärten Rückblick? Das mag manchmal so sein. Ist es dennoch nicht auch eine Tatsache, dass sich im allmählich bildenden und Schritt für Schritt wachsenden Bewusstsein eines Kindes unauslöschlich das einprägt, was die kindliche Unversehrtheit an Schöнем, Wahrem, Gutem erlebt hat und festhalten

will? Gilt nicht andererseits genauso, dass sich dann darüber manche negative Erfahrung verdrängen, ja vergessen lässt: die nicht so guten Begebenheiten, die Enttäuschungen, die auch dem Kind nicht erspart bleiben, ja die sogar nötig sind für seine Reifung? Immer wieder, wenn auch manchmal nur zwischen den Zeilen, lässt sich das auch bei Olga Weiglein in der einen oder anderen, oft humorigen Wendung herauslesen.

Bereits beim ersten Lesen im „Schwalbengezwitscher“ habe ich empfunden, was ich später einmal von einem katholischen Philosophen in dem kurzen Satz habe sagen hören: „*Die Gegenwart ist die Präsenz der Vergangenheit.*“ Wer dieses Postulat weiterführen will, sollte hinzufügen: Wer in die Zukunft gehen will, sollte wissen, woher er kommt! Vergangenheit als etwas Überholtes zu brandmarken, das es – wie in unserer schnelllebigen Zeit üblich – möglichst rasch, am liebsten schon morgen zu entsorgen gilt, ist schlichtweg unmöglich. Das ist nun einmal so, weil jedes gegenwärtige Ereignis, jegliche Begebenheit im menschlichen Leben, und sollte sie auch noch so unbedeutend sein, immer auch Folge von und Antwort auf eine vorausgegangene Entwicklung ist – im Großen wie im Kleinen, im Guten wie im Schlechten. Auf die je eigene Person bezogen heißt dies: im Grund meines Seins und Wesens bin ich nichts anderes als die fortgelebte Vergangenheit meiner Vorfahren. Der wissenschaftliche Nachweis findet sich in der Biologie des Menschen, wie etwa im menschlichen Genom, in der DNA, in den Genen, die wir uns nicht aussuchen oder selbst geben können, sondern immer noch „urheberrechtliches“ Eigentum eines Schöpfers sind. Für gläubige Christen bedeutet das, Eigentum Gottes zu sein. Ein- fach schön, dies glauben zu dürfen.

Von den anderen, den gewissermaßen geistigen Vorgaben unserer Altvorderen wissen wir oft nicht viel und sind doch auch von ihnen geprägt. Beruf, gesellschaftliche Aktivitäten, Religion und Glauben unserer direkten Vorfahren, Erziehung, Schicksale, Fügungen – ja, auch die Vorsehung – sind wichtige Kriterien für die Entwicklung, Formung und Reifung der je eigenen Persönlichkeit. Ob man will oder nicht: Jeder Mensch ist in einer Tradition verankert, selbst dann noch, wenn er meint, sich von ihr lösen zu müssen. Denn niemand kann aus dem Nichts heraus Werte schaffen, sondern wird *nolens volens* auch auf Vorgegebenes zurückgreifen müssen. Gesellschaftliche Institutionen, zu denen im Frankenland seit St. Kilians Zeiten an vorderster Stelle die Kirche steht, können dabei, wenn sie an ihren bewährten Grundsätzen festhalten und – dies gilt *a priori* für die Kirche – der verbrieften, vielfach bezeugten und verbürgten Wahrheit und der Überlieferung treu bleiben – ja, nur dann können sie verlässliche Wegweiser und eine echte Hilfe sein.

M. Aquinata hat dies offensichtlich gewusst und ihr Leben aus festem Glaubens-Wissen und -Gewissen heraus gelebt. Als sie am 27. Januar 1972 im 89. Lebensjahr in ihrer Klosterheimat Günzburg starb und dort ihre irdische Ruhestätte fand, konnte sie auf ein erfülltes Leben als herzensgebildete, liebenswerte, ebenso lebensfrohe wie fromme, hochgeschätzte Ordensfrau und charismatische Pädagogin zurückblicken. Das hatte mich eine ihrer Günzburger Mitschwestern, die selbst einmal Lehrerin gewesen war, bei der Vorbereitung der Erstveröffentlichung im „Sonntagsblatt“ wissen lassen. Sicher hatte sie in der festen Hoffnung auf das ewige Leben im Jenseits gelebt und ist ganz gewiss „da oben“ angekommen.



Abb. 3: „Leeres Schwalbennest“: Olga Weigleins Elternhaus kurz vor dem Abriss nach dem Zweiten Weltkrieg (um 1947). Vor dem Haus der zentrale Dorfbrunnen mit Marienstatue sowie die alte Gemeindewaage.

Foto: Gemeindearchiv Zellingen.

Ewald F. Rhein (geb. 1945) ist gelerner Schriftsetzer. Nach ersten Berufserfahrungen und seinem Wehrdienst bei der „Fränkischen“ 12. Panzerdivision wirkte er für zehn Jahre als Korrektor in einem großen Würzburger Fachzeitschriften-Verlag, woran sich eine Journalistenausbildung an der „Katholischen Journalistenschule (ifp) – München“ anschloss. Zuletzt war er 25 Jahre lang Kultur- und Feuilletonredakteur beim „Würzburger katholischen Sonntagsblatt“. Seine Anschrift lautet: Tiefenbacher Straße 11, 97225 Zellingen, E-Mail: ewaldrhein@gmail.com.

Angaben zum Buch:

Marktgemeinde Zellingen (Hrsg.): Olga Weiglein – Mater Aquinata IBMV: „Schwalbengezwitscher aus einem fränkischen Dorf um 1890“. Zellingen [Schleunungdruck Marktheidenfeld] 2020, 224 Seiten (inklusive Anhang) mit ca. 80 s/w-Abbildungen, Preis: 18,00 Euro zzgl. Versandkosten in Höhe von 3,79 Euro.

Bestelladresse: Markt Zellingen, Würzburger Straße 26, 97225 Zellingen, E-Mail: post@vgem-zellingen.de.

Jochen Ringer

Schaudepot in Neustadt an der Aisch eröffnet

Im Oktober 2020 eröffneten die Museen im Alten Schloss in Neustadt a.d. Aisch mit ihrem neuen Schaudepot ein besonderes Museumshighlight: Auf 121 Quadratmetern Nutzfläche werden verschiedene Sammlungsgruppen aus dem Museumsbestand präsentiert und den Besuchern Einblicke nicht nur in die Sammlung ermöglicht.

sind gleich drei Museen in der ehemaligen Residenz der Markgrafen zu Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth untergebracht. Nach dreijähriger Arbeit wurde im Oktober 2020 außerdem ein Schaudepot im Alten Schloss eröffnet. Darin wird nun auch ein Teil der heimatkundlichen Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich, die zuvor im Depot geschlummert hat.

Was ist ein Schaudepot?

Doch was ist ein Schaudepot eigentlich? Was haben Besucher hier zu erwarten? Tatsächlich gibt es in der Museumswissenschaft verschiedene Definitionen und Ansätze, mit denen Schaudepots beschrieben werden. Außerdem gibt es ganz verschiede-

Die Museen im Alten Schloss in Neustadt a.d. Aisch bieten ein breites Spektrum an kulturellen Einblicken. Mit dem Aischgründer Karpfenmuseum, dem Markgrafenmuseum und den „KinderSpielWelten“



Abb. 1: Blick in das Schaudepot.

Foto: Jochen Ringer.

ne Ausprägungen unter den Museen, die Schaudepots eingerichtet haben. Vereinfacht gesagt, ist ein Schaudepot ein Hybrid von Ausstellung und Depot. Hier stehen sich also Aspekte des Ausstellens wie auch des Lagerns gegenüber. Damit grenzen sich Schaudepots deutlich von einer reinen Dauerausstellung ab. Da gilt folglich auch hier: Es gibt kein übergeordnetes Thema im Mittelpunkt, dessen verschiedene Aspekte mithilfe bestimmter, ausgewählter Exponate aufbereitet und veranschaulicht werden. Stattdessen erhalten die Besucher einen Eindruck von der Hülle und Fülle einer Museumssammlung, wie sie in einem Depot zu finden ist! Dem Depotcharakter entsprechend wurde auch weitgehend auf aufwendige Wandabwicklungen, Inszenierungen einzelner Exponate oder Beschriftungen für jedes einzelne Objekt verzichtet.

Die Sammlungsgruppen

In dem umfangreichen Bestand gibt es einiges zu entdecken. Präsentiert werden sechs verschiedene Sammlungsgruppen. Die erste Sammlungsgruppe bilden die kirchengeschichtlichen Objekte. Diese reflektieren die vielschichtige Kirchengeschichte Neustadts a.d. Aisch. So gab und gibt es in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung mehrere Kirchenbauten, aus denen ein Teil der Objekte stammt. Die Gruppe (R) „Religion und Kirche“ umfasst im Wesentlichen religiöse Figuren, Taufgegenstände, (Grab-)Kreuze, Namensschilder reservierter Kirchenbänke und historische Christbaumständer, bis hin zu Kuriositäten wie dem Wetterhahn des Schauerheimer Kirchturms. Die größten Stücke der Sammlung sind ein Altarstück und eine Glocke, die aus dem Bet- und Schulhaus in Unterschweinach stammt.

Daneben gibt es die Sammlung zum Zunftwesen. Von den Neustädter Zünften hat sich bis heute eine Reihe verschiedener Gegenstände erhalten. Zunftzeichen und -schilder dienten den Handwerksbetrieben als Werbeträger und Aushängeschilder. Die Symbole und Zeichen werden zum Teil noch immer von Handwerksbetrieben verwendet. Im Lauf der Zeit statteten sich die Zünfte aber auch mit zahlreichen Gegenständen aus, die sie zur Durchführung ihrer internen Aktivitäten benötigten. Zur Sammlungsgruppe (Z) „Zunftaltertümer“ gehören verschiedene Zunftschilde der Metzger, der Büttner und Bierbrauer, der Bäcker, der Rotgerber, der Seiler und der Zimmerleute. Auch die Schlosser sind mit ihrem Zunftzeichen und dem Zunftstock vertreten, der bei Prozessionen vorangetragen wurde. Der Schlüssel steht symbolisch für deren Handwerk. Schlachttiere stehen für die Zunft der Metzger und sind neben den Zunftschilden auch in der Spitze einer Zunftfahne zu finden. Die Breze auf dem Zunftschild und dem Deckel der einstigen Bahrtruhe der Bäcker weist auf deren Handwerk hin. Auch das Zinngießer-Handwerk ist mit einem Gesellenstück in Form eines Zinnpokals in der Sammlung vertreten. Von besonderer Bedeutung sind die Zunfttruhen, die sich im Besitz des Museums befinden. In ihnen wurden Zunftbücher, -ordnungen, -siegel, Ernennungen und andere Schriftstücke aufbewahrt. Die Truhen galten als Stolz einer jeden Zunft, weswegen sie auch im Schaudepot einen besonderen Platz bekommen haben.

Die Sammlungsgruppe (K) „Keramik, Tonwaren und Dachziegel“ beinhaltet einen beachtlichen Bestand an historischen Feierabendziegeln, der im Schaudepot wieder zugänglich wird. Bei den Feierabendziegeln handelt es sich um Einzelstücke.



Abb. 2: Vor allem Zunftschilder, -Zeichen und Truhnen sind in der Sammlungsgruppe Zunftaltertümer zu sehen.
Foto: Jochen Ringer.

Nach Feierabend sollen die Ziegler die nötige Zeit und Muße gehabt haben, einzelne Ziegel mit Verzierungen zu versehen. Der Name hat sich inzwischen fest etabliert, wenngleich der Realitätsgehalt dieser Behauptung in der Forschung umstritten ist. Die meisten Verzierungen wurden mit den bloßen Fingern oder einfachen Ritzwerkzeugen, seltener mit Modellen, in den noch feuchten Ton geritzt, der sich zum Zeichnen geradezu anbot. Manche Ziegel wurden auch beschriftet. Die Besucher können im Schauddepot ganz unterschiedliche Arten von Verzierungen finden: Heils- oder Abwehrzeichen, Namen, Sprüche, Jahreszahlen, Figuren, Blumen, Tiere oder Gebäudedarstellungen. Alle haben gemeinsam, dass die ausgestellten Ziegel Biberschwanzziegel, also Flachziegel, sind, die wegen ihres oft rundlichen Endes an

den Schwanz eines Bibers erinnern. Der älteste Feierabendziegel, der im Schauddepot zu sehen ist, trägt die Jahreszahl 1516. Der jüngste Ziegel ist dagegen schon industriell gefertigt und stammt aus dem Jahr 2001.

Ein weiterer Bereich des Schauddepots widmet sich der Militaria-Sammlung. Der Großteil dieser Objekte stammt aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neustadt a.d. Aisch hatte eine besondere Verbindung zum Militär, denn die Stadt war seit 1792 Garnisonsstandort, erst für Husaren, seit 1806 für französische Kürassiere und seit 1810 für die königlich bayerische Armee. Die Sammlungsgruppe (M) „Militär und Waffen“ umfasst unter anderem Schusswaffen, Pulver- und Feldflaschen, Patronentaschen, Stein- und Eisenkugeln, Gasmasken, Helme und Mützen sowie Degen und Bajonette. Davon

nehmen die ausgestellten Schusswaffen den meisten Platz ein, lässt sich an ihnen doch die Entwicklung der Waffentechnik gut nachvollziehen: Von den schweren Wallbüchsen des Dreißigjährigen Krieges reicht die Sammlung bis zu einem Übungs-Maschinengewehr aus dem 20. Jahrhundert.

Die Museen im Alten Schloss verfügen mit der Sammlungsgruppe (G) „Gemälde“ außerdem über eine sehr umfangreiche Bildersammlung, zu der Ölgemälde, Aquarelle, Stiche und Zeichnungen zählen. Darunter befinden sich viele Darstellungen der Stadt Neustadt a.d. Aisch und ihrer Umgebung, aber auch Portraits Neustädter Bürger und insbesondere die Werke wichtiger Neustädter Maler, wie Johann Leonhard Städtler (1758–1827), Hofmaler des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth, oder Georg Friedrich Ehrlicher (1824–1912). Einige dieser Bilder werden im Schaudepot gezeigt, wenngleich es sich

aus Platzgründen nur um eine kleine Auswahl handeln kann.

Die Sammlungsgruppe (V) „Hausrat“ umfasst schließlich wahre Unmengen an Haushaltsgegenständen aller Art, von historischen Kochutensilien bis zu Vorratsgefäßen. Viele der gesammelten Gegenstände sind durch technische Neuerungen und das Angebot von Fertigprodukten heute aus dem Alltagsleben verschwunden. Der Bestand macht damit deutlich, dass Küchen- und Haushaltsführung noch vor hundert Jahren ein sehr zeitaufwendiges und arbeitsintensives Unterfangen war. So finden sich in der Sammlung der Museen beispielsweise Butterfässer, Kaffeebrenner und -mühlen, Eismaschinen und -formen, Zuckerschneider, Waffeleisen, Fleischwölfe, Krauthobel und Kartoffelpressen. Dazu kommen Backformen, Krüge, Teller, Töpfe und Pfannen, sogar vornehmes Fischgeschirr aus Porzellan. Der umfangreiche Bestand



Abb. 3: Die Militaria-Sammlung wird ebenfalls im Schaudepot ausgestellt.

Foto: Jochen Ringer.



Abb. 4: Auch kupfernes Küchengeschirr zählt zum gesammelten Haustrat.

Foto: Jochen Ringer.



Abb. 5: Die Sammlungsgruppe Haustrat füllt ganze 15 Vitrinen im Schaudepot. Foto: Jochen Ringer.

in dieser Sammlungsgruppe füllt ganze 15 Vitrinen.

Durch die gezeigten Sammlungsgruppen wird die Vielfältigkeit einer Museumsammlung deutlich. Es geht im Schaudepot aber nicht nur um die gesammelten Objekte.

Thematisierung der Museumsarbeit

Wer nicht selbst in einem Museum engagiert ist, sei es haupt- oder ehrenamtlich, bekommt in der Regel nur wenig davon mit, was alles hinter den Kulissen passiert. Oft ist von dem ganzen Arbeitsfeld „Museum“ nur bekannt, dass Ausstellungen gezeigt und Führungen angeboten werden. Diese Situation soll mit dem Neu-



Abb. 6: An der Mitmach-Station können Besucher bestimmte Objekte selbst inventarisieren.

Foto: Jochen Ringer.

städter Schauddepot nun geändert werden, denn hier können Besucher auch hinter die Kulissen eines Museums blicken und etwas über Museumsarbeit erfahren.

Die Besucher lernen die zentralen Aufgaben und Arbeiten eines Museums kennen, neben Ausstellen und Vermitteln also auch Sammeln, Bewahren und Erforschen. Was ist ein Sammlungskonzept? Was ist nötig, um Museumsobjekte fachgerecht zu erhalten? Was passiert, wenn Objekte restauriert werden müssen? Was muss man beim Inventarisieren beachten? Letzteres kann man im Schauddepot selbst nachfühlen: Wer will kann an einer Mitmach-Station bestimmte Sammlungsobjekte eigenhändig inventarisieren und so selbst in die Rolle eines Museumsmitarbeiters schlüpfen. Die Objekte warten darauf, betitelt, beschrieben, vermessen und mit einer Inventarnummer versehen zu werden. Leere Hängeetiketten und Karteikarten liegen bereit, letztere können anschließend mit nach Hause genommen werden. Auf diese Weise wird das Museum als Ort des Sammelns und Bewahrens nicht nur sichtbar, sondern auch erlebbar.

Dieser Ansatz, über Museumsarbeit aufzuklären, verleiht dem Schauddepot ein besonderes Alleinstellungsmerkmal. Gleichzeitig erschließt er dem Museum neue Zielgruppen und ist etwa für Schulklassen von einem Interesse, da hier ein mögliches künftiges Berufsfeld der Schülerinnen und Schüler vorgestellt wird.

Das Projekt

Die Idee zu dem Projekt entstand, um die lange Zeit eingelagerte heimatkundliche Sammlung auf modernem Weg wieder ausstellen zu können, ohne eine Art „Heimatmuseum“ zu schaffen. Die Einrichtung eines Schauddepots, wie es sich aktuell bei



Abb. 7: Der Dachstuhl wurde frisch renoviert und bietet den Besuchern auf rund 121 Quadratmetern Nutzfläche Einblicke in die Museumssammlung.
Foto: Jochen Ringer.

immer mehr Museen großer Beliebtheit erfreut, erwies sich als die geeignete Lösung. Zur Realisierung konnte der Geschichts- und Heimatverein Neustadt a.d. Aisch e.V., der die Museen im Alten Schloss betreibt, im Jahr 2017 ein LEADER-Projekt auf die Beine stellen, das neben weiteren Fördergebern wie dem Bezirk Mittelfranken, dem Landkreis Neustadt a.d. Aisch – Bad Windsheim, der Stadt Neustadt a.d. Aisch, dem Neustädter Lions-Club und der Sparkassenstiftung den Großteil der Finanzierung ausmachte.

Raum für das Schauddepot fand man im Dachstuhl über dem Aischgründer Karpfenmuseum, der zunächst leergeräumt und baulich instandgesetzt wurde. Nach dem Vorliegen eines wissenschaftlichen Konzepts konnte mit der Planung und dem Bau der Innenarchitektur begonnen werden. Parallel dazu lief die Inventarisierung der Sammlungsobjekte, welche zuvor nur zu einem kleinen Teil und recht lückenhaft auf Karteikarten dokumentiert waren. Im

Oktober 2020 konnte das Schauddepot schließlich feierlich eröffnet werden.

Jochen Ringer M.A. (geb. 1990), Studium der Fächer Geschichte und Kulturgeographie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg sowie wissenschaftliche Weiterbildung in „Museum Studies“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. Von 2017 bis 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Projektleiter zur Einrichtung eines Schauddepots in den Museen im Alten Schloss in Neustadt a.d. Aisch. Seit 2019 Beirat beim Arbeitskreis westmittelfränkischer Museen e.V. und seit 2020 Museumsleiter der Museen im Alten Schloss. Mitglied im Frankenbund e.V. Seine Anschrift lautet: Museen im Alten Schloss, Untere Schlossgasse 8, 91413 Neustadt a.d. Aisch, E-Mail: jochen.ringer@museen-im-alten-schloss.de.

Julian Traut: **Ein Leben für die Kultur. Reinhard Raffalt (1923–1976) zwischen Bayern, Deutschland und Italien.** Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2018; ISBN 978-3-7917-2936-7, 304 S., zahlr. Abb., 39,95 Euro.

„Ich kenne Rom noch nicht, ich bin ja erst dreißig Jahre hier“, pflegte der Journalist und Publizist Reinhard Raffalt zu seinen zahlreichen Besuchern zu sagen, denen er als eloquenter und umfassend gebildeter Cicerone die Geschichte und Kultur der Ewigen Stadt nahebrachte. Mit seinen ebenso lesenswerten wie unterhaltsamen kulturgeschichtlichen Streifzügen durch Rom, mit zahlreichen Filmen und Hörfunksendungen erreichte und begeisterte er ein Millionenpublikum, war einer der profiliertesten Romkenner im deutschsprachigen Raum und hat das deutsche Bild von Rom und Italien nachhaltig geprägt.

Die auf der Grundlage seines umfangreichen persönlichen Nachlasses, der sich heute im Universitätsarchiv Passau befindet, weiterer Quellenbestände aus deutschen und italienischen Archiven sowie von Zeitzeugengesprächen entstandene Studie würdigt erstmals den persönlichen und beruflichen Werdegang, das gesellschaftliche Netzwerk und das vielseitige sowie verschiedene Sparten umfassende Œuvre Raffalts. Dabei werden über den biographischen Ansatz hinaus auch übergreifende politische, kulturelle und kirchliche Themen der Zeit, die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik oder die Entwicklung des Bayerischen Rundfunks in den Blick genommen. Als bekannter „Publizist mit kulturellen, wenn nicht gar kulturpolitischen Ambitionen“ (S. 29) war Raffalt – mehr als dem breiten Publikum und seiner Leserschaft bislang bekannt – als nichtstaatlicher Akteur und Kulturver-

mittler in zahlreiche politisch-kulturelle Fragestellungen der jungen Bundesrepublik eingebunden.

Seine Kindheit und Jugend erlebte der aus einer liberal-konservativen Familie stammende, katholisch geprägte Reinhard Raffalt in Passau. Nach dem Abitur und den ersten Semestern des Studiums der Kirchenmusik in Leipzig, das durch den Kriegseinsatz 1942 bis 1945 unterbrochen wurde, studierte er an den Universitäten Passau und Tübingen Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft. Die ambivalenten, teilweise problematischen Annäherungen Raffalts an die nationalsozialistische Ideologie klammert der Verfasser nicht aus, die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend, in der NSDAP und in der Deutschen Studentenschaft wurden von Raffalt selbst nach 1945 verdrängt und nicht thematisiert. Ein Urteil der Spruchkammer Passau 1947 stufte ihn als minderbelastet ein, das Verfahren gegen ihn wurde jedoch aufgrund eines Jugendamnestiegesetzes eingestellt.

Im Jahre 1950 wurde Raffalt im Fach Musikwissenschaft promoviert und siedelte 1951 nach Rom über, wo er als Journalist tätig war und sich finanziell als Organist an der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima über Wasser hielt. Sein Engagement beim Bayerischen Rundfunk begann mit ersten Hörfunksendungen 1948; der unter dem Titel „Concerto Romano“ veröffentlichte, im „feinen Plauderton“ (S. 99) gehaltene Band über Rom verhalf ihm 1955 zum Durchbruch als Schriftsteller und Reisejournalist. Es folgte eine Reihe weiterer, musikalisch geprägter Bände über die Ewige Stadt, über die römischen Kaiser, kuriale Ereignisse der Zeit sowie ein origineller italienischer Sprachkurs in Form eines Reiseführers. Viele der auflagenstarken und weit verbrei-

teten Bücher wurden auch noch lange nach seinem Tod 1976 nachgedruckt.

Im Jahre 1954 wurde Raffalt vom Auswärtigen Amt zum Gründungsdirektor der Bibliotheca Germanica und damit des ersten deutschen Kulturinstituts im Ausland nach 1945 ernannt. Aufgrund mancher Kontroversen um die inhaltliche Ausrichtung der Deutschen Bibliothek ließ sich Raffalt 1960 von seinen Aufgaben freistellen und wirkte fortan als Sonderbeauftragter von Rom aus für die deutschen Kulturinstitute in Asien und Afrika. Nach seinem Ausscheiden aus den Diensten des Auswärtigen Amtes 1962 wirkte er als freier Schriftsteller und Publizist in Rom und entfaltete in den 1960er Jahren eine reiche und vielseitige publizistische Tätigkeit.

Die vorliegende, ganz aus den Quellen gearbeitete Untersuchung zeichnet dies alles sorgfältig nach, wenngleich die Gliederung nicht glücklich gewählt ist und den Leser durch diverse Einschübe immer wieder mit Redundanzen konfrontiert. Dennoch werden das Wirken Reinhard Raffalts als einen im barocken Sinne verstandenen *homo universalis* überzeugend dar-

gestellt und seine Verdienste ausführlich gewürdigt. Seine vielfältigen Interessen und Neigungen, seine weltoffene Art und seine ausgiebige Kommunikationsfreude machten ihn zu einem frühen Vertreter der transnationalen Bildung und Kulturvermittlung. Dies zeigen eindrucksvoll seine programmatischen Schriften, von denen eine Auswahl als Anhang beigelegt wurde. Wenn sein Stern unter dem Eindruck der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche der späteren 1960er Jahre keine Strahlkraft mehr entfalten konnte und seine Publikationen heute mehr und mehr in Vergessenheit geraten, so kann er dennoch nicht nur als ein Repräsentant des ausklingenden bürgerlichen Zeitalters verstanden werden. Angesichts des heute zunehmend global organisierten Bildungsmarktes und der Internationalisierung von Bildungsangeboten darf man Raffalt als einen frühen Kulturvermittler zwischen Deutschland, Bayern und Italien und als einen herausragenden Vertreter des Europagedankens nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnen. *Johannes Schellakowsky*

FRANKENBUND INTERN

Werner K. Blessing

„Teilhabe an Heimat und kritische Zeitgenossenschaft“

Gedenken an Hartmut Heller

1. Der Frankenbund hat sich in den 1980 und 90er Jahren merklich gewandelt und das nicht zuletzt durch Hartmut Heller. Er war 1920 von dem Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider, der diesen Kulturverein schon länger angestrebt hatte, gegründet worden:

In der Krise nach dem Ersten Weltkrieg schien ihm eine solche bürgerliche Sammlung besonders dringend. Mit einem zündenden Frankonismus – der historisch eminenten Großstamm der Franken als Leitidee – war der Bund rasch gewachsen und in nicht wenigen Städten vor allem Mainfrankens vielfältig wirksam geworden. Auch unter dem Druck des Hitlerregimes hatte er sich in der Grundlinie unverbogen gehalten, freilich durch mancherlei Anpassung. Nicht nur, weil die vielen Mitglieder, die im öffentlichen Dienst standen, sich dem Druck des Parteistaates nur schwer entziehen konnten. Der neuen Herrschaft war auch die im Bund vorherrschende nationale Gesinnung entgegengekommen, welche die Bürgerkultur weithin prägte und dies seit dem Ersten Weltkrieg häufig völkisch verschärft. Auf diese Einstellung hatten die Nationalsozialisten gezielt, als sie mit vertrauten ‚vaterländischen‘ Begriffen Deutschlands Wiederaufstieg durch die Erweckung erschlaffter Volkskräfte versprachen. Ihre radikalen Ziele wurden dabei zunächst meist verkannt und dann, als man sie sehen musste, überwiegend verdrängt. So konnte der Frankenbund, wenngleich eingeengt, weiter wirken. In den 1940er Jahren allerdings schien er äußersten Widrigkeiten zu erliegen: zuerst den Zwängen des totalen Kriegs, dann pauschalen Vereinsverboten der US-Militärregierung und den alltagsbeherrschenden Nachkriegsnoten.

Am Ende des Jahrzehnts aber lebte er wieder auf – weitgehend mit den gewohnten Werten und Formen, die man bestätigt sah, als er seit Anfang der 1950er Jahre wieder rasch wuchs. Seine Meinungsführer setzten wie ein großer Teil der Deutschen in dem Drang, aus den Bedrückungen durch Krieg, Herrschaftsbruch und Trümmerzeit in eine bessere Zukunft zu finden, vor allem auf Vertrautes. Die Überformungen durch das Hitler-Regime glaubte man, rasch abstreifen zu können. Allgemein wirkten Kräfte, die einen klaren Neuanfang forderten, weil sie die NS-Diktatur mit ihren Verbrechen für einen Zivilisationsbruch hielten und ihren Untergang für eine radikale Mahnung, in der sich formierenden westdeutschen Gesellschaft bald nur mehr am Rande. Den Frankenbund erreichten sie kaum.

Doch seit den späten 1950er Jahren veränderten sich in Westdeutschland Technik und Wirtschaft, Arbeit und Freizeit rasch. Daher gerieten um 1970 auch Kultur, Öffentlichkeit, Politik in einen tiefgreifenden Wandel. Unter ihm begann das Bundesleben, so wie es Peter Schneider vor allem aus Reformideen um 1900 geprägt hatte, hinter der gesellschaftlichen Wirklichkeit zurückzubleiben. Dass sich diese Tradition überlebte, wurde am langjährigen 1. Vorsitzenden – von 1958 bis 1984 –, dem Würzburger Oberbürgermeister Helmut Zimmerer, zunehmend merkbar. Er reagierte, erfolgssicher durch das erneute Aufblühen des Frankenbundes – wie gleichermaßen durch den eindrucksvollen Wiederaufbau seiner Stadt –, auf jene Veränderungen nicht mehr so, dass der Verein vor allem jüngeren Mitgliedern noch durchweg zukunftsfähig schien. Aber etwa auch der 2. Vorsitzende Helmut Dünninger, Volkskundeprofessor an der Universität Würzburg, hatte schon 1960 das von Schneider gepflegte Bekenntnispathos großfränkischer „Stammmesmystik“ beklagt.

Erst im Lauf der 1980er Jahre setzten sich dann Stimmen durch, die das Frankenbild nüchterner und wissenschaftsnäher machten und für Veranstaltungen, Schriften und das Gemeinschaftsleben zeitgemäßere Themen und Formen wollten. Nun wurden in den Gruppen zunehmend Männer und immer mehr auch Frauen einer Genera-

tion aktiv, die bereits mit der Erfahrung jenes Wandels aufgewachsen und von einem traditionskritischen Zeitgeist berührt war. Damit öffneten sich programmatisch wie praktisch neue Perspektiven, zumal 1985 eine neue Bundesleitung zu wirken begann. Ihr gehörte als einer der beiden Stellvertretenden Bundesvorsitzenden bis 2003 Dr. Hartmut Heller an. Er hatte an dieser Öffnung wesentlich Anteil, nicht nur durch sein Berufswissen über und den Eifer für Franken, sondern auch mit einem wachen Blick für gesellschaftliche Veränderungen.



Abb.: Bundesfreund Prof. Dr. Hartmut Heller (1941–2020) s.A.

2. Aus Nürnberger Familie, ist Heller zwar 1941 in Heidelberg geboren, doch in Franken aufgewachsen, wo sein Vater Florian Heller Ordinarius für Paläontologie an der Universität Erlangen war. Nach dem Realgymnasium in Nürnberg studierte er in Erlangen und Tübingen Geographie, Geschichte und Germanistik für das Lehramt an Gymnasien, aber auch Volkskunde. Diese Breite machte ihn später nicht zuletzt für mehrere Kulturgremien attraktiv. 1970 wurde er mit einer konzisen sozialgeographischen Arbeit über den Wandel der Siedlungsstruktur im Steigerwald promoviert. Dort war nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs in zahlreichen Ritterschaftsdörfern eine gezielte Peuplierung erfolgt, die bis in das 20. Jahrhundert nachwirken sollte. In mikrohistorischer Verknüpfung topographischer, herrschaftlicher, wirtschaftlicher und sozialer Faktoren gelang Heller ein Strukturmodell ländlicher Ordnung und Lebenswelt, das auch noch nach einem halben Jahrhundert überzeugt. Es zeigt, wie eine fächerübergreifende Landeskunde mit problembewusstem Nahblick zu allgemeinen Einsichten führen kann.

Der Beruf begann für Heller mit einigen Assistentenjahren an den Geographischen Instituten in Erlangen und dann in Kiel. Dort, in einer Kontrastregion, wo er den Wandel der Wirtschaftslandschaft auf der nordfriesischen Insel Föhr untersuchte, schulte er den für Kulturwissenschaftler so wichtigen vergleichenden Blick. Als er dann bald in den bayerischen Gymnasialdienst – Würzburg, Fürth – wechselte, konnte er sein offenkundiges Geschick, Wissen ‚eindrücklich‘ weiterzugeben, pädagogisch professionalisieren. 1974 kehrte Heller an die Universität Erlangen-Nürnberg zurück. In der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät an der Regensburger Straße in Nürnberg lehrte er dann über 30 Jahre zunächst als Dozent, später als Professor Landes- und Volkskunde, vorwiegend für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen. Diese Berufswelt war ihm vertraut, da, wie er gerne erwähnte, sowohl sein Großvater wie seine Mutter Volksschullehrer gewesen waren. Mit anschaulicher Lehre und allzeit ermunternder Zuwendung zog er bald zahlreiche Studierende an, so dass insgesamt fast 400 bei ihm – in einem Wahlpflichtfach! – ihre Zulassungsarbeit schrieben. Es ging meist über Sujets aus Sachkultur, Brauchtum oder Gemeinschaftsleben vorwiegend in Mittelfranken.

Diese Arbeiten, von denen nicht wenige als Bausteine zur einer Landeskunde Frankens gelten können, dokumentieren auch Richtung und Sinn von Hellers Lehre. Sie fiel in

eine Zeit fortschreitender Globalisierung, die dem Rückhalt in regionaler und lokaler Umwelterfahrung neue Bedeutung gab und den jahrelang fast verpönten Begriff ‚Heimat‘ wieder wichtig machte. So suchte der für die Heimat kritisch engagierte Dozent in dieser Umwertung Generationen künftiger Lehrer zu einer zugleich traditionsgewissen und zukunftsbeswussten Orientierung zu verhelfen. Damit wirkte er in zahlreichen Schulen Frankens weiter. Nicht zuletzt hat Heller sich auch praktisch für gute Studienbedingungen eingesetzt, besonders als Prodekan und Dekan seiner Fakultät von 1999 bis 2003. Mit Vermittlungstalent wirkte er nachhaltig für Konsens in deren Fächervielfalt, was nicht immer leicht war, und er verbesserte sichtlich die äußere Ordnung. Seine kommunikative Art begünstigte auch die Mitarbeit in zwei interdisziplinären Zentralinstituten der Universität, dem für Regionenforschung, Sektion Franken, und dem für Dialektforschung.

In seiner Forschung hat Hartmut Heller möglichst das, was er als bewährt ansah, mit neuen Fragen und Perspektiven verbunden. Nicht nur, dass ihn sein ausgleichendes Wesen vor einem einseitigen Blick bewahrte. Ihm kam entgegen, dass man sich in seinem Fach nach einem seit den 1960er Jahren heftigen Grundsatzstreit zwischen traditioneller Volkskunde und sozialwissenschaftlicher Ethnologie nun zunehmend über ein offenes Selbstbild und mehrheitsfähige Leitinteressen und Methoden verständigen konnte. So arbeitete Heller zum einen, meist sehr quellennah, über durchaus klassische volkskundliche Themen, freilich nicht mehr auf der Suche nach den ‚Ursprüngen‘ alten Brauchtums, sondern mit kulturwissenschaftlicher Analyse: Volksfrömmigkeit, zumal ihre oft als ‚Aberglauben‘ abgewertete populäre Form, auch Sagen und Volksmedizin, dazu Wohnen, Kleidung, Essen als Konstituenten des Alltags, schließlich Festformen einst und heute, besonders im Schülerbrauch. Das führte ihn auch zu einigen bildungsgeschichtlichen Studien, etwa zur Lehrerbildung. Vor allem aber ging es Heller, bei dem sich geographisches und historisches Wissen mit ethnologischem Blick verbanden, um eine ‚ganzheitliche‘ Sicht: um die Zusammenschau der Faktoren menschlichen Handelns in einem exemplarischen Raum. So erkannte er früh die innovative Potenz einer Landes- und Volkskunde, die mit historischer Tiefenschärfe gegenwärtige Lebensformen in regionaler Dichte untersucht. Dabei half ihm eine produktive Neugier, Ungewohntes zu entdecken und auch scheinbar Trivialem seine Bedeutung abzugewinnen und Sinn zu geben.

Ein wichtiges Feld war ihm seit seiner kulturgeographisch-historischen Dissertation die Siedlungsgeschichte. U.a. zeigte er schon früh in einer vergleichenden Studie, wie sich die mittelfränkischen Kleinstädte Herzogenaurach und Höchstadt an der Aisch, obwohl benachbart und mit gleicher Herrschafts- und Konfessionsgeschichte, durch mehrere Variablen zu verschiedenartigen Lokalgesellschaften entwickelten. Immer wieder ist er Migrationsprozessen als Kulturtransfer nachgegangen und hat Minderheiten, die dabei entstehen, in ihrer Lage zwischen Isolation und Integration untersucht. So fragte er bei der Arbeitseinwanderung in die Bundesrepublik nach dem Lebensstil der ‚Gastarbeiter‘, die nicht nur räumlich, sondern auch kulturell von weither kamen und dann großenteils Mitbürger wurden: Wie haben ihre Gewohnheiten die Einheimischen zunächst befremdet und dann zunehmend auf deren Alltag eingewirkt – nicht nur mit Speisen –, ohne doch in ihm aufzugehen?

Aber auch eine vergessene historische Begegnung mit dem Orient beschäftigte Heller seit den 1980er Jahren intensiv. In den Türkenkriegen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert

haben meist adelige Offiziere aus dem Reich ‚Beuteturken‘, das heißt gefangene Soldaten, doch auch Weiber und Kinder nach Franken gebracht, als exotisches Souvenir oder Geschenk. Hier wurden diese katholisch oder lutherisch christianisiert und nach dieser „Lebenswende“ zum rechten Glauben – der in der alteuropäischen Gesellschaft entscheidenden Identität – unter neuem Namen integriert. Sie lebten, soweit sie den Umstellungsschock physisch wie mental überstanden, als Bediensteter, Geselle, Zofe einzeln an Adelssitzen, in Dörfern oder Städten. Nicht selten heirateten sie hier, gewannen manchmal sogar ansehnliche Positionen als Beamter, ja Pfarrer, assimilierten sich also und blieben doch verstreute Fremde, bis ihre Nachkommen in den Einheimischen aufgingen. Obwohl man von ihnen meist nur dürre Daten vor allem in Kirchenbüchern hat und über ihren Alltag, gar über ihre Wahrnehmung der neuen Umwelt fast nichts weiß, konnte Heller diese Sondergruppe in der alteuropäischen Feudalwelt erstaunlich gut rekonstruieren. Indem er diesen Vorgang mit der Eingliederung der türkischen Minderheit im gegenwärtigen Deutschland verknüpfte, erregte er Aufsehen bis in die Presse der Türkei.

Auch sonst hat er sein Hauptarbeitsfeld Franken immer wieder in einen weiten Horizont gestellt und dies auch historisch begründet. So demonstrierte er in „Offenes Land Franken. Heimat als Schnittpunkt von Weltbeziehungen – Aspekte regionaler Volkskunde“, einem Festvortrag 1995 für die Bamberger Volkskundlerin Elisabeth Roth, die wesentlich für einen neubewerteten Heimatbegriff gewirkt hat, an mehreren „Lebenswirklichkeiten unserer Vorfahren“, wie sehr deren „*angebliche Kleinräumigkeit ein Märchen ist*“. Bestärkt hat diesen weiten Blick nicht zuletzt Hellers Reiselust, die ihn mehrfach in andere Kontinente führte oder, als ihm das zu anstrengend wurde, immerhin durch Europa. Stets brachte er eine Fülle ethnologischer und kultureller Beobachtungen mit, die zum Teil auch publiziert wurden.

3. In einen regelmäßigen interdisziplinären Austausch kam Heller seit 1980 bei den ‚Matreier kulturethologischen Gesprächen‘ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Diesem Forum, das jährlich Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaftler in Osttirol zusammenführt, verdankte er vielfältige Anregungen. Und er hat dort selbst in über 30 Vorträgen zu ganz unterschiedlichen Themen referiert, allemal mit dem Anspruch kulturtypologischer Interpretation. Ob es um „Kerzenschein. Die Elektrifizierung der Wachslichter“ ging, um „Flüche und andere unanständige Wörter: Sprachabus“ oder um „Die Vielgestaltigkeit von Zeit und Geschwindigkeit im 90-Minuten-Spiel Fußball“ – stets konnte er Alltägliches gedankenreich in lebensweltlicher Perspektive deuten. Von 2002 bis 2009 hat er die Matreier Treffen selbst geleitet und zudem zehn Tagungsbände herausgegeben.

Natürlich wurde Heller in Fachverbände gewählt, teils in den Vorstand: ‚Fränkische Geographische Gesellschaft‘, ‚Deutsche Akademie für Landeskunde‘, ‚Gesellschaft für fränkische Geschichte‘. In den Fördervereinen für das Fränkische Freilandmuseum in Bad Windsheim wie für das Schulmuseum Nürnberg wirkte er am Auf- und Ausbau beider Einrichtungen mit. Außerdem wurde er 1980 in den Kulturbirat der Stadt Nürnberg berufen, wo er zu der urbanen Soziokultur beitrug, mit der Nürnberg damals durch Hermann Glasers Leitbild „*Kultur für alle*“ neben Frankfurt am Main führend

war. Auch vertrat Heller in der um die geistigen Grundlagen das Freistaats bemühten ‚Bayerischen Einigung/Bayerische Volksstiftung‘ fränkische Interessen. So stark ihn all das zweitweise in Anspruch nahm, dem Wissenschaftler und Hochschullehrer war dieser Beitrag zu Volksbildung und regionaler Kulturarbeit gleichermaßen wichtig.

4. Eine besondere Rolle unter Hellers Ehrenämtlern gewann der ‚Frankenbund‘ – und er für ihn. Als er ihm 1974, beruflich nun in Nürnberg etabliert, dort beitrat, kam er in eine selbstbewusste Gruppe, die sich durch Sachkunde und Bildungsanspruch hervortat. Sie war erst 1958 wiederbelebt und auf Erlangen erweitert worden. Aber sie meinte sich in der Region, wo es nur drei kleine Gruppen gab, sogleich in einer Führungsrolle. Den von Würzburg aus betriebenen Aufbau einer übergreifenden Bundesorganisation nach den staatlichen Bezirken, für die in Mittelfranken der Regierungsvizepräsident in Ansbach Vorsitzender wurde, beachtete man nicht viel. Da die Nürnberger zudem die Bundesleitung mit einem ehrgeizigen Programm konfrontierten, das finanziell überforderte, kam es rasch zu Dissonanzen. Diese gaben sich zwar, aber man agierte an der Pegnitz doch weiterhin in einer eigenen ambitionierten Rolle.

Dabei hat wohl der kulturelle Unterschied zwischen dem aus der lutherischen Reichsstadt erwachsenen Industriezentrum Nürnberg und der Bischofsstadt Würzburg ‚atmosphärisch‘ mitgewirkt. Vor allem aber lag es an einer frankenbundinternen Strukturdistanz. In Würzburg, Bamberg und einer Reihe anderer Städte Mainfrankens, dem Hauptgebiet des Bundes seit den 1920er Jahren, folgte man weitgehend dem Frankenbild Schneiders und lebte den durch ihn geprägten Vereinsstil. Vor allem die Gruppe Würzburg wurde fast vier Jahrzehnte, von 1951 bis 1989, vom Sohn Lorenz Michel Schneider (mit kurzer Unterbrechung 1961/62) und dann vom Schwiegersohn Otto Kerscher in diesem Sinn geleitet. Sie übte durch die Vernetzung am Ort und als die neben Bamberg stärkste Gruppe auch auf die Bundesleitung erheblichen Einfluss aus. In Nürnberg interessierte diese Tradition, an der man kaum teilhatte, wenig. Hinzu kam soziokulturell, dass in den kleineren Städten Mainfrankens, deren Gruppen insgesamt für das Bundesleben erhebliches Gewicht hatten, die Mitglieder, teils auch die Funktionäre im Schnitt ‚kleinbürgerlicher‘ waren als in Nürnberg-Erlangen; dort dominierten Bildungs- und Wirtschaftsbürger und führten Gymnasial- und Hochschullehrer das Wort. Diese verschiedenen Tönungen blieben auch habituell noch lange sichtbar.

Aus beiden Gründen galt in den mainfränkischen Gruppen die Volkskultur viel – so wie man sie, in der Tradition bürgerlicher Sehnsucht nach dem Ursprünglichen seit der Romantik, nun vom Heimatstil anmutig gestaltet liebte: Tracht und Tanz, Lied und Mundart, fromme Bräuche des reichen katholischen Kirchenjahres und scheinbar zeitlos von der Natur vorgegebene bäuerliche Riten. All das wurde als genuiner Ausdruck fränkischen Volkslebens breit gepflegt. Damit trug der Bund nicht wenig dazu bei, dass in der Region entfaltete Formen deutlich an Geltung gewannen gegenüber solchen aus Oberbayern, die seit dem 19. Jahrhundert Feste und Vereine bayernweit mit Miesbacher Tracht und Alpenszenerie überschwemmt hatten. Doch die Bundesleitung suchte durchaus auch ‚Hochkultur‘ zu pflegen. Sie konnte jahrelang anspruchsvolle Konzerte – teils als ‚Veitshöchheimer Serenaden‘ – in Zusammenarbeit mit dem Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks veranstalten. Der übertrug sie und warb damit

senderweit auch für den Frankenbund. Meist aber bestand das Vereinsleben aus einer auf volkstümliche Art musisch durchwirkten Geselligkeit, belehrenden Vorträgen sowie Bildungsfahrten und Wanderungen in vertrauter Gemeinsamkeit. Seinen Reiz bestätigte ein steter Mitgliederzuwachs im Großteil der Gruppen.

Allerdings gab es bereits in den 1960er Jahren durchaus Anstöße, auch Gegenwarts- und Zukunftsfragen aufzugreifen, etwa aus den Gruppen Schweinfurt und Würzburg, wo Helmut Dünninger mehrfach dafür plädierte. Im folgenden Jahrzehnt verstärkten sich angesichts des ausgreifenden Modernisierungsdrucks vor allem Forderungen nach aktiver Bewahrung überkommener Umwelt durch Denkmal-, Landschafts- und Naturschutz – generell, vor allem aber für einzelne bedrohte Objekte. Dabei kam es auch zu Protesten, etwa gegen den autogerechten Umbau von Dorfplätzen oder gegen eine Talsperre des Hafenlohrtals im Spessart. 1981 mahnte nun auch der 1. Vorsitzende Zimmerer beim Landesentwicklungsplan mehr Denkmalschutz an. 1983 schließlich erschreckte das ‚Waldsterben‘. Breiter kamen dann aktuelle Themen seit 1985 durch eine neue Bundesleitung zur Geltung. Der 1. Vorsitzende Dr. Franz Vogt war als Regierungspräsident von Unterfranken täglich mit dem beschleunigten Wandel befasst, der 2. Vorsitzende, Oberfrankens Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann, sah als Lehrer und weit vernetzter Kommunalpolitiker, wie die Menschen in den Veränderungen des Alltags Orientierung suchten. Für den Kulturwissenschaftler Hartmut Heller, einen der beiden Stellvertretenden Vorsitzenden – neben dem schon seit 1975 fungierenden Pfarrer Gerhard Schröttel, dem Leiter des Religionspädagogischen Zentrums in Heilsbronn –, war offenkundig, wie so manches im Frankenbund, das als bewährt galt, bald an Bedeutung verlieren würde.

Seine Reaktion erklärt sich nicht zuletzt daraus, dass er aus der Gruppe Nürnberg-Erlangen kam, die, wie gesagt, von wissenschaftlich gebildeten und in Lehrberufen tätigen Männern geprägt war. Dort wollte man in erster Linie Wissen über Land und Leute Frankens fundiert erschließen, als geistiges Band kultivieren und in eine gebildete Öffentlichkeit verbreiten, kritisch und zukunftsgerecht. Einen Umgang wie am Main mit gewachsener Geselligkeit und Brauchpflege, der erheblich aus Traditionen und Emotionen lebte, konnte es so hier nicht geben. Auch, weil man nicht die ‚familiäre‘ Nähe kleinerer Städte hatte, wo die Frankenbund-Gruppen sozial wie kulturell sichtbar Gewicht besaßen und ihre Mitglieder oft auch im Alltag vernetzt waren. Die Nürnberger mussten sich in der Anonymität der Großstadt profilieren und unter anderen, oft lange etablierten Kulturvereinen behaupten. Das ging nur mit einer spezifischen Sachqualität. Zudem legte der vorwiegend bildungs- und besitzbürgerliche Kreis auf unterhaltsam-rituelle Geselligkeit unter Bundesfreunden weniger Wert. Im Vordergrund der Gruppenarbeit standen denn auch Fachvorträge, die Hörer aus Stadt und Umland anzogen, und professionelle Publikationen für ein quellenfundiertes Frankenbild. Ein prägender Mitgründer der Gruppe, der Kunsterzieher Conrad Scherzer, gab um 1960 sogar eine ambitionierte Gesamtdarstellung ‚Franken: Land, Volk, Geschichte, Kunst und Wirtschaft‘ in zwei starken Bänden heraus; sie hat trotz zeitbedingter Aussagen noch ihren Wert.

Im gesamten Bund bekannt wurden vor allem die Nürnberger Dr. Helmut Fuckner und Dr. Ernst Eichhorn, Dozenten für Volkskunde bzw. Kunstgeschichte an Hochschule und Universität: Sie boten bei den jährlichen Bundesstudienfahrten und anderen Ex-

kursionen eine so kundige ‚Erfahrung‘ fränkischer Landschaften und Städte, dass trotz des ausgreifenden Individualtourismus noch viele Mitglieder kamen. Auch haben beide und andere Nürnberger immer wieder als Referenten oder Leiter die ‚Fränkischen Seminare‘ auf dem Schwanberg, in Kloster Banz oder Schloss Schney mitgetragen – Tagungen, die nicht nur allen Bundesgruppen jeweils ein Jahresthema vorstellen, sondern auch nach außen junge Kulturinteressierte für den Bund werben sollten. So gewann diese Gruppe seit den 1970er Jahren zunehmend an Geltung und wurde eine der wichtigeren – auch wenn man in der Bundesleitung noch gelegentlich von der „*Besserwisserei der Nürnberger Studienräte*“ generiert war und dort in der Großstadt über volkstümliche Riten wie Trachtentänze die Nase rümpfte. Während diese am Main ob ihres Kultwertes etwas galten, hielt man sie in Nürnberg eher für gestrig und für idyllische Folklore. Schließlich machte sich die Nürnberger Gruppe, da sie aus Spenden und Erbschaften von Unternehmern, Ärzten, Apothekern offenbar am besten gestellt war, durch manch finanzielle Förderung praktisch um den Gesamtbund verdient. So engagierte sich zum Beispiel der Apotheker Hans Wörlein, ein unabhängiger, kulturbewusster Stadtbürger klassischer Art, als Mäzen und zugleich als Vorsitzender in Nürnberg und dann auch in Mittelfranken mannigfach.

5. Diese Gruppe hat Heller geprägt: Er wirkte für den Frankenbund durch Fachwissen, programmatische Impulse und stete Vereinsarbeit. Da er nach seinem Beitritt 1974 sogleich aktiv wurde, fiel er rasch auf, sah sich 1976 in den Bundesbeirat gewählt und leitete 1978 sein erstes Fränkisches Seminar über „Jüdische Landgemeinden im 18. und 19. Jahrhundert“. In den folgenden 25 Jahren war er dann immer wieder an diesen Bildungsveranstaltungen beteiligt, indem er Themen anregte und sie bei Bundesleitung und Bundestag vertrat, Referenten und Hörer warb, selbst Referate hielt oder als Leiter fungierte. Dabei ging es zum einen um attraktive konventionelle Sujets wie zum Beispiel die Hugenotten im markgräflichen Franken, „Glaubensflüchtlinge“ aller Art oder Türken in Deutschland einst und jetzt. Vor allem jedoch setzte sich Heller, um gerade jüngere Teilnehmer anzusprechen, für Seminarthemen aus der ‚modernen Welt‘ ein, wie 1982 „Kultur im Industriealter“ oder 1984 die Eisenbahn, *das Vehikel des Fortschritts* im 19. Jahrhundert. Kritisch aufzuklären, ja neue Perspektiven aufreißen sollten Seminare, die das gerne gehegte Bild vom alten fränkischen Volksleben mit den einschneidenden Veränderungen auf dem Land seit den 1960er Jahren konfrontierten. So ging es 1993 um „Das fränkische Dorf am Ende des 20. Jahrhunderts. Bedrohung und Chancen“ oder 1995 um „Die Vermarktung fränkischer Kultur. Möglichkeiten und Risiken“. In diesem Sinne schlug Heller auch vor, mit jungen Teilnehmern generell über das Verhältnis von Geschichte und Zukunft zu diskutieren.

Bereits 1980 hatte er ein Seminar über Bürgerinitiativen als neue Form projektbezogener öffentlicher Interessenvertretung angeregt. Denn er drängte in den 1990er Jahren, als die Stagnation herkömmlicher Kulturvereine evident wurde, auf verstärktes Nachdenken über die Zukunftsfähigkeit des Frankenbunds, die auch den 1. Vorsitzenden Vogt umtrieb: Wie kann zivilgesellschaftliches Engagement ganz allgemein noch gelingen? Das Seminar 1995 galt denn auch dem Ehrenamt. Im folgenden Jahr plante Heller, wie der Wissenschaftliche Beirat, den Vogt für eine kompetente Beratung des

Bundes aus Universitäten, Kulturinstitutionen und Heimatpflege initiiert hatte, diesem durch eine Gliederung in Fachgebiete konkreter nutzen könne. 1997 empfahl er dann in einem weiteren Strategiepapier unter anderem, den Bundesbeirat durch „*substantielle Themen*“ effizienter zu machen. Außerdem schlug er vor, den 1991 eingeführten jährlichen Kulturpreis des Frankenburgs nicht nur Etablierten für ihre Verdienste zu verleihen, sondern auch vorausschauend als Ermutigung für vielversprechende Jüngere. Dass andererseits natürlich auch Bekannte als Preisträger mit ihrem Renommee dem Bund nutzten, zeigte Heller selbst 1999 in der Laudatio für die Kunsthistorikerin Dr. Lydia Bayer, deren einzigartige Würzburger Spielzeugsammlung zum vielbesuchten Nürnberger Museum geworden war. Auch Ehrungen nutzte er für den Appell zu aktiver Weiterentwicklung wie 1992 das Gedenken an den vor 100 Jahren geborenen fränkischen Patrioten Conrad Scherzer, der, wie erwähnt, von Nürnberg aus ein wissenschaftliches Gesamtbild Frankens organisiert hatte.

Mehrfach hat Heller zum Frankenburg grundsätzlich Stellung genommen – zu seinem Zustand und seinem Sinn für Franken und ein Franken-Bewusstsein. So betonte er 1995 in einem Umriss zum 75-jährigen Bestehen die gesellschaftliche Aufgabe als „*moderner Heimat-Verein*“: Es gelte, allen „*hier Wohnenden, gebürtig oder zugezogen* ..., *durch die bildungsbürgerliche Idee dieses Hier bewußt erleben*“ zu lassen, ihnen mit Wissen, Brauch, Geselligkeit eine Gemeinschaft zu ermöglichen, um „*Heimat zu gewinnen*“. Ein Appell, der auch heute angesichts der Okkupation des Heimatbegriffs durch fremdenfeindliche Nationalisten höchst wichtig bleibt! Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten nicht wenige Vertriebene und Flüchtlinge in Gruppen des Frankenburgs eine neue Verortung gefunden. Einige machten sich bald selbst um den Bund sehr verdient wie zwei rührige Schlesier: der schon genannte Dr. Fuckner in Nürnberg und Hans Paschke in Bamberg, der mit großem Einsatz eine bis heute grundlegende Bundeschronik von 1920 bis 1970 verfasste. Im Zug solch prinzipieller Reflexionen hatte Heller bereits 1987 auch den Begriff ‚Heimat‘ als emotionale Verortung in „*seiner historisch gewachsenen Vielschichtigkeit*“ essayistisch entfaltet.

Schließlich, 2003, widmete er dem Frankenburg als „*organisierter Regionalidentität*“ eine dichte Studie über seine Struktur und die in ihm wirksamen Einstellungen. Sie wurde, im Rückblick und für die Gegenwart methodisch aus Langzeitbeobachtung, Fragebogenaktion und verstehender Ethnologie gewonnen, zu einer scharfsinnigen Ortsbestimmung. Dabei betont Heller den sozialen und humanen Wert des Vereinslebens mit seiner Integrationskraft, aber seufzt auch über Traditionsschwere und schwachen Reformwillen. Dem Gründer Peter Schneider zollt er zwar Respekt, aber kann an seiner Ideenwelt kaum mehr etwas finden. Nüchtern resümiert er die gegenwärtige Lage des Bundes: Räumlich gravitiert dieser nach wie vor einseitig nach Unterfranken, das organisatorische Leitziel seit Schneider, als Gesamtstimme Frankens die Vielfalt der Geschichts-, Heimat- und Kulturvereine zu überwölben, ist an deren Desinteresse längst gescheitert, und trotz steigender Mitgliederzahlen einzelner Gruppen sind die Grenzen des Wachstums deutlich. Eine früher auch vom Vorsitzenden Vogt erhoffte Zunahme wurde weit verfehlt.

Noch entschiedener gemahnt hat Heller 1999 in einem Vortrag vor dem Wissenschaftlichen Beirat, den die Zeitschrift ‚Frankenland‘ verbreitete: „*Hat der bürgerliche Kulturverein noch Bedeutung und Chancen im 21. Jahrhundert?*“ Er analysierte, bewusst

„als *Advocatus Diaboli*“, in einem „*Krisenszenario*“ die ganz allgemein bedrohte Geltung dieses Assoziationstyps in einer offenen und mobilen Gesellschaft. In ihr nehmen nicht nur ideelle Bindungen an Leitbilder unübersehbar ab, sondern auch der für solche Gemeinschaften nötige Sinn für Opfer an Zeit und Kraft, da ihn ein steigender materieller Sinn, Individualisierung und kommerzialisierte Freizeit auszehren. Wo die Vereinsintensität derart zurückgehe, schwinde dann auch das für sie immerzu wichtige Medienecho. Drastisch stellte Heller so dem Frankenbund vor, wie ein schrumpfendes „*Binnenleben ohne viel Öffentlichkeit*“ drohe und er allenfalls noch als kulturelles „*Feigenblatt*“ diene mit wenig Einfluss gegen ökonomische Interessen und den Sog technisch attraktiver Unterhaltung. Irgendwann sinke er dann in die Bedeutungslosigkeit. Mit diesem düsteren Bild wollte er aus einem ‚Weiter so‘ aufrütteln zu mehr Dynamik und zu neuen Formen breitenwirksamer Aktivität, etwa in dem bereits 1980 angeregten Stil von Bürgerinitiativen. Ihn kannte er direkt aus Nürnberg: Dort konnten die um einen Gymnasialprofessor derart formierten ‚Altstadtfreunde‘ für ihre Anliegen des Denkmalschutzes breite Zustimmung und auch politischen Widerstand mobilisieren.

Heller begnügte sich freilich nicht mit der Beschreibung von Zuständen, Gefahren und möglichen Veränderungen. Er stellte sich – Pädagoge in weitreichendem Sinn – für ein besseres Handeln aus solchen Einsichten auch selbst stets zur Verfügung mit seinem Wissen, seinen Verbindungen und der Geltung, die er durch die Universität und als Mitglied von Kulturvereinen besaß. So beteiligte er sich nicht zuletzt am öffentlichen Protest für bedrohte Denkmale oder Lebensräume. Auch dank seiner Stimme konnte in den 1990er Jahren die alte Kulturlandschaft des Knoblauchslands zwischen Nürnberg und Erlangen vor einem Gewerbepark bewahrt werden. Obgleich solcher Widerstand nicht jedes Mal ans Ziel kam, machte er doch Eingriffe in ein erhaltenswertes Umfeld – ob aus Unwissenheit oder kommerziellen Interessen – häufig erst bekannt, weckte damit Schutzzinteressen und diente generell der allmählichen Abkehr von einem bedenkenlos modernisierungsfreudigen Zeitgeist.

Neben ‚strategischen‘ Appellen zu mehr Zukunftsbewusstsein im Bund wirkte Heller für das Wissen um Franken stetig durch Vorträge und Artikel in der Vereinszeitschrift ‚Frankenland‘. In leichtem Stil und mit eingängigen Bildern aus der Vielfalt seiner lebensnahen akademischen Disziplin, der Landes- und Volkskunde/ Europäische Ethnologie, suchte er einen kritischen Heimatsinn zu vermitteln. Indem er die Entstehungsbedingungen von Traditionen, ihren Wandel und auch ihr Vergehen aufdeckte, wollte er zugleich für ihre häufige Kommerzialisierung sensibilisieren. Nehmen wir zwei Beispiele aus einem weiten Spektrum. 1995 entschlüsselte er in „*Zehn Schultüten*‘. Brauchgeschichtliche Betrachtungen“ anhand eines Phänomens aus den ‚rites de passage‘, das marginal scheint, auf exemplarische Weise kollektives Verhalten, wie es regional differiert, sich zeitlich verändert und sozial-mentale Bedeutung trägt. 1992 erzählte er in „*Seidenraupen auf fränkischen Maulbeeräumen*“. Agrarpolitische Experimente im 18./19. Jahrhundert“ vom Entwicklungsdrang aufgeklärter Obrigkeit, ein ehrgeiziges Autarkieprojekt, das zwar in den gebildeten Ständen reges Echo fand, eine neue Sonderkultur eingewöhnte, aber auf die Dauer an der Natur scheiterte.

Wichtig für die Wertorientierung im Frankenbund erschien Heller ein Nachdenken darüber, inwieweit zum Touristenmagnet gewordene historische Brauchspiele – ein klas-

sisches Volkskundethema – noch als sinnvoll praktizierte Volkskultur gelten können oder nur mehr als kommerzgetriebene Folklore. In einem Beitrag über die „Luxurierung der Historienspiele in Dinkelsbühl und Rothenburg o.d.T.“ 1993 plädierte er für den zeitlosen Vorrang des „*gemeinsamen Erlebens*“ der Zuschauer als „*seelische Regeneration*“ vor einem rückwärtsgewandten Purismus; auch dieser könne sich ja letztlich nur auf eine schon früher ‚erfundene Tradition‘ berufen. Wie diese beiden von der Industrialisierung unberührten Städte – sie waren bei der Entstehung Staatsbayerns an den Rand geraten – ihre Rückständigkeit zur touristisch attraktiven historischen Kulisse wenden konnten, hatte er bereits 1986 in „*Stadtentwicklung und Planung in geschichtlich profilierten Fremdenverkehrsorten*“ subtil beschrieben. Auch in seiner Nürnberger Antrittsvorlesung, die zahlreiche Mitglieder des Frankenbunds „*mit großem Beifall*“ hörten, hat Heller grundsätzliche Überlegungen zur „*Rekonstruktion als Antriebskraft neuer Volkskultur*“ an einem allgemein bekannten Beispiel vorgetragen: „Heiliger Jakob, Wahrer Jakob, Billiger Jakob“. Aus einem präzisen historischen Aufriss führte er seine Hörer in die aktuelle Welle spiritueller Selbsterfahrung beim gemimten Pilgern ein.

Durch seine Ideen und Beiträge, durch mannigfache Belehrung und Aufklärung hat Heller wesentliche Impulse zur kritischen Selbstvergewisserung im Frankenbund und für dessen zukünftige Entwicklung gegeben; wie wohl kein zweiter diente er ihm von den 1980er bis zum Beginn der 2000er Jahre mit wissenschaftlicher Deutung und der Mobilisierung des Kulturbewusstseins. Aber ihm lag auch das äußere Gedeihen sichtbar am Herzen. Er hat nicht wenige neue Mitglieder geworben, vor allem junge in der Universität, und der Zeitschrift ‚Frankenland‘ aus Abschlussarbeiten seiner Studenten immer wieder Beiträge eingebracht. Als er nach seinem Ausscheiden aus dem Vorstand 2003, zusammen mit den beiden Bundesvorsitzenden Vogt und Sitzmann, sich aus dem Bundesleben zurückgezogen hatte – ein aus banalem Versehen entstandener Missklang trübte ihm den Abschied –, fehlten seine Erfahrung und die Vielfalt seiner Kontakte ganz offensichtlich. Was er für den Bund bedeutet hat, wurde damals den Mitgliedern noch einmal durch einen herzlichen Rückblick auf seine „*wichtige Rolle*“ von Peter A. Süß im ‚Frankenland‘ bewusst gemacht.

Allgemein ist der kenntnis- und ideenreiche Professor durch klugen Einsatz auf mehreren Feldern zu einer im Kulturleben Frankens bekannten Erscheinung geworden – im Umgang liebenswürdig-bescheiden, doch zugleich beherzt und, wo es ihm nötig schien, auch hartnäckig. Ein beweglicher Mann von gut proportionierter Figur und offenem Gesicht unter dem auch im Alter noch dichten Haar, kultiviert, mit einnehmender, weicher Stimme und einer in seinem Stand auffallend klaren, harmonischen Schrift. Wie der eher Nachdenkliche zugleich heiter-gesellig und begeisterungsfähig sein konnte, sah man unter anderem, wenn seine Leistungen gefeiert wurden. Denn diese hat man mit Preisen und Auszeichnungen gewürdigt: den Wolfram-von-Eschenbach-Preis der Stiftung ‚Kultur-Natur-Struktur‘ des Bezirks Mittelfranken, die Medaille für vorbildliche Heimatpflege des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, das Große Goldene Bundesabzeichen des Frankenbundes und schließlich das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Am 21. April 2020 ist Hartmut Heller der ‚Corona‘-Pandemie als eines der ersten Opfer in Erlangen jäh erlegen. Der dankbare Frankenbund wird seiner nicht vergessen.

Martin Weichmann

**„Am Ende zählt, ob einer ist, was er vorgibt zu sein“ –
Zum Tod von Dr. Günter W. Zwanzig (1932–2021)**

Am 18. April, kurz vor Vollendung seines 89. Lebensjahres, starb der Mitinitiator und Mitbegründer der Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES, der ehemalige Oberbürgermeister von Weißenburg, Dr. Günter W. Zwanzig.



Abb.: Dr. Günter W. Zwanzig (1932–2021) zur Zeit seiner Amtübernahme als Oberbürgermeister (1974).

*Foto: Stadtarchiv
Weißenburg i.Bay.*

Geboren im Londoner Stadtteil Hendon übersiedelte Zwanzig mit seiner Familie 1938 nach Potsdam. Nach der politisch bedingten Flucht in den Westen siedelte sich seine Familie in Mühlheim/Ruhr an, wo er sein Abitur ablegte. Im Anschluss studierte Zwanzig zunächst Rechtswissenschaften in Erlangen, Freiburg/i.Br. und Bonn und wurde in Göttingen zum Dr. jur. promoviert. Ausdruck seiner vielfältigen Interessen und der Aufgeschlossenheit nach allen Seiten sind die zusätzlichen Studien in den Fächern Geographie, Geologie und Biologie, die er der Zeit seines Rechtsreferendariates anschloss. Nach achtjähriger Tätigkeit im Kultusministerium des Landes Rheinland-Pfalz, wo er – seinen Hauptinteressen entsprechend – als Referent für die Bereiche Naturschutz, Recht der Denkmalpflege, der allgemeinen Kulturpflege und des Kirchenwesens zuständig war, trat er im Jahr 1972 als junger, in Weißenburg völlig unbekannter und unbeleckter Kandidat erfolgreich die Wahl zum Oberbürgermeister gegen den amtierenden Amtsträger an.

Bereits im Wahlkampf hatte Dr. Zwanzig, dem in den Jahren als Stadtoberhaupt die aktive Teilnahme der Bürger der Stadt im Rahmen kommunalpolitischer Entscheidungsfindungen stets ein wichtiges Anliegen war, im Fehlen eines engagierten Heimatvereins ein Defizit ausgemacht und dieses thematisiert. Im Schulterschluss mit den Mitgliedern des Vereins „Freunde des Heimatmuseums“ und einer Riege junger Heimatforscher erfolgte im Januar 1973, wenige Monate nachdem Dr. Zwanzig das Amt des Oberbürgermeisters übernommen hatte, die Gründung der Weißenburger FRANKENBUND-Gruppe.

Mit der Ausrichtung des Bundesstages der Vereinigung war der jungen Gruppe die Möglichkeit gegeben, sich noch im Gründungsjahr vor großem Publikum zu präsentieren. In der Ausgabe des *FRANKENLANDES*, die über das Treffen in Weißenburg berichtete, formulierte Bezirksheimatpfleger Dr. Ernst Eichhorn, auf dessen Initiative hin Zwanzig den FRANKENBUND als Dachorganisation für den neu zu gründenden Heimatverein ins Spiel gebracht hatte, Hauptziel und Anspruch der Gruppe: „... *Wegbereiter zu sein, bei der Aufgabe, das Gesicht der Stadt zu erhalten, seine in bewegter Vergangenheit gewachsene Struktur mit den Anforderungen der Gegenwart und den Problemstellungen der Zukunft zu verbinden*“.

Dem Grußwort zum Bundestag 1973 folgten zahlreiche weitere Beiträge und Rezensionen zu aktuellem fränkischen Schrifttum aus Dr. Zwanzigs Feder in der Zeitschrift *FRANKENLAND*. Auch wenn es ihm aus Zeitgründen nicht möglich war, eine Funktion im Vorstand der Gruppe zu übernehmen, blieb er während seiner Weißenburger Zeit und auch danach interessanter und gewogener Wegbegleiter der Vereinigung.

Die unbeirrbare Umsetzung seiner Überzeugungen und Ideen auf städtischer und kommunaler Ebene fand vor Ort Ausdruck in zahlreichen Maßnahmen, die weit über seine Zeit als Oberbürgermeister Bestand haben sollten. Als Beispiele seien der Erhalt und die denkmalgerechte Umnutzung der ehemaligen Karmeliterkirche in ein Kulturzentrum, seine Bemühungen um eine Stärkung der überregionalen Bedeutung des Bergwaldtheaters sowie die Sicherung und museale Erschließung der neu entdeckten römischen Thermen genannt. Ebenfalls in Dr. Zwanzigs Amtszeit fiel die spektakuläre Auffindung des Weißenburger Römerschatzes, dessen Verbleib in der Stadt und spätere Präsentation im neu geschaffenen Römermuseum in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Vorsitzenden der FRANKENBUND-Gruppe Gustav Mödl ermöglicht wurde. Nach dem Ausscheiden aus seinem Amt im Jahr 1984 wechselte Zwanzig als Geschäftsführer des Evangelischen Bildungswerkes sowie als Kanzler der Evangelischen Hochschule nach Nürnberg. Auch nach seinem Umzug von Weißenburg nach Erlangen blieb Dr. Zwanzig „seiner“ Gruppe treu und besuchte noch weit über seinen 80. Geburtstag hinaus regelmäßig Treffen und Veranstaltungen in Weißenburg. In Würdigung seiner Verdienste für die Menschen und die Kultur Weißenburgs sowie seines Umlandes wurde er 1984 mit dem Bundesverdienstkreuz, 1992 mit der höchsten Auszeichnung der Stadt Weißenburg, der Goldenen Bürgermedaille, ausgezeichnet. Mit über 100 Veröffentlichungen auf dem Gebiet des Natur- und Umweltschutzes, vor allem aber der Denkmalpflege und der Weißenburger Stadtgeschichte hinterlässt der Verstorbene ein reichhaltiges literarisches Erbe.

Anlässlich der Verleihung der Goldenen Bürgermedaille zitierte Dr. Zwanzigs Nachfolger im Amt des Weißenburger Oberbürgermeisters Reinhard Schwirzer den ehemaligen Staatssekretär im Bundeskanzleramt Karl Theodor zu Guttenberg: „*Am Ende zählt, ob einer ist, was er vorgibt zu sein.*“ Dr. Günter W. Zwanzig lebte nicht aus leeren Versprechungen. – Er war, was er vorgab! Wir werden ihm und seinem Werk ein ehrendes Andenken bewahren.

Der FRANKENBUND gratuliert Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof zum 70. Geburtstag!

Am 23. Mai 2021 konnte die Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDES für Mittelfranken, Bundesfreundin Evelyn Gillmeister-Geisenhof aus Weißenburg i. Bay., ihren 70. Geburtstag feiern. Dazu möchten ihr die gesamte Bundesleitung, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde die herzlichsten Glück- und Segenswünsche aussprechen. Wir danken ihr aufrichtig für das langjährige Engagement für unsere Vereinigung und wün-



Abb.: Bundesfreundin Evelyn Gillmeister-Geisenhof auf dem Bundes- tag 2019. Foto: Alois Hornung.

schen ihr weiterhin eine gute Gesundheit, viel Erfolg bei ihren Planungen und noch lange Jahre voller Schwung. Möge ihr das Engagement für den FRANKENBUND auch in Zukunft viel Freude bereiten!

Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof leitete von 2006 bis 2012 als 1. Vorsitzende die FRANKENBUND- Gruppe Weißenburg und sitzt seither im Beirat der Gruppe. Bereits seit dem 84. Bundestag vom 12. Oktober 2013 in Bayreuth ist sie in der Nachfolge von Bfr. Hans Wörrlein (1932–2019) auch Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDES für Mittelfranken. Nachdem sie an der Abteilung Münchberg der Fachhochschule Coburg Textildesign studiert hatte, schloss sie ein Studium der Geschichte und Politologie an der FU-Berlin an. 1985 baute sie die Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken auf, die sie dann bis zum Jahr 2016 leitete, und veröffentlichte Beiträge über regionales Kleidungsverhalten und Textiltechniken im soziokulturellen Kontext.

Für den FRANKENBUND hat sie sich bereits mehrfach im Ausstellungswesen engagiert. So war sie 2017 für die sehr erfolgreiche Wanderausstellung „Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation“ verantwortlich. Auch unsere im vergangenen Jahr für das 100-jährige Jubiläum geplante Ausstellung „Franken um 1920“, die nun in diesem Jahr nachgeholt werden soll und die sie im Sonderheft 2020 der Zeitschrift *FRANKENLAND* ausführlich der Leserschaft präsentierte, wurde von ihr konzipiert und erarbeitet.

PAS

Der FRANKENBUND gratuliert Herrn Peter Wesselowsky zum 80. Geburtstag!

Am 25. Mai 2021 konnte der stellvertretende Bundesschatzmeister des FRANKENBUNDES, Bundesfreund Peter Wesselowsky aus Ochsenfurt, seinen 80. Geburtstag feiern. Aus diesem Anlass übermittelten ihm die gesamte Bundesleitung, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde die herzlichsten Glück- und Segenswünsche und hoffen, dass er sich noch viele Jahre bester Gesundheit erfreuen möge. Wir danken ihm herzlich für viele Jahre seines Einsatzes in unserer Vereinigung und wünschen ihm alles erdenklich Gute, vor allem noch viel Lebensfreude bei berechtigter Zufriedenheit über das Erreichte. Hoffentlich bleibt ihm – und damit uns im FRANKENBUND – sein jugendlich anmutendes Naturell noch lange erhalten!

Voll Dankbarkeit darf der FRANKENBUND auf Peter Wesselowskys Tätigkeit in unserer Vereinigung blicken: So führt er schon seit Januar 2007 die Gruppe Marktbreit–

Ochsenfurt mit ihren über 200 Mitgliedern erfolgreich als 1. Vorsitzender und zeichnete in diesem Zusammenhang auch für die gelungene Organisation des 90. Bundestag in Marktbreit am 19. Oktober 2019 verantwortlich. Seit dem 86. Bundestag, der am 19. September 2015 in Herzogenaurach abgehalten wurde, hat er auch im Gesamtbund Verantwortung übernommen und übt die wichtige Funktion des stellvertretenden Bundesschatzmeisters aus. Nicht ganz uneigennützig ist unser Wunsch, der Herrgott möge ihm noch lange die für diese Aufgabe nötige Kraft und recht viel Elan bei seinem Tun schenken.

Peter Wesselowskys berufliches Wirken stand jahrzehntelang ganz im Zeichen des Einsatzes für Ochsenfurt, dessen Bürgermeister er von 1984 bis 2008 war. Auch nach dem Beginn seines Ruhestandes blieb er noch bis 2018 der Kommune als ehrenamtlicher Stadtarchivar verbunden. Darüber hinaus engagierte er sich von 1978 bis 2020 als Kreisrat und im Würzburger Diözesanrat sowie beim Kreisverband des Bayerischen Roten Kreuzes.

PAS



Abb.: Bundesfreund Peter Wesselowsky auf dem Bundestag 2018 in Tauberbischofsheim.

Foto: Alois Hornung.

Helmut Flachenecker

Bildstöcke in Franken – ZOOM-Konferenz des FRANKENBUNDES am 24. April 2021

Bildstöcke gehören zur fränkischen Kulturlandschaft, die ihre christlichen Wurzeln auch in der Gegenwart nicht verbergen kann. Auch wenn natürlich nicht alle von ihnen bis heute überlebt haben und durch Raub bzw. Zerstörung nicht mehr vorhanden sind, so bilden sie doch einen grundlegenden Teil einer christlich geprägten Kulturlandschaft in den ursprünglich katholischen Gebieten Frankens. Flurkreuze am Wegesrand, kleine Kapellen in der Flur oder aufwendig gestaltete Kalvarienberge und Kreuzwege finden sich neben Bildstöcken bis heute. Damit entstand eine besondere christliche Kulturlandschaft, die nicht nur mit Kirchen und Kapellen, sondern auch mit religiösen Kleinkunstwerken, meist aus Stein, bisweilen auch aus Holz, die Landschaft geprägt hat. Das Fränkische Bildstockzentrum Egenhausen bei Werneck erzählt diese eindrucksvolle Geschichte.

Diesem Thema widmete sich am 24. April 2021 eine Veranstaltung unseres FRANKENBUNDES, die wegen der aktuellen Lage virtuell stattfinden musste. Dieses „neue“ Format wurde sehr gut angenommen, ca. 60 Personen hatten sich zugeschaltet. Drei Vorträge widmeten sich diesem Thema aus unterschiedlicher Perspektive: Die franken-



Foto: Winfried Habner/
Egenhausen.

weite Verbreitung von Bildstöcken, die ab dem Spätmittelalter fassbar sind, stand im Vortrag des Verfassers dieses Artikels im Mittelpunkt. Die Hauptthemen der Darstellungen waren die Passionsgeschichte Christi, die Verehrung der Dreifaltigkeit sowie die Darstellung unterschiedlicher Heiliger, vom Diözesanpatron Kilian bis zum Tierheiligen Wendelin. Der Würzburger Diözesankonservator Dr. Wolfgang Schneider behandelte an ausgewählten Beispielen die theologische Dimension der Bildprogramme. Die Bildstöcke hatten eine enorme öffentliche Relevanz, sowohl für die Stifter als auch für die Betrachter, die während ihrer Arbeit in der Landwirtschaft, auf Reisen wie auch auf Wallfahrten vor ihnen im Gebet verharren. Bildstöcke mit Verweisen auf die Vierzehn Nothelfer bzw. auf das Blutwunder von Walldürn sind häufig anzutreffen und markieren die Hauptrouten der jeweiligen Wallfahrten. Dr. Jochen Ramming, Chef von ‚FranKonzept‘, zeichnete die Entwicklung des Konzepts und der Gestaltung des Fränkischen Bildstockzentrums Egenhausen nach. Damit legte er einen Schwerpunkt auf die Bildstockpflege als Form der Wissensvermittlung.

Die christliche Prägung der Landschaft wird in der Gegenwart nicht immer gesehen und verstanden, aber sie ist ein Teil unserer Vergangenheit, unabhängig von unseren individuellen Haltungen zum Glauben. Die Kunstwerke sind häufig einfach, schlicht und unspektakulär – und doch haben sie das Leben der Vorfahren geprägt, wenn sie auf den Feldern Arbeiten gingen, wenn sie mit einer Prozession durch die Landschaft zogen oder wenn sie, aus welchen Gründen auch immer, unterwegs von einem Ort zum anderen waren. Überdies stehen sie noch heute – als Teil einer lokalen Identität!

Die Beiträge werden voraussichtlich im August 2021 im diesjährigen Sonderheft der Zeitschrift *FRANKENLAND* veröffentlicht. Die Mitglieder des FRANKENBUNDES erhalten das Heft wie üblich zugesandt. Nichtmitglieder können das Heft bei der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes gegen 5 Euro (zzgl. Versandkosten) erwerben. (Bestellung unter: Telefon 0931/ 5 67 12 // info@frankenbund.de).

Christina Bergerhausen

Weitere Informationen zum Thema: Bildstöcke in Franken

Fränkisches Bildstockzentrum Egenhausen

Das Fränkische Bildstockzentrum wurde 2010 im ehemaligen Schulhaus in Egenhausen, einem Ortsteil des unterfränkischen Markts Werneck, eröffnet. Es beherbergt einen Ausstellungsraum mit einer multimedial ausgestalteten Dauerausstellung zur Kulturge-

schichte der Bildstöcke in Franken bis in die heutige Zeit, eine Bildstockdatenbank mit rund 600 Exponaten aus der Gegend rund um Werneck und eine Fachbibliothek. Mit seinem innovativen, von ‚FranKonzept‘ entwickelten Ausstellungskonzept wird es seinem Anspruch gerecht, ein Informations-, Kompetenz- und Erlebniszentrum zu sein.

Eingerichtet wurde es mit dem Ziel, „*das Bewusstsein für einen verantwortungsvollen Umgang mit dem kulturellen Erbe zu wecken und einen Beitrag zur Erhaltung und Entwicklung der fränkischen Bildstocklandschaft zu leisten*“ (Ausstellungsbegleiter, S. 2). Folgerichtig ist das Bildstockzentrum Ausgangspunkt für Touren zu Fuß oder mit dem Fahrrad auf ausgewiesenen Bildstockwanderwegen. Wer das Zentrum aufsucht, hat die Gelegenheit, sich dem Bildstockthema mit allen Sinnen zu nähern.

Weitere Informationen gibt es im Netz unter: www.bildstockzentrum.de.

Reguläre Öffnungszeiten:

Ostersonntag bis Allerheiligen: sonn- und feiertags, 11 bis 17 Uhr,
Gruppenführungen nach Vereinbarung auch außerhalb der Öffnungszeiten.
Zusätzliche Öffnung bei Veranstaltungen nach Vorankündigung.

Aktuelle Öffnungszeiten und derzeit geltende Regeln für den Museumsbetrieb erhalten Sie hier:

Kontakt:

Fränkisches Bildstockzentrum Egenhausen
St.-Johannes-Straße 73
97440 Werneck/Egenhausen
Telefon (Führungen): 09722/ 2262
Telefax: 09722/ 2231

Ausstellungsbegleiter



(Foto: Chr. Bergerhausen)

Zu beziehen ist das Heft für 2,50 Euro zzgl. Versand (1,55 Euro Porto) über den Markt Werneck
Balthasar-Neumann-Platz 8
97440 Werneck
Telefon 09722/ 2262

Nähtere Informationen bietet eine Broschüre des Bildstockzentrums, das sich bescheiden „Ausstellungsbegleiter“ nennt, aber viel mehr ist. Auf wenigen, ansprechend gestalteten Seiten zeichnet dieses Heft die Geschichte der Bildstöcke in Franken vom Mittelalter bis zur Gegenwart nach und erläutert deren unterschiedliche Funktionen im Laufe der Jahrhunderte. Weitere Themen sind Herstellung und Erhaltung dieser steinernen Zeugnisse, die die fränkische Landschaft bis heute prägen.

Broschüre: Franken – Bildstöcke und Kapellen. Grundsätze der Gestaltung des Umfeldes

In den letzten Jahren hat das Interesse am Erhalt und an der Pflege der Bildstöcke in der Bevölkerung spürbar zugenommen; sie werden wieder bewusster als ein Markenzeichen Frankens wahrgenommen. So sind in fränkischen Dörfern vermehrt Bildstöcke zu sehen, die liebevoll mit Blumen geschmückt sind und deren Umfeld sorgfältig auf den Bildstock abgestimmt ist. Hierzu gibt es einen Ratgeber, der auf 21 Seiten Gestaltungsregeln und Ratschläge für die Bepflanzung gibt;

Information und Kontakt zur Bestellung der Broschüre:

Bezirksverband Unterfranken für Gartenbau und Landespflege Unterfranken e.V.,

Frau Christine Bender

Mainbernheimer Straße 103

97318 Kitzingen

Telefon: 09321/ 3009 1423,

christine.bender@aelf-kt.bayern.de

oder

Bistum Würzburg: Diözesanumweltbeauftragter Christof Gawronski

Kürschnerhof 2

97070 Würzburg

Telefon 0931/386-65 130,

umweltbeauftragter@bistum-wuerzburg.de.

Peter A. Süß

**Bericht über den 9. Fränkischen Thementag:
„Bildstöcke in Franken“**

Bereits für das vergangene Jahr hatte der FRANKENBUND seinen alljährlich üblichen Thementag geplant. „Bildstöcke in Franken“ sollte 2020 das Thema sein. Leider hatte die Corona-Pandemie damals aber seine Durchführung verhindert. Daraufhin in das Jahr 2021 verschoben, machte uns bedauerlicheweise auch heuer Corona einen Strich durch die Rechnung: War der 9. Thementag, um eventuelle Ansteckungsgefahren zu minimieren, zunächst für den 24. April schon reduziert als Wanderung auf dem Bildstockweg rund um Egenhausen/Werneck mit Fachreferenten und Praktikern vorgesehen gewesen, so ließ er sich schließlich wegen der Inzidenzzahlen selbst durch das Ausweichen an die frische Luft nicht ermöglichen. Vielmehr beschritt der FRANKENBUND den neuen, digitalen Weg einer etwa zweieinhalbstündigen, kostenlosen ZOOM-Konferenz, die von über 60 Interessenten besucht wurde. Die erfreulich hohe Zahl an Teilnehmern verrät, dass das Thema auf allgemeines Interesse stößt und viele Bundesfreunde anspricht. Nicht zuletzt lässt auch ein Blick auf die Aktivitäten einzelner FRANKENBUND-Gruppen erkennen, dass viele Frankenbündler sich dem Erhalt dieses Kulturguts widmen.

Denn die zahlreichen Bildstöcke unserer Gegend sind Stein gewordene Glaubensspuren in Franken, die bemerkenswerterweise aber nicht nur in katholisch geprägten Landstrichen zu finden sind. Mancherorts erfreuen sie sich eines guten Erhaltungszustands, sind jedoch andererseits häufig bereits verwittert. Außerdem ist es mittlerweile vielfach nötig, ihre zur Dekoration verwendeten christlichen Motive den Betrachtern zu erläutern, weil es vielen in unserer eher säkular geprägten Zeit oft schwer fällt, deren religiöse Bedeutung zu entschlüsseln.

Ab 10 Uhr am Vormittag des 24. April 2021 bot unsere Veranstaltung in vier längeren Beiträgen Hintergrundinformationen und Verständnishilfen von Fachleuten zur Ausdeutung der Darstellung auf Bildstöcken und darüber hinaus auch praktische Hilfe zum rechten Umgang mit Kleindenkmälern. Die wissenschaftliche Tagungsleitung lag in den bewährten Händen von Prof. Dr. Helmut Flachenecker, dem Lehrstuhlinhaber für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg, der zu Beginn des Treffens die virtuellen Tagungsteilnehmer zusammen mit dem Hausherrn des Bildstockzentrums Egenhausen, Herrn Bernd Göbel, zugleich dem 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins Markt Werneck e.V., begrüßte.

Darauf folgten im Halbstundentakt zwei Grundsatzreferate und zwei an der Praxis orientierte Themenvorträge. Zu Beginn beleuchtete Professor Flachenecker Bildstöcke als Ausdruck einer christlichen Kulturlandschaft und deren Bedeutung, wohingegen es im anschließenden Vortrag Dr. Wolfgang Schneiders, Diözesankonservator im Bistum Würzburg, um Bildstöcke als Zeugnisse gelebter Frömmigkeit und ihre Aussagekraft ging. Im folgenden Teil mit größerem Praxisbezug befasste sich zunächst Dr. Joachim Ramming vom Kulturbüro „FranKonzept“, das vor einigen Jahren für die Entwicklung des Konzepts und die Gestaltung des Bildstockzentrums Egenhausen verantwortlich gezeichnet hatte, mit dem Aspekt der Bildstockpflege durch Wissensvermittlung vor Ort, wobei sich dies sehr gut am Beispiel des Bildstockzentrums veranschaulichen ließ. Zum Schluss des Vortragsreigens stand die Fragestellung des fachgerechten konservatorischen Umgangs mit Bildstöcken im Blickpunkt der Ausführungen von Herrn Christoph Sabatzki. Der Diplom-Restaurator beim Fachbereich Stein / Praktische Denkmalpflege des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Schloss Seehof erläuterte, wie Steindenkmäler die notwendige Pflege erfahren können und ihre Erhaltung vor Ort möglich ist.

Die Leser der Zeitschrift *FRANKENLAND* dürfen sich schon darauf freuen, die Vorträge des virtuellen 9. Fränkischen Thementags demnächst im Sommer dieses Jahres in einem Sonderheft nachlesen zu können, sofern die Referenten der Schriftleitung ihre Manuskripte rechtzeitig zuleiten werden. Ganz besonders sei an dieser Stelle dem Bezirksvorsitzenden des FRANKENBUNDES für Unterfranken, Herrn Professor Flachenecker, der die Tagung zusammen mit der Bundesgeschäftsstelle hervorragend organisiert hatte, herzlich gedankt. Er hat sich dieser besonderen, den ungewöhnlichen Umständen geschuldeten Herausforderung gestellt und sie zusammen mit einer seiner Mitarbeiterinnen an der Universität Würzburg, die während der Veranstaltung dem FRANKENBUND als Medienbetreuerin hilfreich zur Seite stand, erfolgreich in die Tat umgesetzt. Auch wenn wir für die Zukunft selbstverständlich wieder auf persönliche Treffen bei den Thementagen hoffen, hat uns das diesjährige Erlebnis jedenfalls gezeigt, dass in puncto Veranstaltungsangebote neue Formate durchaus ebenso zielführend sein können.

Evelyn Gillmeister-Geisenhof

**Franken um 1920 –
Eine Wanderausstellung des FRANKENBUNDES e. V.**
6. August bis 10. Oktober 2021 im *Museum für Franken*/Würzburg



Ausstellungsplakat: E. Bala/Nürnberg.

Das Leben in Franken um 1920 war durch den Ersten Weltkrieg und dessen Folgen geprägt. Gegensätze bestimmten das politische wie auch das Alltagsleben; Kunst und Kultur machen diesen inneren und äußeren Zwiespalt sichtbar.

Am 11. Oktober 1920 wurde in Würzburg, in einer Zeit der Unsicherheit und der Sehnsucht nach Normalität, der FRANKENBUND gegründet. Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums und zum Verständnis dieses Gründungsvorgangs zeigt der FRANKENBUND seine Ausstellung „Franken um 1920“. Schlaglichter aus dem kulturellen Leben stellen in Abhängigkeit zur politischen Situation und sozialen Lage die Zeit vor hundert Jahren dar. Szenische Darstellungen, Abbildungen und Texte aus den Bereichen Theater, Lyrik, Literatur, Musik, bildende Kunst, Architektur und Kleidung geben einen kleinen Einblick in das Alltagsleben in Franken.



*Ausschnitt aus dem Raummodul: Kleidung um 1920. Gestaltung und Durchführung:
E. Gillmeister-Geisenhof;*
Foto: E. Gillmeister-Geisenhof.

Raummodule vergegenwärtigen vor allem mit nachgestellten Ereignissen, Aufführungen, Vorlagen aus Literatur, Zeitungsartikeln und Archivalien die Lebenssituation der fränkischen Bevölkerung um 1920. Die meisten kulturellen Darbietungen fanden in den größeren Städten Frankens wie Nürnberg, Würzburg, Bamberg etc. statt und verbreiteten sich von dort oft zögerlich in die Kleinstädte und ländlichen Gebiete.

Weitere Themen werden in der Ausstellung die Wohnungs- und Versorgungsnot, Gebrauchsmusik, aber auch das Tonkünstlerfest in Nürnberg und die große Kunstausstellung in Würzburg von 1920 sein. Den Abschluss der Ausstellung bilden die Gründung des FRANKENBUNDES im „Franziskaner“ in Würzburg und seine sehr schnelle Verbreitung in Franken.

Kuratorin der Ausstellung ist Frau Gillmeister-Geisenhof/Weißenburg i.Bay. im Auftrag des FRANKENBUNDES.

Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* am 6. August 2021 im Museum für Franken/Würzburg

Am Freitag, den 6. August 2021, kann der FRANKENBUND endlich seine Ausstellung: *Franken um 1920* in der Öffentlichkeit zeigen. Die Ausstellung wurde zum hundertjährigen Bestehen des FRANKENBUNDES konzipiert und vermittelt in ausgewählten Themenblöcken die Zeit um 1920 in Franken. Kuratorin unserer Ausstellung ist Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Bezirksvorsitzende für Mittelfranken in der Bundesleitung des FRANKENBUNDES.

Die Eröffnung findet im Rahmen der Veranstaltung „Sommernachtstraum – Die Roaring Twenties“ statt und wird vom *Museum für Franken* in Kooperation mit den *Freunden mainfränkischer Kunst und Geschichte* durchgeführt. Geplant ist die Veranstaltung draußen vor dem Museum als Stehempfang mit Musik und Verpflegung mit max. 100 Gästen. Die Teilnahme ist kostenlos, aber nur nach vorheriger telefonischer Anmeldung möglich. Es zählt die Reihenfolge der Anmeldung.

Die Veranstaltung beginnt um 18 Uhr mit einem halbstündigen Programm; anschließend ist Geselligkeit angesagt bei Musik und einem Glas Wein; Frau Gillmeister-Geisenhof führt halbstündlich durch unsere Ausstellung.

Die Infos für Ihre Teilnahme in Kürze:

Termin: Freitag, 6. August 2021

Ort: draußen vor dem *Museum für Franken* auf der Festung Marienberg/Würzburg

Beginn: 18 Uhr

Anmeldung: nur telefonische Anmeldung im Museum unter Telefon 0931/ 20 59 40

Teilnehmerzahl: max. 100 Personen

Parkmöglichkeit: ausgeschilderter, kostenpflichtiger Parkplatz unterhalb der Festung, von dort ca. 5 min Fußweg zum Museum

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Bamberg Andreas Starke zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	147
Grußwort des Landrats des Kreises Bamberg Johann Kalb zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	148
Geschichte	
<i>Annette Schäfer</i>	
Von der Königsstraße zum Frankenschnellweg – Verkehrswege im Regnitztal	149
<i>Annette Schäfer</i>	
Mauritia von Pflummern – Wohltäterin und ‚Kirchenpatronin‘	165
<i>Laura Ennes/Elisabeth Porsch</i>	
Zwei jüdische Familien in Bamberg: Tilly Viktoria Rehbock – Max Wiesenfelder	180
Kunst	
<i>Klaus Kastner</i>	
Das Multitalent E.T.A. Hoffmann – Jurist, Dichter, Musiker, Theaterregisseur – und seine Bamberger Zeit.	195
Kultur	
<i>Harald Wentzlaff-Eggebert</i>	
Gedicht auf Bamberg	210
Aktuelles	
<i>Bettina Wagner</i>	
Joseph Heller und die Kunst des Sammelns – Eine Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg	212
Bücher zu fränkischen Themen	
Hinweis zu Buchbesprechungen	179
Frankenbund intern	
Franken um 1920 – die Jubiläumsausstellung des Frankenbundes e. V. zum 100jährigen Bestehen	214
<i>Matthias Stickler</i>	
Jubiläumsausstellung des FRANKENBUNDES im Museum für Franken eröffnet!	215
Festakt zum 100jährigen Bestehen des Frankenbundes	216
Einladung zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	217
<i>Elisabeth Porsch</i>	
Die Gruppe Bamberg des FRANKENBUNDES	218

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Laura Ennes

Abiturientin des Jg. 2021 am Eichendorff-Gymnasium Bamberg
Höhenweg 3, 96135 Stegaurach
laura.abi@t-online.de

Prof. Dr. iur. Klaus Kastner

Präsident des Landgerichts Nürnberg-Fürth i.R.
Honorarprofessor an der Universität Erlangen-Nürnberg
Jean-Inselsberger-Straße 13, 90473 Nürnberg
kue.kastner@gmx.de

Elisabeth Porsch

Diplombibliothekarin, Schriftführerin der Frankenbund-Gruppe Bamberg
Kesslerstraße 17, 96047 Bamberg
ElisabethPorsch@t-online.de

Annette Schäfer M.A.

Kultur-/Schlossverwaltung der Gemeinde Hirschaid
Neugartenstraße 15, 96114 Hirschaid
annette.schaefer@heimatpfleger.bayern

Prof. Dr. Matthias Stickler

apl. Prof. am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Würzburg,
Studiengangkoordinator der Philosophischen Fakultät, 1. Vorsitzender der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte
Am Hubland, 97074 Würzburg
vorstand1@freunde-mainfranken.de

Prof. Dr. Bettina Wagner

Bibliotheksdirektorin der Staatsbibliothek Bamberg
Neue Residenz, Domplatz 8, 96049 Bamberg
bettina.wagner@staatsbibliothek-bamberg.de

Prof. Dr. Harald Wentzlaff-Eggebert

Professor für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Jena i.R.
Rathsberger Steige 12, 91088 Bubenreuth
harald@wentzlaff-eggebert.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

DER OBERBÜRGERMEISTER DER STADT BAMBERG



G r u ß w o r t

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Fränkinnen und Franken,
verehrte Leserinnen und Leser der
Zeitschrift *Frankenland*,

der Franke an sich ist herzlich, polyglott
und sehr humorvoll. Er liebt sein Land
und verteidigt es mit jeder Faser seines
rot-weißen, fränkischen Herzens.

Sozusagen einer der „Dachverbände“ der
fränkischen Kulturpflege ist der Franken-
bund. Er hat sich vor hundert Jahren (plus
eines) ganz der Pflege des fränkischen Er-
bes und der Förderung der fränkischen Le-
bensart verschrieben. Gründungsort war
Würzburg, doch sein Gründer, Dr. Peter
Schneider, war Bamberger. In Bamberg,
einer der Perlen der fränkischen Kultur-
landschaft, findet dieses Jahr der 91. Bun-
destag des Frankenbundes statt. Geschich-
te, Kunst und Kultur, Literatur und Mu-
sik, Volkskunde und Architektur, Natur,
Umwelt und Landeskunde standen und
stehen auf der Agenda des Frankenbundes.
In Vorträgen, Exkursionen, Kulturreisen,
Thementagen und der Zeitschrift *Franken-
land* spannen er und seine Mitglieder den
Bogen über die Fülle fränkischen Lebens
in Vergangenheit und Gegenwart. Die Ge-
schichte des Frankenbundes ist zudem eine
echt fränkische Erfolgsgeschichte! Denn
derzeit zählt der Frankenbund mehr als
6.500 Mitglieder, die sich in örtlichen Ver-
einen und Gruppen zusammengeschlossen
haben.

Ich freue mich, dass der 91. Bundestag
des Frankenbundes in Bamberg stattfin-



den kann und wünsche der Veranstaltung
einen erfolgreichen Verlauf. Überdies wür-
de ich mich freuen, wenn Ihnen trotz inten-
siver Gespräche und eines engagierten
Tagungsprogramms genügend Zeit bliebe,
die fränkische Kultur der Stadt Bamberg
ganz genau zu erkunden. Glauben Sie mir:
Es lohnt sich!

Herzlichst
Ihr

Andreas Starke
Oberbürgermeister der Stadt Bamberg

DER LANDRAT DES LANDKREISES BAMBERG



Grußwort

Liebe Mitglieder des Frankenbundes, liebe Freunde der fränkischen Kultur, verehrte Leserinnen und Leser der Zeitschrift *Frankenland*,

„*In die Vergangenheit schau'n,
heißt für die Zukunft bau'n!*“

Diesen sehr treffenden Gedanken des österreichischen Schriftstellers Wolfgang Madjera möchte ich gerne zur Jubiläumsfeier des Frankenbundes aufgreifen. Wer mehr als ein Jahrhundert mit der außergewöhn-



lichen Leidenschaft der Mitglieder und Freunde des Frankenbundes Kulturarbeit in und für ganz Franken leistet, der prägt damit auch unsere traditionsreiche fränkische Heimat. Das verdient höchste Anerkennung und größten Respekt.

Die Tatsache, dass mit Dr. Peter Schnei-der ein Bamberger Gründervater des Frankenbundes war und seine Nachfahren an der Regnitz ihm heute an Engagement in nichts nachstehen, dokumentiert das ausgeprägte Interesse auch der Bamberger an der Bewahrung der Geschichte und an der Gestaltung der eigenen Zukunft.

Der Frankenbund leistet einen wichtigen Beitrag, in einer zunehmend globalisierten Welt die eigene Identität zu bewahren. So bunt unser Frankenland ist, so vielfältig gestaltet der Frankenbund mit seinen über 6.500 Mitgliedern sein Wirken in Kunst und Kultur, Literatur und Musik, Volkskunde und Architektur, in unserer unverwechselbaren Natur, in Umwelt und Landeskunde bis hin zur Mundart.

Ich freue mich sehr, dass der Frankenbund den 91. Bundestag im 101. Jahr seiner Existenz im Geburtsort seines Gründers feiert. Gerne sind wir als Landkreis Gastgeber für die Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege. Ich wünsche der Veranstaltung viel Erfolg und hoffe, dass die Teilnehmer auch die Gelegenheit haben, ihre Eindrücke vom nach meiner festen Überzeugung schönen Landkreis der Welt zu vertiefen.

Herzlichst

Ihr

Johann Kalb
Landrat des Landkreises Bamberg

Annette Schäfer

Von der Königsstraße zum Frankenschnellweg – Verkehrswege im Regnitztal

Wer heute im Regnitztal unterwegs ist, durchmisst diese Tallandschaft zwischen Nürnberg und Bamberg in etwa einer Stunde mit dem Auto oder der Bahn. Wer allerdings in den früheren Jahrhunderten denselben Weg zurücklegen wollte, brauchte dazu wesentlich länger. Seit 2000 Jahren ist Verkehr in welcher Form auch immer hier nachzuweisen. Er manifestiert sich in archäologischen Funden, Berichten und Landkarten. Vom Reisen, dem Zurücklegen von Wegstrecken unterschiedlichster Bauart zu unterschiedlichsten Zwecken und mit unterschiedlichsten Fortbewegungsmitteln soll im Folgenden die Rede sein.

Der Fluss Regnitz entsteht in Fürth durch den Zusammenfluss der Pegnitz und der Rednitz. Der Verlauf der Regnitz führt sie vom heutigen Ballungszentrum Nürnberg-Fürth-Erlangen als Trennungslinie zwischen dem Steigerwald im Westen und den Erhebungen der Fränkischen Schweiz im Osten an malerischen Dörfern und fruchtbaren Anbaugebieten vorbei bis zur Bischofsstadt Bamberg, wo sie in den Main mündet. Das günstige Klima des Tales und seine Lage als Verbindungsstück zwischen anschließenden Flusstäler im Süden und Norden machen das Regnitztal zu einem optimalen Siedlungsgebiet für die den Raum seit der letzten Eiszeit durchziehenden steinzeitlichen Menschengruppen. Reiche Bestände an archäologischen Funden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit bezeugen dauer-

hafte Ansiedlungen. Hinter so bedeutenden westoberfränkischen Fundplätzen wie der Heunischenburg bei Kronach oder dem Staffelberg stehen auch die überkommenen Siedlungsstätten des Regnitztales nicht zurück. Die Ehrenbürg bei Forchheim, im Volksmund „Walberla“ genannt, und die Friesener Warte östlich von Hirschaid gehören mit zu den ältesten Siedlungslandschaften Oberfrankens und sind ein Beweis für die Bedeutung des Regnitztales als Durchzugsgebiet. Die Friesener Warte wurde als Fliehburg ausgebaut, um den Bewohnern der Latène-zeitlichen Siedlung im Tal Zuflucht zu bieten. Vor allem aus eben jener Siedlung bei Altendorf haben sich zahlreiche Fundstücke und Grabsäten erhalten, die auf eine stattliche Anzahl von Bewohnern und deren hochentwickeltes handwerkliches Können verweisen. Die Fliehburg auf der Friesener Warte kann durch einen Abschnittswall und eine durch Ausgrabung nachgewiesene Pfostenschlitzmauer belegt werden.¹

Zwar lagen alle Teile Oberfrankens außerhalb des Einflussbereiches des Römischen Imperiums, doch die Germanen schienen sich mancherorts auf den Schwerpunkten der keltischen Siedlungen niedergelassen und Handelsbeziehungen zu den Römern aufgenommen zu haben. In Altendorf folgten germanische Grabsäten auf die bereits vorhandenen keltischen. Die Funde dort weisen auf eine mehr als 400jährige germanische Besiedlung hin.² Außerdem zeugen römische Kunsthandsgegenstände von regem Austausch mit den römischen Nachbarn.

Ein besonderes Fundstück soll die Bedeutung dieses Siedlungsplatzes belegen: Dabei handelt es sich um eine kleine römische Bronzeplastik, die einen Geißbock (Abb. 1) darstellt. Sie lässt sich in die römische Kaiserzeit datieren und stammt aus der germanischen Siedlung vor Ort.³ Sie kann als Beweis dafür dienen, dass reger Handel mit den Römern getrieben wurde, obwohl deren Einflussgebiet eigentlich am wesentlich südlicher gelegenen Limes endete.

Nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums verschwanden viele Grenzen im heutigen Europa. Das frühe Mittelalter war eine Zeit massiver Bewegungen ganzer Völker. Landschaften wurden besiedelt und neu aufgeteilt. In manchen Gegenden lassen sich diese Landnahmen bis heute in der Kulturlandschaft und der Siedlungsstruktur ablesen. Dies ist auch im Regnitztal der Fall. Thüringer und Alemannen, slawische Wenden und Sorben drangen im 5. und 6. Jahrhundert in die Region ein und gründeten Siedlungen. In der Folgezeit versuchten die Franken, ihr Reich von Westen aus planmäßig nach Osten zu erweitern.

Die Herrschaft der Franken wurde ab dem 8. Jahrhundert vor allem durch den steigenden Einfluss fränkischer Adeliger auf die Dörfer ausgebaut. Bei der Aufteilung des Frankenreiches in Gau, die von Grafen im Auftrag des Königs regiert wurden, stießen im Raum Bamberg Volkfeldgau, Grabfeldgau und – wir erkennen es an der Namensgebung – Radenzgau aneinander.

Nach der Herrschaftsübernahme durch Karl den Großen geriet das Regnitztal ins Blickfeld des Machtausbaues. So lag der bedeutende Königshof Hallstadt am Schnittpunkt mehrerer Fernstraßen, von denen eine durch das Regnitztal nach Süden ver-



Abb. 1: Ziegenbock (Replik), Museen Hirschaid.
Foto: Annette Schäfer.

lief. Sie führte auch am 805 erstmals urkundlich erwähnten Königshof Forchheim vorbei. Mit dem „Diedenhofener Capitular“⁴ einer Urkunde Karls des Großen vom 24. Dezember 805, begann die schriftlich nachweisbare Entwicklung des Regnitztales zum bedeutenden Handelsweg. Dieses Schriftstück legte die Aufsicht über verschiedene Handelsplätze fest, wo bei die Orte Hallstadt und Forchheim im selben Zusammenhang wie Erfurt und Regensburg genannt wurden. Dies ist ein deutlicher Hinweis auf die durch das Regnitztal verlaufende Achse Erfurt–Regensburg. Der Text des Diedenhofener Capitulars erwähnt ausdrücklich den Handel mit Slawen und Avaren, die in der Region ansässig waren. Der Königshof Forchheim, der für die Beherbergung des Königs mitsamt seinem Gefolge ausgestattet sein musste, war außerdem nicht nur ein Zentrum der Repräsentation, der Verwal-

tung und des Handels, sondern auch ein wichtiger Ausgangspunkt für die planmäßige Erschließung der höher gelegenen Regionen der Frankenalb.⁵

Das ab der Machtübernahme Karls des Großen entstehende fränkische Königreich dehnte sich über das gesamte heutige Westeuropa aus und umfasste damit eine kaum überschaubare Landmenge, deren Grenzen häufigen Veränderungen unterlagen. Wie aber war ein Herrscher in der Lage, seine Macht über dieses komplexe Gebilde auszuüben? Zwar kümmerten sich in allen Regionen Adelige um die grundsätzliche Verwaltung, doch mussten bestimmte Regierungsakte vom König selbst übernommen werden. Seit dem frühen Mittelalter hatte sich daher mit dem Reisekönigtum eine Regierungsform entwickelt, die bis weit nach der ersten Jahrtausendwende Bestand haben sollte.

Die Könige und Kaiser des deutschen Reiches übten ihren Beruf quasi im Umherziehen aus. Sie mussten jeweils vor Ort in eigener Person zu Gericht sitzen, Entscheidungen fällen, Landstreitigkeiten klären und Urkunden unterzeichnen. Einen zentralen Herrschaftssitz, vielleicht eine repräsentative Burg oder eine wehrhafte Hauptstadt, gab es nicht. Stattdessen nutzte man zahlreiche Orte, an denen der Tross des Königs beherbergt wurde. Nur einige wenige Tage blieb der Tross an einem Ort, dann wurde wieder eingepackt, die Pferde wurden gesattelt, die Wagen beladen, und weiter ging es über matschige, zerfurchte Wege zum nächsten Königshof. Nur an bestimmten Orten war man überhaupt in der Lage, den Hof von vielleicht 200 bis 1.000 Personen über längere Zeit aufzunehmen.

Diese „Pfalzen“ genannten Orte wurden im Laufe des Mittelalters immer weiter ausgebaut, wofür hier beispielsweise

Aachen, Gelnhausen oder Tilleda erwähnt seien. Es mussten zur Versorgung des Königshofes gewaltige Ressourcen vorhanden sein, denn ein Königstross verbrauchte immense Mengen an Nahrung und Material.

Wie muss man sich nun eine Straße vorstellen, auf der damals Könige zogen? Ganz sicher muss man sich von heutigen Vorstellungen mit befestigten Oberflächen verabschieden. Selbst eine Königsstraße, also eine „via regia“ war bloß ein unbefestigter Weg, dessen Furchen sich mit jedem darüberfahrenden Fuhrwerk weiter eintiefen. Bei starken Regenfällen konnte eine Straße so stark verschlammen, dass man sich notgedrungen eine Ausweichtrasse, vielleicht ein paar Meter daneben, suchte. Immer wieder ist zu beobachten, dass noch heute erhaltene Altstraßen an manchen Stellen Parallelwege und manchmal richtige Wegebündel aufweisen.

Betrachten wir für einen Blick auf die praktizierte Bürokratie der mittelalterlichen Reisekönige das Beispiel Hirschaid einmal näher. Am 14. November des Jahres 1079 wurde dort eine Urkunde (Abb. 2) unterzeichnet, in der König Heinrich IV., zwei Jahre nach seinem „Gang nach Canossa“, einem Ministerialen namens Ebbo „vier Huben Land im Dorfe Dieprehedorf im Nordgau“ übertrug. Der Inhalt dieser Urkunde, nämlich die offizielle Übertragung von Grundbesitz, hat nichts mit dem Ausstellungsort Hirschaid zu tun, denn das betreffende Land in Diepersdorf liegt im heutigen Stadtgebiet von Leinburg, Kreis Nürnberg-Land. Bei genauerem Hinsehen können wir aber feststellen, dass diese Urkunde ein Schriftstück ist, das ganz an die Verwaltungsgegebenheiten des 11. Jahrhunderts angepasst ist.

Der Schreiber der Urkunde war laut Quellenanalyse ein gewisser Adalbero, der den Text von Gebhard, dem Bischof von

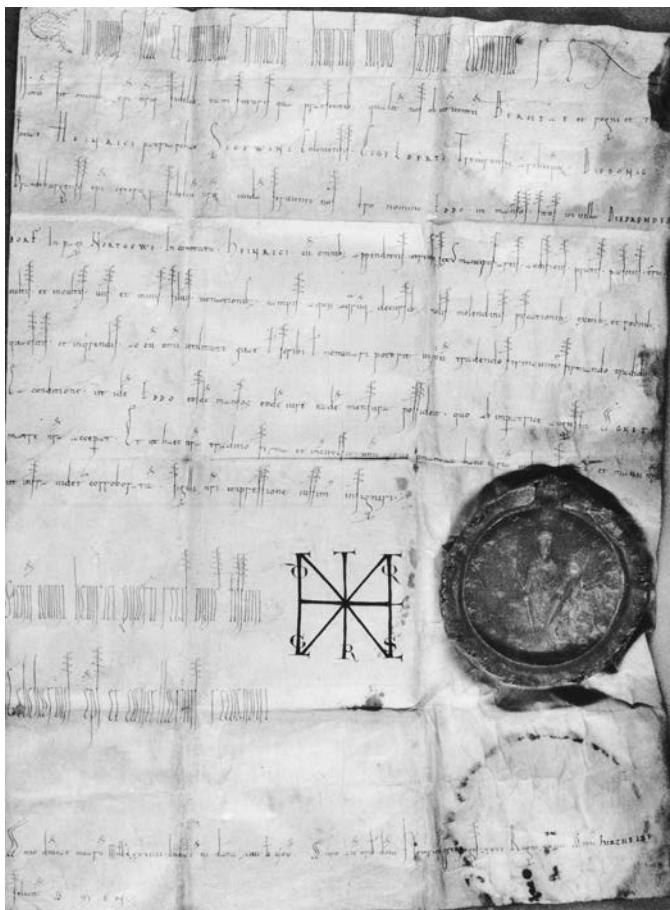


Abb. 2: Urkunde Heinrichs IV. aus dem Jahr 1079.
Foto: Staatsarchiv Bamberg;
Bamberger Urkunde 141
(ex Kaiserselekt 429).

Prag, diktiert bekam. Dieser Bischof Gebhard war seit 1077 Kanzler König Heinrichs und damit befugt, Urkunden selbstständig zu verfassen.⁷ Offensichtlich war also in irgendeiner Kanzlei irgendeines nicht näher bekannten Königshofes diese Urkunde aufgrund eines Antrages oder einer persönlichen Vorsprache im Vorfeld ausgestellt worden. Im Verlauf der Reise, die Heinrich mitsamt seinem Hofstaat im November 1079 in Richtung Regensburg unternahm, wurde dann ein Treffen mit dem in der Urkunde begünstigten Ebbo arrangiert. Genau dieses Treffen fand – aus

welchen Gründen auch immer – in Hirschaid statt, wo Heinrich in einem offiziellen Verwaltungsakt das Schriftstück unterzeichnete.

Am Fuße der Urkunde finden wir den Vermerk „*actu[m] HIRZHEIDE*“ und das Datum. Es ist auf den ersten Blick festzustellen, dass der Name „*hirzheide*“ von anderer Hand und in anderer Schrift eingefügt ist als der Rest der Urkunde. Warum König und Untertan ausgerechnet in Hirschaid aufeinandertrafen, wie Hirschaid damals aussah und ob das Dorf zu dieser Zeit gar in der Lage war, den

Königstross über mehrere Tage zu beherbergen, wissen wir nicht. Wir haben aber einen eindrücklichen Nachweis der Effizienz, mit der ein Reich unter einem umherziehenden Souverän verwaltet wurde.

Durch die Itinerare der Reisekönige⁸ und -Kaiser konnten wir feststellen, dass das Regnitztal im hohen Mittelalter ein aufgrund seiner Topographie begünstigter Reiseweg der Herrscher war. Im weiteren Verlauf des Mittelalters verlor das Reisekönigtum aber an Bedeutung. Durch Landesteilungen unter gleichberechtigten Söhnen und Eheschließungen wurde das einstmal nahezu unüberschaubare Reich im Laufe der Jahrhunderte in einzelne Herrschaftsgebiete aufgeteilt. Ein umherziehender König war irgendwann nicht mehr nötig, weswegen dann auch die Pfalzen nicht mehr gebraucht wurden. Die Könige bestimmten nun eine bevorzugte Burg oder Stadt und blieben dort. Die Wege aber, auf denen die Könige gezogen waren, behielten ihre Bedeutung, denn wo schon im Gefolge der Königstrosse Handel betrieben wurde, hatte sich eine entsprechende Infrastruktur herausgebildet.

Bereits im Jahr 1007 hatte Heinrich II. in Bamberg ein eigenes Bistum errichtet und so den Zusammenfluss von Main und Regnitz als Schnittpunkt zweier Verkehrswägen aufgewertet. Gleichzeitig verlor Forchheim seine Bedeutung als Königshof und fiel 1062 an das Bistum Bamberg. Weiter südlich hingegen entwickelte sich Nürnberg zu einem neuen Machtzentrum. Als im Jahr 1163 Kaiser Friedrich Barbarossa den Städten Bamberg und Nürnberg Zollfreiheit zusprach, wurde der Warenverkehr – natürlich auch zwischen den beiden Städten – erheblich erleichtert. Im Zuge der Entwicklung eigenständiger Territorien wurde das Bistum Bamberg im Jahr 1347 zum souveränen Hochstift und Nürnberg

durch die Unabhängigkeitsbestrebungen seiner selbstbewussten Bürgerschaft 1355 zur reichsunmittelbaren Stadt. In der Zeitspanne zwischen etwa 1250 und 1500 entwickelten sich in Franken zusätzlich zahlreiche kleinere Landstädte und Märkte mit eigenen Markt- und Zollrechten.

Das späte Mittelalter und die Frühe Neuzeit waren die Phasen der erstarkenden Bürgerschaften, der Entwicklung bürgerlicher Infrastruktur und des Aufkommens von Handelsgesellschaften. Zu den bekanntesten Handelsorganisationen jener Zeit gehört sicherlich die Hanse. Die Hanse operierte nicht nur in Norddeutschland und dem Nord- und Ostseegebiet, sondern hatte ein weit verzweigtes Handelsnetz quer durch Europa bis in den Orient gespannt.⁹ Das System der Hanse reichte von Lissabon bis Nowgorod, von Mittelitalien bis nach England. Eine ihrer Handelsrouten verlief auch durch das Regnitztal,¹⁰ da die Verbindungsachse zwischen den Städten Bamberg und Nürnberg den Hauptweg für alle Waren und Personen bildete, die aus Südosteuropa in Richtung Ostsee unterwegs waren. Die Palette der transportierten Waren und Güter war u.a. mit Wein, Salz, Tuch oder Gewürzen so vielfältig wie ihre Herkunfts- und Bestimmungsorte. Natürlich gab es auch in der Region selbst eine Reihe von Erzeugnissen, die exportiert wurden. Ein kleiner Ausblick in die Zeit um 1800 zeigt, dass eine echte Bamberger Spezialität, nämlich das Süßholz, in Mengen von vielen hundert Zentnern in alle Teile Europas ausgeführt wurde.¹¹

Als bedeutende Quellen für den Verlauf von Handels- und Reiserouten um 1500 dienen zwei Landkarten, die Erhard Etzlaub in dieser Zeit anfertigte. Die eine entstand als Romweg-Karte¹² für das Heilige

Jahr 1500, die andere zeigte die europäischen Landstraßen des Jahres 1501. Diese Karten dürfen als erste Straßenkarten der modernen Kartographie gelten, da sie ein Entfernungs-Messsystem anzeigen. Punkte zwischen den eingezeichneten Orten entsprechen Entfernungsmarken, ein Punkt entspricht jeweils einer Meile, also 10.000 Schritten bzw. etwa 7,4 Kilometern.

Beide Karten sind gesüdet: also liegt – unseren heutigen Sehgewohnheiten widersprechend – Süden oben und Norden unten. Etzlaub kam aus der Astronomie und wählte daher auf seinen Karten Süden als bevorzugte Himmelsrichtung. Die beiden innerhalb eines Jahres entstandenen Karten weisen allerdings einen frappierenden Unterschied zueinander auf, der natürlich in ihrer Thematik begründet liegt: Auf der Romweg-Karte laufen alle Straßen sternförmig zu den Alpen, die ja quasi den Einstieg nach Italien und somit nach Rom bilden. Auf der Landstraßen-Karte von 1501 hingegen befindet sich die bedeutende Handelsstadt Nürnberg im Zentrum aller Verkehrswägen. Ganz abgesehen von der zweifelsfreien Bedeutung Nürnbergs für den Welthandel in dieser Zeit mag dies unter Umständen auch einfach daran liegen, dass Meister Etzlaub aus Nürnberg stammte. Von Nürnberg aus verläuft eine Straße entlang der Strecke Erlangen, Forchheim, Bamberg, Coburg nach Norden, in diesem Fall also nach unten. Die durch die oben genannten Meilenpunkte angegebenen Entfernungsmarken stimmen nahezu mit heutigen Angaben überein, z.B. gibt es zwischen Forchheim und Bamberg drei Meilenpunkte, was 22,2 km entspricht. Interessant ist, dass nördlich von Bamberg die Route nach Coburg vom Main weg führt und sich entlang des Itzgrundes bewegt. Hier kommt eine Streckenführung ins Spiel, die über viele Jahrhunderte par-

allel zur Main-Route verlaufen sollte. Auf der östlichen Taltrasse der Itz führt diese Straße über Rattelsdorf, Lahm, Kaltenbrunn, Gleußen, Rossach und Creidlitz bis Coburg. Aus den Etzlaub'schen Karten und auch aus anderen kartographischen Werken geht hervor, dass die Streckenführung im Itzgrund über Rattelsdorf nach Coburg die für Handelsreisende bevorzugte war, denn im Gegensatz zur Main-tal-Route musste auf ihr vor Coburg keine Anhöhe mehr überquert werden. Die Route entlang des Mains gab allerdings den Weg nach Kulmbach und von dort aus weiter in Richtung Hof und dann nach Sachsen vor. Von Kulmbach aus führte ein Hauptverkehrsweg über Kupferberg in Richtung Hof. Ortsnamen wie „Straßenwirtshaus“ oder „Neuenwirtshaus“ erinnern noch heute an die Lage an einem Verkehrsweg.

Die europäischen Handelswege waren gleichzeitig die Routen für den kulturellen Austausch zwischen den Regionen. Wir haben es also schon in dieser Zeit mit einer hochmobilen und kommunikativen Gesellschaft zu tun, da neben den Händlern Boten reisten, Handwerker wanderten oder Studenten auf ihrem Weg zu den bedeutenden europäischen Universitäten oder Pilger zu den Wallfahrtsstätten in Südeuropa unterwegs waren. Wir können sicherlich nicht im Detail nachvollziehen, wer alles den Weg von Bamberg nach Nürnberg oder umgekehrt zurücklegte, aber es mögen viele noch heute bekannte Namen darunter gewesen sein.

Ein echtes Problem stellten vor allem für Handelsreisende die am Wegesrand lauernden Gefahren dar. Straßenräuber, die sich unter Gewaltanwendung an den mitgeführten Gütern bereicherten, waren nicht selten. Da allerdings die Straßen unter der Aufsicht der jeweiligen örtlichen Territo-

rialherren standen, sahen sich diese zum Handeln gezwungen, zumal sie das Recht besaßen, Straßen- und Brückenzölle einzuziehen. Aus dieser Notwendigkeit heraus entwickelte sich das Geleitwesen. Die Territorialherren sicherten gegen entsprechende Gebühren den Reisenden einen – meist bewaffneten – Begleitschutz zu. Vor allem größere Kaufmannszüge auf dem Weg zu den Messestädten nutzten diese Dienstleistung. Eine andere Form des Geleits war, nur einen Geleitbrief auszustellen, der den Reisenden unter den Schutz des jeweiligen Landesherrn stellte. Ob sich allerdings Strauchdiebe und Wegelagerer von einem solchen Patent wirklich abschrecken ließen, sei dahingestellt. Zumeist war man nicht verpflichtet, Geleit zu bezahlen. Wer es nicht in Anspruch nahm, war dann aber auch für seine Sicherheit selbst verantwortlich. Natürlich stand Geleit auch jedem Einzelreisenden zur Verfügung, musste aber, wie gesagt, bezahlt werden.

Wir können also davon ausgehen, dass sich im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit ein buntes Völkchen in beständigem Zug durch das Regnitztal bewegte. Es nimmt daher nicht wunder, wenn sich auch das Regnitztal und seine Bewohner auf die zahlreichen Reisenden einstellt. Obwohl natürlich die Landwirtschaft der Haupterwerbszweig in den Dörfern war, so siedelten sich doch entlang der Fernstraße jene Handwerke an, die in enger Beziehung zu den Bereichen Reisen und Versorgung standen. Sicherlich wurde an der Straße auf alle Bedürfnisse der Reisenden eingegangen.

Wer zu Fuß unterwegs war, konnte sich mit Proviant versorgen oder ein Nachtlager in einem Gasthaus bekommen. Händler mit Transportwagen konnten Pferde unterstellen oder wechseln, Hufe beschlagen oder Sattelzeug reparieren lassen. Wir

können also von einer breiten Palette an Gastwirten, Hufschmieden, Sattlern, Garküchen, Bäckern, Metzgern und vielen mehr ausgehen, die in den Dörfern an der Handelsstraße ihr Auskommen hatten. Noch der Physikatsbericht des Landgerichtes Bamberg I aus der Mitte der 1860er Jahre lässt Rückschlüsse auf die Infrastruktur der Dörfer zu. Für den früheren Königshof Hallstadt sind beispielsweise sieben Brau- und Gasthäuser verzeichnet, auch in Altendorf gab es ein Brauhaus und zwei Gaststätten sowie in Hirschaid vier Gasthäuser und sieben Brauereien, „welche sich noch aus der Zeit herschreiben, als die Nürnberger Straße lebhafter befahren war“.¹³

Selbst an der Siedlungsstruktur der Dörfer ist der Einfluss der Fernstraße teilweise noch heute erkennbar. Betrachten wir einmal die Dörfer Altendorf, Hirschaid und Strullendorf näher, die sich wie Perlen an einer Schnur von Süden nach Norden an der Straße entlang reihen. Alle drei Dörfer eint ihre Struktur mit einer langen Hauptstraße in Nord-Süd-Ausrichtung. An dieser Straße lagen sicherlich die eben genannten Handwerker und Gaststätten. So war zum Beispiel der heutige Gasthof „Egloffsteiner Hof“ in Altendorf einst eine Poststation, weil die Postwege der europaweit operierenden Familie Thurn und Taxis auf einer Route auch durch das Regnitztal führten. Auch in Hirschaid gehen einige noch heute bestehende Standorte von Beherbergungs- und Gaststätten auf die Lage an der Straße zurück.

Im Zentrum eines jeden der drei Orte allerdings zweigt eine Querstraße rechtwinklig ab, wie man hier am Beispiel Hirschaid (Abb. 3) erkennen kann. Diese Straßen führen von der belebten Hauptstraße weg und bilden den ursprünglichen Siedlungskern. In allen drei Orten sind an dieser Stelle auch die Gotteshäuser zu fin-

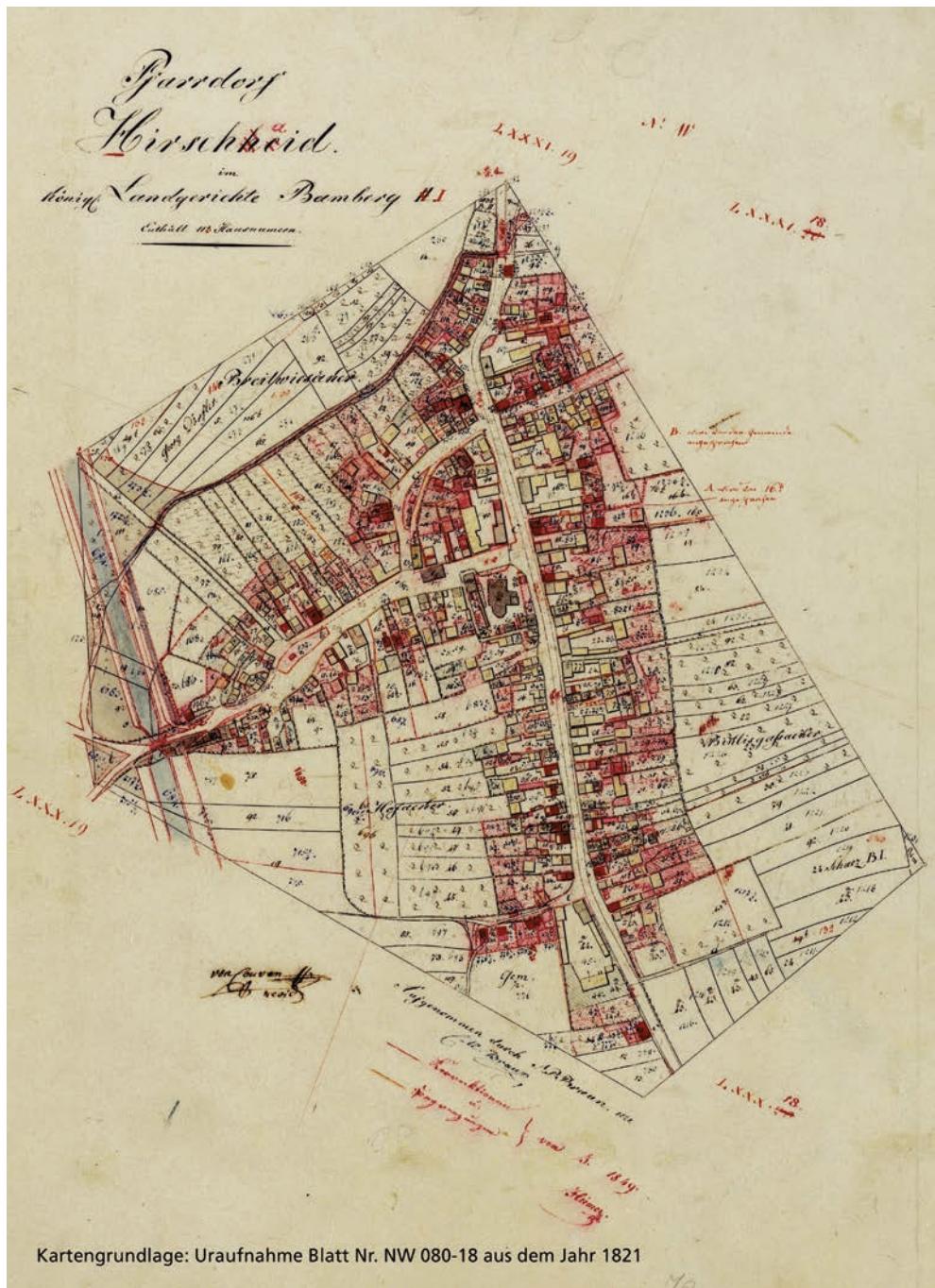


Abb. 3: Ortsplan von Hirschaid, Uraufnahme von 1821. Foto: Bayerische Vermessungsverwaltung.

den, wenn auch in Altendorf leicht nach Westen versetzt. Es ist davon auszugehen, dass sich hier die landwirtschaftlichen Anwesen ansiedelten, die mit der Fernstraße nicht unmittelbar zu tun hatten. Wir können also eine sinnfällige Strukturierung der Dörfer erkennen, die einen quasi öffentlichen Dorfbereich an der Handelsstraße und einen eher privaten Bereich an der jeweiligen Querstraße aufweisen, wenn wir es denn so nennen mögen. Wir sehen also, dass schon damals die Nachfrage das Angebot bestimmte und die Menschen im Regnitztal ihren Weg fanden. Sie machten sich nicht nur die Fernstraße zunutze, sondern stellten vor allem ihre Lebens- und Siedlungsweise darauf ein.

Die Lage an der Straße hatte für die Dörfer und Städte des Regnitztales aber nicht nur Vorteile, denn gerade in Kriegszeiten wurde das Tal als wichtiges Durchzugsgebiet genutzt. Als Beispiel soll hier nur der Dreißigjährige Krieg erwähnt sein, der die Region zwar erst ab 1631 berührte, dafür dann aber umso schlimmer.

Schon zuvor waren zwar immer wieder Truppen durch das Regnitztal gezogen, wobei diese allerdings nur hatten versorgt und verpflegt werden müssen. Das änderte sich, als die Schweden in das Kriegsgeschehen eingriffen. Sie besetzten 1632 Bamberg und unternahmen immer wieder Beutezüge in das Umland. Nur das gut befestigte Forchheim blieb von den Raubzügen verschont. Dort hielt sich auch der geflüchtete Bamberger Bischof auf und wurde entsprechend gut bewacht.

Heinrich Karl, der als Pfarrer in Hirschaid wirkte, schrieb in seiner Kirchenchronik: „Nach Lichtmeß kamen die Schweden auch hierher und hausten nach Schwesternart. Sie plünderten und raubten, was sie erreichen konnten. Nichts war ihnen heilig. Fenster und Türen des Gotteshauses wurden

eingeschlagen, das Innere demoliert, die Kanzel samt Stiege beschädigt, die Glocken herabgeholt, zerschlagen und an die Bauern verkauft. Sogar die Kerzen auf dem Altare schienen ihnen begehrswert. Zuletzt zündeten sie die hölzernen Teile der Kirche, des Turmes und der Kirchhäuser an.“¹⁴ Von den Schäden und Verlusten des Dreißigjährigen Krieges erholte sich das Regnitztal – wie ebenfalls alle anderen betroffenen Gebiete – nur langsam. Die Bevölkerungsverluste konnten erst im 18. Jahrhundert durch planmäßige Ansiedlungen von Auswärtigen etwas ausgeglichen werden.

Wiederum waren es durchziehende Truppen, die am 30. August 1796 Strullendorf anzündeten und dabei 220 Häuser zerstörten. Französische Soldaten befanden sich im Ersten Koalitionskrieg nach einer Niederlage bei Amberg auf dem Rückzug und ließen das unschuldige Dorf an der Straße zum Raub der Flammen werden. Zehn Jahre später begann man, Strullendorf planmäßig wiederaufzubauen. Dabei wurde im Bereich der Lindenallee die mittelalterliche Parzellenstruktur beibehalten, so dass noch heute die bereits vorhin angesprochene Siedlungsform aus einer Durchgangs- und einer Querstraße erkennbar ist.

Nach den Verheerungen des 17. und 18. Jahrhunderts brach nach der Säkularisation für das Regnitztal ein positives Zeitalter an. Seit der Gründung des Königreiches Bayern im Jahr 1806 gab es erstmals ein einheitliches Staatsgebiet vom Alpenrand bis über den Main hinaus, und sein ab 1825 regierender König Ludwig I. war ein glühender Anhänger moderner Verkehrsverbindungen.

Eines der ersten Projekte in dieser Richtung hatte Ludwig noch von seinem Vater Max I. Joseph übernommen, verfolgte es aber merklich zielstrebiger als dieser: Lud-

wig wünschte eine Kanalverbindung zwischen Donau und Main. Welche Bedeutung die Vernetzung dieser beiden Wasserstraßen hat, zeigt sich darin, dass bereits Karl der Große tausend Jahre zuvor einen Kanalbau begonnen hatte. Zwar war jenem Projekt nur eine kurze Lebensdauer beschieden – so ist noch heute ein Teilstück in der Nähe von Treuchtlingen zu sehen –, doch dank der revolutionären technischen Verbesserungen des 19. Jahrhunderts konnte – quasi mit tausendjähriger Verspätung – eines der wichtigsten Verkehrsvorhaben Mitteleuropas in Angriff genommen werden. Noch im Jahr seines Amtsantrittes beauftragte Ludwig I. den Freiherrn Heinrich von Pechmann mit der Planung eines 173 Kilometer langen Kanals zwischen Bamberg und Kelheim.¹⁵ Fünf Jahre später legte Pechmann einen Planungsentwurf vor, der 1832 veröf-

fentlicht und schließlich 1834 vom Bayerischen Landtag genehmigt wurde. Zur Finanzierung wurde eine Aktiengesellschaft ins Leben gerufen, deren Vorstand zum Schluss kam, dass der Kanal nach seiner Majestät „Ludwig-Donau-Main-Kanal“ heißen sollte.

Noch im Jahr der Gründung der Aktiengesellschaft 1836 wurde an allen Stellen der vorgesehenen Streckenführung unter Einsatz von 6.000 bis 9.000 Arbeitern mit den Bauarbeiten begonnen. 1843 konnte trotz vielerlei technischer und finanzieller Schwierigkeiten ein erstes Teilstück des Kanals zwischen Bamberg und Nürnberg – aufgrund der günstigen topographischen Gegebenheiten im Regnitztal – eröffnet werden. Mit der Fertigstellung der Scheitelhaltung im August 1845 war der Kanal durchgehend schiffbar, und am 15. Juli 1846 konnte nach knapp zehn Jahren Bauzeit die



Abb. 4: Kanalschiff bei Hirschaid.

Foto: Museen Hirschaid.

erste durchgehend befahrbare Wasserstraße zwischen Schwarzem Meer und Nordsee für den Verkehr freigegeben werden.

Im Regnitztal verlief der Kanal parallel zwischen der Regnitz und der alten Handelsstraße. Die Städte Erlangen, Forchheim und Bamberg profitierten von diesem neuen Transportweg. Zwischen Bamberg und Forchheim lagen acht Schleusen, deren bekannteste heute die noch bestehende Schleuse 100 in Bamberg ist. Doch auch die Schleuse 94 südlich von Neuses hat sich bis heute erhalten und wurde in den letzten Jahren mit Informationstafeln touristisch erschlossen. Mit dem Kanal hatte sich also neben der Handelsstraße ein zweiter Verkehrsweg im Regnitztal etabliert.

Wie schon erwähnt, war der bayerische König Ludwig I. ein Anhänger moderner Verkehrstechniken und verfolgte neben dem Kanalbau ein weiteres aufwendiges Projekt, nämlich die Dampfeisenbahn.¹⁶ Ein bereits im Jahr 1828 entworfenes Verkehrsnetz für Bayern hatte als erste Hauptlinie die Strecke Bamberg–Nürnberg–Augsburg–Lindau auserkoren, zudem galt die Verbindung zwischen Nürnberg und Fürth als meistbefahrene Straße des Königreiches. Daher war es kein Wunder, dass dort 1835 die erste Eisenbahn Deutschlands verkehrte. Vom Erfolg beflügelt, erklärte König Ludwig den Eisenbahnbau fortan zur Chef- und Staatssache und ließ eine Bahnstrecke von Lindau über Nürnberg und Bamberg nach Hof planen. Wie bereits beim Kanal erwies sich die Streckenführung Nürnberg–Bamberg als am ehesten durchführbar, so dass nach dem Baubeginn im Jahr 1841 schon am 25. August 1844 der Streckenabschnitt Bamberg–Nürnberg feierlich eingeweiht werden konnte. Die geographische Lage und die topographischen Gegebenheiten des

Regnitztales ermöglichten erneut eine verkehrstechnische Pionierleistung.

Der Abschnitt Bamberg–Lichtenfels folgte im Februar 1846, und schon ein knappes Dreivierteljahr später war die Strecke Lichtenfels–Kulmbach–Neuenmarkt vollendet. Zwischen Neuenmarkt und Marktschorgast sollte dann auf acht Kilometern eine der spektakulärsten Ingenieurleistungen des 19. Jahrhunderts entstehen, nämlich die Schiefe Ebene. Die Steigung am Eingang zum Fichtelgebirge sollte zunächst mit einer Seilwindenkonstruktion für die Schienenfahrzeuge überwindbar gemacht werden. Doch verbesserte sich im Laufe der Planungen die Antriebstechnik so sehr, dass die vorgesehenen Seilwinden nicht mehr nötig waren. Damit konnte im Jahr 1848 der Betrieb der steilsten Strecke der bisherigen Bahntechnik ohne Hilfsmittel wie bspw. Zahnräder im regulären Bahnverkehr aufgenommen werden. Damit war die Bahn nach Straße und Kanal im Regnitztal der mittlerweile dritte parallel verlaufende Verkehrsweg.

Von der Eisenbahn profitierten die Städte und Dörfer des Regnitztales noch wesentlich mehr als vom Kanal, da einschließlich der Stationen in Nürnberg und Bamberg elf Bahnhöfe entlang der Strecke errichtet wurden. Im oberfränkischen Abschnitt des Tales wurden Forchheim, Egolsheim, Hirschaid (Abb. 5) und Bamberg an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Für diese Orte bedeutete das, dass Waren und Personen nicht nur in größeren Mengen bzw. Zahlen vorbei transportiert wurden, sondern dass sie sich auch zu Ziel- und Quellorten entwickeln konnten. Vor allem auf die wirtschaftliche Lage hatte eine Bahnstation bedeutenden Einfluss.

Waren die Handwerksbetriebe an der alten Handelsstraße noch auf die Versorgung von Durchreisenden spezialisiert ge-



Abb. 5: Bahnhof Hirschaid.

Foto: Museen Hirschaid.

wesen, gab nun der Anschluss an ein überregionales Bahnnetz die Möglichkeit, verschiedene Industrie- und Gewerbezweige gezielt in der Nähe von Bahnhöfen anzusiedeln, um die vor Ort produzierten Waren in großer Menge zu ihren Verkaufs- und Bestimmungsorten zu transportieren. Im Regnitztal war also nach der Etablierung der Bahn ein merklicher Zuwachs an Industrie- und Gewerbebetrieben festzustellen. Als Beispiel sei hier nur auf das Anwachsen der in Oberfranken traditionellen Korbfechterei in Hirschaid hingewiesen. Die Firmen Schütz und das aus Lichtenfels stammende Unternehmen Hourdeaux-Bergmann bauten nicht nur Werks- und Lagerhallen in der Nähe der Bahnlinie, sondern ermöglichten auch, dass Hunderte von Heimarbeitern ein Auskommen bekamen, ohne dafür den Heimatort verlassen zu müssen. Ebenso entfaltete sich

die Korbmacherei in Altendorf. In Forchheim und Erlangen hingegen gelangte die Textil-, Papier- und Maschinenindustrie durch Standorte an der Bahnstrecke zur Blüte.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte das Regnitztal wieder eine Phase, in der Verkehrswege grundsätzlich neu geplant wurden. Zwar waren nach der Teilung Deutschlands die Verbindungen in die traditionellen mitteldeutschen Handelsregionen abgeschnitten, doch hatte das auf die Achse Nürnberg–Bamberg keine nachteilige Wirkung. Als sich in den Jahren 1945 und 1946 die Ströme der Vertriebenen durch Deutschland bewegten, wurde das Regnitztal gewissermaßen zu einem „Kanal der Heimatlosen“. Viele Vertriebene blieben vor Ort und neue Siedlungen entstanden, wie beispielsweise die Regnitzau in Hirschaid.

Neben den Vertriebenen aus Schlesien oder Ostpreußen kamen auch einige Familien aus dem sowjetisch besetzten Thüringen ins Regnitztal. Sie hatten aus Angst vor Enteignung ihre Industrie- und Handwerksbetriebe dort aufgegeben und suchten nun neue Möglichkeiten, ihre Tätigkeit wiederaufzunehmen. Die bereits an die Bahnstrecke angeschlossenen Dörfer und Städte des Regnitztals boten die ideale Kombination, direkten Zugang zum überregionalen Verkehrsnetz zu haben, ohne aber in allzu großer Entfernung von der Heimat zu sein. So siedelte sich die heute weltweit handelnde Spielzeugfirma „Teddy-Hermann“ aus dem thüringischen Sonneberg in Hirschaid an. Durch einen privaten Grundstückshandel konnte man das neue Werksgelände direkt an der Bahnlinie errichten.

Die topographischen Gegebenheiten des Regnitztals ermöglichen 1963 eine neu erliche verkehrstechnische Pionierleistung, nämlich die Durchführung von Hochgeschwindigkeits-Testfahrten der Bundesbahn (Abb. 6). Die auf 24,1 Kilometern Länge absolut schnurgerade Trassenführung der Bahn zwischen Forchheim und Bamberg, die zwischenzeitlich erfolgte volle Elektrifizierung und der teilungsbedingt gedrosselte Berlin-Verkehr ermöglichen es, auf dieser Strecke Schnellfahrversuche durchzuführen. Nach ersten Testfahrten im Mai 1963 gelang im Oktober desselben Jahres die Überschreitung der als magisch geltenden Grenze von 200 Stundenkilometern mit regulären Personenzügen. Heute sind solche Geschwindigkeiten selbstverständlich. Der mittlerweile im Zwei-Stunden-Takt durch das Regnitztal brausende ICE ist zwischen den Haltepunkten in Erlangen und Bamberg gar nicht in der Lage, sein volles Geschwindigkeitspotential auszuschöpfen. Der Streckenausbau zwischen

Neuses an der Regnitz und Bamberg ist das letzte noch fehlende Teilstück der Sprinterstrecke München–Berlin. Wenn nach 30 Jahren Dauer die Diskussion um die Durchfahrten der Dörfer und der Welterbestadt Bamberg eines Tages abgeschlossen sein wird, ist das Regnitztal für die Reisenden dann nur noch wenige Minuten lang. Welch ein Unterschied zum Königstross! Die einst günstige Lage der Regnitztaldörfer an der alten Handelsstraße und der Ludwig-Süd-Nord-Bahn wurde nun zum Problem, denn der ICE-Ausbau durchschneidet die Orte genau mittig, was zu massiven Problemen bei der Ausbauplanung führt.

Zur gleichen Zeit wie die Hochgeschwindigkeits-Testfahrten der Bahn war nur einen Steinwurf entfernt mit dem Rhein-Main-Donau-Kanal ein weiteres ingenieurtechnisches Meisterwerk im Ent-



Abb. 6: Hochgeschwindigkeitsfahrten im Regnitztal.
Foto: Museen Hirschaid.

stehen begriffen.¹⁷ Wie oben schon angesprochen, war der alte Ludwigskanal schon lange nicht mehr rentabel, was vor allem an seinen zu bescheidenen Ausmaßen lag. Dennoch spukte die über tausend Jahre alte Idee einer durchgehenden Schifffahrtsstraße zwischen Nordsee und Schwarzen Meer noch in so manchem Kopf herum, weswegen bereits 1922 die neu gegründete Rhein-Main-Donau-AG mit dem Bau eines neuen Kanals begann. Wirtschaftskrise und Zweiter Weltkrieg hatten das Projekt zunächst zum Erliegen gebracht, doch 1958 wurden die Bauarbeiten wieder aufgenommen. Bis 1992 wurde teils auf der Trasse des früheren Ludwigskanals eine Großschifffahrtsstraße gebaut, die von Kelheim ausgehend durch das Altmühlthal, über Nürnberg und das Regnitztal schließlich bei Bamberg in den Main führt.

Der rund 55 Meter breite und vier Meter tiefe Kanal stellt auf seiner ganzen Länge eine tiefe Veränderung in der Landschaft dar – dadurch wird der Kanal aber auch zum weithin sichtbaren Wahrzeichen der Verkehrsentwicklung. Wer heute den Kanal und die zahlreichen Fracht- und Kreuzfahrtschiffe aus aller Herren Länder beobachtet, die diesen Verkehrsweg mitten durch Europa benutzen, sieht, welche Bedeutung das Regnitztal als Reise- und Handelsweg bis heute hat. Vor allem die Flusskreuzfahrtschiffe nehmen mittlerweile einen großen Anteil des Schiffsverkehrs ein. Vor Beginn der Coronapandemie legten allein in Bamberg jährlich bis zu 800 Passagierschiffe mit Touristen aus aller Herren Länder an.

Doch auch der Individualreisende muss sich schon lange nicht mehr auf Schlaglochpisten durch enge Dörfer quälen. Die alte Bundesstraße B 4 folgt im Regnitztal weitgehend der historischen Handelsstraße von Nürnberg nach Bamberg. Doch

auch ihre Tage als Hauptverbindungsroute waren ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wegen einer geplanten Autobahn gezählt.

Die Grundidee der Autobahn entstammt ursprünglich dem Wunsch nach einer Straße, die tatsächlich nur den Autos und nicht pferdebespannten Fuhrwerken oder anderen langsam fahrenden Verkehrsteilnehmern zur Verfügung steht. Kreuzungsfrei und ohne direkten Gegenverkehr von einer Stadt zur nächsten zu kommen, war ein Gedanke, der übrigens lange vor dem ‚Dritten Reich‘ und auch vor der Weimarer Republik schon zu Kaisers Zeiten geäußert wurde. Aber erst während des bekanntermaßen nur zwölf Jahre währenden „Tausendjährigen Reiches“ wurden die Autobahnprojekte in Nordbayern umgesetzt.

Eine der aller ersten Verbindungen im gesamtdeutschen Kontext war eine Schnellstraße zwischen München und Berlin, die über Nürnberg führte.¹⁸ Die Trassenführung Bayreuth–Nürnberg sollte zunächst von Bayreuth quer durch die Fränkische Schweiz, hinab ins Wiesental und ab Forchheim auf der Trasse des Ludwig-Donau-Main-Kanals durch das Regnitztal führen. Verschiedene Überlegungen veranlassten schließlich eine Änderung der Planung, so dass die Strecke Nürnberg–Bayreuth letztlich über Pegnitz geführt wurde. Dies war aus heutiger Sicht ein großes Glück für die Tourismusindustrie und die Landschaft der Fränkischen Schweiz.

Eine Autobahnverbindung Nürnberg–Bamberg war aber schon in den ersten Netzentwürfen für Nordbayern aus den 1930er Jahren enthalten. Nach einer abschnittsweisen Fertigstellung, die sich über Jahrzehnte hinzog, kann man jedoch erst seit Mitte der 1980er Jahre kreuzungsfrei von Nürnberg nach Bamberg fahren und

ist so an das große Fernstraßensystem angeschlossen. Auch die Autobahn bedeutete einen massiven Eingriff in die Landschaft – nicht nur im Regnitztal –, aber auch sie hat mit der großflächigen Ansiedlung von Industrie und Gewerbe das erreicht, was vor ihr in diesem Ausmaß nur die Dampfeisenbahn des 19. Jahrhunderts geschafft hatte. Jeder Ort an der Autobahn besitzt sein eigenes Gewerbegebiet, da er eine gute Infrastruktur aufweisen kann. Einkaufslustige können in kurzer Zeit lange Strecken überwinden, um die nötigen Großeinkäufe am arbeitsfreien Samstag zu erledigen. Dörfer und Städte freuen sich über Gewerbesteuereinnahmen und Gäste, die auf dem Nachhauseweg noch ihr Brot in der örtlichen Bäckerei mitnehmen. Die Entwicklung seit der deutschen Wiedervereinigung im Jahr 1990 hat dem Regnitztal endlich sein historisches Hinterland wiedergegeben, was die Zahl der Durchreisenden sprunghaft erhöht hat.

Als Verkehrsprojekt „Deutsche Einheit Nr. 16“ wurde seit dem Jahr 2000 die Bundesautobahn 73 zwischen Lichtenfels und Suhl gebaut. Die bestehende B 173 zwischen Bamberg und Lichtenfels wurde in diesem Zuge zur Autobahn ausgebaut, um die überregionale Verbindung zwischen Nürnberg und Erfurt vierspurig zu ermöglichen. Die Verkehrsachse Nürnberg–Erfurt wurde im Verlaufe dieser Ausführungen bereits mehrfach als bedeutende Verbindung zweier Handelsstädte erwähnt. Folglich wurde im beginnenden 21. Jahrhundert eine historische Trassenführung wieder aufgenommen. Das Teilstück zwischen Lichtenfels und Coburg folgt ein Stück weit sogar der historischen Route durch den Lichtenfelser Forst. Das Regnitztal ist also auch heute wieder eine gesamtdeutsche Durchgangsroute, denn die Weiterführung der Autobahn über

Lichtenfels und Coburg ins benachbarte Thüringen wurde schon vor einigen Jahren Realität.

Wie wir gesehen haben, ist das Regnitztal nicht einfach nur ein Flusstal in der fränkischen Provinz. Vielmehr haben es seine Lage und Topographie zu einer bevorzugten Durchgangsregion von europäischem Rang gemacht – und das seit vielen hundert Jahren. Im Regnitztal können wir nicht nur den Zusammenhang zwischen Verkehr und Politik begreifen und nicht nur die Entwicklung der Verkehrstechnik anschaulich nachvollziehen, sondern wir können vor allem jene Leute beobachten, die von und mit dem Verkehr leben. Ihre Siedlungsformen und Lebensumstände haben sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder den geänderten Gegebenheiten der Verkehrswege angepasst. Somit ist das Regnitztal mit seinen parallel nebeneinander verlaufenden Trassen von Kanal, alter Bundesstraße, Eisenbahn und Autobahn auch in unseren Tagen ein sichtbares Beispiel für eine Region, die von und mit dem Verkehr zu leben gelernt hat.

Annette Schäfer M.A. (geb. 1973) studierte Kunstgeschichte, Volkskunde und Denkmalpflege in Würzburg und Bamberg. Seit 2003 ist sie für alle Fragen der Kultur in der Marktgemeinde Hirschaid zuständig, verwaltet das Schloss Sassanfahrt und leitet die beiden Museen der Gemeinde. Seit 2006 ist sie ehrenamtliche Kreisheimatpflegerin des Landkreises Bamberg. Von 2006 bis 2015 war sie stellvertretende Bundesvorsitzende des Frankenbundes. Ihre Anschrift lautet: Neugartenstraße 15, 96114 Hirschaid, E-Mail: annette.schaefer@heimatpfleger.bayern.

Anmerkungen:

- 1 Abels, Björn-Uwe: Archäologischer Führer Oberfranken. Mit einem Beitrag von Wolfgang Schirner. Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern. Franken. Bd. 2. Stuttgart 1986, S. 82.
- 2 Springer, Tobias: Nordbayern zwischen römischer Kaiserzeit und frühem Mittelalter, in: Die ersten Franken in Franken. Das Reihengräberfeld von Westheim. Nürnberg 1994, S. 15f.
- 3 Abels, Björn-Uwe/Voss, Helmut: Seltene und schöne. Archäologische Kostbarkeiten aus der Vor- und Frühgeschichte Oberfrankens (= CHW-Monographien, Bd. 9). Lichtenfels 2007, S. 216f.
- 4 Monumentae Germaniae Historica [künftig: MGH], Capit. 1, S. 120.
- 5 Burger-Segl, Ingrid: Archäologische Streifzüge im Meranierland am Obermain. Ein Führer zu den archäologischen und historischen Denkmälern des Früh- und Hochmittelalters (= Schriften zur Heimatpflege in Oberfranken. Reihe I: Geschichte und Museumswesen. Nr. 3). 2. Aufl. Bayreuth 2006, S. 22.
- 6 Regesta Imperii III, 2, 3 n. 983, in: Regesta Imperii Online. URL: <http://www.regesta-imperii.de/id/a4d05256-a1b1-472d-bb3c-17cbe3d-10f5b> (Aufruf am 02.03.2021).
- 7 MGH, DD H IV. 1. S. XXII.
- 8 Beispielhaft zum Itinerar Heinrichs IV: Kilián, Eugen: Das Itinerar Heinrichs IV. Karlsruhe 1886.
- 9 Die Wegeverbindungen der Hanse werden am Institut für historische Landesforschung der Georg-August-Universität Göttingen im Projekt „Digitale Karte vormoderner Handelsstraßen im Hanseraum“ für den Zeitraum zwischen 1350 und 1650 erforscht. Der Projektblog ist unter <http://www.landesgeschichte.uni-goettingen.de/roads/viabundus/> zu finden (Aufruf am 17.06.2021).
- 10 Bruns, Friedrich/Weczerka, Hugo: Hansische Handelsstraßen (= Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Bd. XIII, Teil 2). Köln 1967, S. 357ff.
- 11 Dippold, Günter: Kleine Geschichte Oberfrankens. Regensburg 2020, S. 90.
- 12 Einzusehen unter <https://bavarikon.de/object/bav:BSB-MAP-0000RAR287BEIBD4>.
- 13 Scheinost, Marina/Gehringer, Horst: Der Physikatsbericht für das Landgericht Bamberg I, in: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 142 (2006), S. 213.
- 14 Karl, Heinrich: Geschichte der katholischen Pfarrei Hirschaid im Dekanat Amlingstadt. Bamberg 1902, S. 79.
- 15 Einen Überblick über Bau, Verlauf und Geschichte des Ludwig-Donau-Main-Kanals bietet: Liedel, Herbert u.a.: 150 Jahre alter Kanal. Der Ludwig-Donau-Main-Kanal. Nürnberg 1996; sowie Holzer, Stefan M.: Der Ludwig-Donau-Main-Kanal. Historische Wahrzeichen der Ingenieurbaukunst in Deutschland, Bd. 22. 2. Aufl. Berlin 2020.
- 16 Einen Überblick über Bau, Verlauf und Geschichte der Ludwig-Süd-Nord-Bahn bietet: Sendner-Rieger, Beatrice: Die Bahnhöfe der Ludwig-Süd-Nord-Bahn 1841–1853. Zur Geschichte des bayerischen Staatsbauwesens im 19. Jahrhundert. Karlsruhe 1989.
- 17 Einen Überblick über Bau, Verlauf und Geschichte des Main-Donau-Kanals bietet: Gürtler, Daniel/Urban, Markus: Der Main-Donau-Kanal. Idee, Geschichte und Technik. Nürnberg 2013.
- 18 Pfeiffer, Gottlieb: 50 Jahre Autobahnen in Franken, in: Frankenland Heft 3 (März) 1984, S. 53–65.

Mauritia von Pflummern – Wohltäterin und „Kirchenpatronin“

Von Mauritia von Pflummern, Herrin von Schloss Sassanfahrt, gibt es weder ein Portrait noch eigene Aufzeichnungen. Dennoch ging sie als „Engel der Armen“ in die Ortsgeschichte ein und wurde – als Protestantin – über Umwege sogar Namensgeberin der katholischen Pfarrkirche. Im folgenden Beitrag wandeln wir auf den Spuren einer bemerkenswerten Frau, die persönliches Leid mit Nächstenliebe verarbeitete.

Es gibt Menschen, die lenken den Lauf der Geschichte. Sie führen Staaten, befehligen Armeen, prägen die Geisteshaltung ihrer Zeitgenossen oder nehmen Einfluss auf wirtschaftliche Entwicklungen. Sie begleiten uns in historischen Abhandlungen, tagesaktuellen Publikationen oder auf Abbildungen. Sie sind uns vertraut, stehen uns plastisch vor Augen und hinterlassen Zeugnisse ihres Daseins. Außerdem gibt es Menschen, die auch Einfluss auf ihre Umgebung haben und Spuren hinterlassen. Diese Spuren sind aber oft nicht dinglich fassbar, sondern bestehen in den Köpfen ihrer Mitmenschen und in der kollektiven Erinnerung ihrer unmittelbaren Umgebung. Für den Lauf der Weltgeschichte sind sie allerdings unbedeutend, sie stehen nicht in den Geschichtsbüchern, wurden nicht für die Weltpresse fotografiert oder portraitiert und haben keine weisen Worte in nachhaltigen Schriften hinterlassen. Trotzdem bestehen sie im Gedächtnis der Geschichte fort.

Ein solcher Mensch war Mauritia Josephine Freifrau von Pflummern, geborene Vetterlein. Geboren wurde sie, wohl als Tochter eines Staatsrates, am 27. Januar 1823. Sie starb am 20. Januar 1906 und wurde in der Grabkapelle ihrer Familie in Sassanfahrt bei Hirschaid beigesetzt. Mauritia von Pflummern war zwar Gutbesitzerin, Schlossherrin und adelig, was sie aber nicht vor persönlichen Schicksalsschlägen und tiefer Trauer schützte. Dennoch scheint sie eine starke Persönlichkeit gewesen zu sein, denn sie zerbrach nicht am Tod von sieben ihrer acht Kinder, sondern konzentrierte sich darauf, das Leid anderer zu lindern und schützend die Hand über ihre Mitmenschen zu halten.

Dinglich oder archivalisch belegt ist das nicht. Es gibt keine schriftlichen Dokumente über ihre Wohltätigkeit, keine Aufstellungen von Geldmitteln oder Sachspenden, die sie den Armen in ihrer Umgebung zukommen ließ, keine beifallheischenden Zeitungsartikel über ihre Taten oder gar Ehrungen oder Urkunden – es existiert nicht einmal ein Porträtgemälde oder eine Fotografie von ihr. Es gibt nur die Erinnerung des kollektiven Gedächtnisses der Sassanfahrter Bevölkerung an die „Mutter der Sassanfahrter Armen“, wie sie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genannt wurde.

Mauritia von Pflummern wird erst fassbar, als sie im Jahr 1850 zusammen mit ihrem Mann Constantin Friedrich das Gut Sassanfahrt übernahm. Constantin, geboren am 7. Mai 1818 in Nürnberg, war 15 Jahre älter als seine Frau und erbte Sassanfahrt von seinem Vater, dem Kammerherrn



Abb. 1: Tropfhaus Sassanfahrt.

Foto: Museen Hirschaid.

Karl Johann Baptist Joseph Theodor von Pflummern. Die Familie von Pflummern entstammte dem Dorf Pflummern am Südrand der Schwäbischen Alb nahe der jungen Donau, das heute ein Ortsteil der Stadt Riedlingen in Baden-Württemberg ist. Das Geschlecht derer von Pflummern starb 1886, und zwar genau mit jenem Constantin Friedrich, dem Eigentümer der Gutes Sassanfahrt, aus. Er hatte keine Erben, die den Namen hätten weiterführen können, denn nur eines seiner acht Kinder erreichte das Erwachsenenalter. Dabei handelte es sich um seine Tochter Flora, später verehelichte Brennfleck. Die beiden einzigen Söhne verstarben früh: Franz Karl mit vier Jahren, Constantin Emil Felix bereits mit neun Monaten.

Die Situation in Sassanfahrt im 19. Jahrhundert

Um das Wirken Mauritia von Pflummerns als späterer Schlossherrin verstehen zu können, muss man die Situation in Sassanfahrt im 18. und 19. Jahrhundert genauer betrachten. 1784 erwarb Julius von Soden den Besitz. Er war Beamter in Diensten des Markgrafen von Ansbach und wollte aus Karrieregründen zum Reichsritter aufsteigen. Wir wissen, dass die Zeit Julius von Sodens in Sassanfahrt von gutem Willen und verheerenden Ergebnissen geprägt war. Soden, der ein literarisch und philosophisch hoch gebildeter Mann war, strebte danach, die Werte der Aufklärung in die Tat umzusetzen. So erlaubte er be-

sitzlosen Leuten, sich in Sassanfahrt anzusiedeln, Familien zu gründen und sich sesshaft zu machen. Er wollte den Unterprivilegierten ein Heim geben und sie zu anständigen und bescheidenen Menschen erziehen. Dafür baute er ihnen kleine Wohnhäuser, für die Kinder eine Schule und schrieb theoretische Abhandlungen über die guten Taten, die ein Grundherr seinen Untertanen angedeihen lassen sollte. Soweit die Theorie.

In der Praxis sah der gute Wille etwas anders aus, denn die neu erbauten Wohnhäuser waren Tropfhäuser, deren kleine Grundstücke den Neubürgern nicht erlaubten, eigene Landwirtschaft zur Selbstversorgung zu betreiben. Die Viehhaltung, und seien es Hühner oder ein Schwein, war aufgrund der beengten Platzverhältnisse kaum möglich, und auch der Anbau von Getreide oder Gemüse konnte nicht stattfinden. Die Häuser selbst mussten die Zugezogenen Soden abkaufen, konnten sich das Geld aber bei ihm gegen Zinsen leihen. Da kein eigener Besitz vorhanden war, steckten die Leute von Anfang an in einer Schuldenspirale, aus der sie nicht entkommen konnten, weil nicht nur die Möglichkeit der Selbstversorgung fehlte, sondern auch die der Erwerbstätigkeit. Es gab zudem keine Arbeiten, die die Neubürger hätten verrichten können, da Soden selbst kaum Landwirtschaft betrieb.

Alle Sassanfahrter und viele andere kennen das traurige Ergebnis: Im 19. Jahrhundert stand kaum ein Ort in der Region so schlecht da wie Sassanfahrt. Die Armut war unbeschreiblich, die Bewohner versuchten, sich mit allem Möglichen über Wasser zu halten, die soziale Situation in den kleinen, oftmals von mehreren großen Familien zeitgleich bewohnten Tropfhäusern war unerträglich. Mit ein wenig Korbblecherei wurde ein bisschen Geld ver-

dient. Die Kinder mussten mithelfen und konnten daher nicht regelmäßig am Schulunterricht teilnehmen.

Das soziale Experiment, das Julius von Soden also in Sassanfahrt etablieren wollte, ging schief – und zwar gewaltig. Überdies waren seine Untertanen nicht so folgsam und zufrieden, wie er sich das vorgestellt hatte. Sie lehnten sich sogar gegen ihn auf, was er persönlich nahm und Sassanfahrt 1811 verließ. Danach waren die Bewohner der Tropfhäuser auf sich allein gestellt. Wohlgemerkt muss hierbei berücksichtigt werden, dass Soden sein Gut und Dorf 1784 zu einer Zeit erwarb, als es in Deutschland und Bayern noch kein einheitliches Staatsgebiet im modernen Sinne gab. Das damalige Heilige Römische Reich Deutscher Nation war vielmehr ein Zusammenschluss vieler eigenständiger (auch kleinstter) Territorialherren. Solch einer war denn auch von Soden. Er besaß die eigene Rechtsprechung und ein klar umgrenztes ‚Herrschaftsgebiet‘, wobei er nur dem römisch-deutschen Kaiser als Reichsoberhaupt unterworfen war.

Als er Sassanfahrt wieder verließ, hatte sich die Situation grundlegend geändert: mittlerweile war das Alte Reich nach den europäischen Feldzügen Napoleons untergegangen, durch die Säkularisation waren die geistlichen Herrschaftsgebiete wie unter anderem das Hochstift Bamberg aufgelöst worden, und 1806 war das Königreich Bayern entstanden. Damit war ein einheitliches Staatsgebiet mit allgemein gültigen Gesetzen, einer strukturierten Verwaltung und dem bayerischen König als Herrscher geschaffen worden. Damit war Julius von Soden nun genauso gleichberechtigter Untertan wie jeder einzelne seiner Dorfbewohner. Er übte keinerlei Herrschaftsgewalt mehr aus, weswegen es für ihn kein persönliches

Anliegen mehr war, die Sassanfahrter Bürger zu beschützen und zu unterstützen. Sein Weggang nach Erlangen war also seine private Entscheidung, denn er war nun ja nicht mehr für Sassanfahrt verantwortlich.

Nun waren die Sassanfahrter auf sich selbst gestellt. Obwohl die Gutsherrschaft zunächst in den Händen der Familie von Soden blieb, konnte von ihr aber keine finanzielle oder moralische Unterstützung mehr erwartet werden. So brachten sich die Tropfhäusler mehr schlecht als recht über die Runden, indem sie Heimarbeit, Haußierhandel und Korbflechterei betrieben. Wie lange sich die elenden Wohn- und Lebensverhältnisse in Sassanfahrt hielten, war noch Jahrzehnte später spürbar.

Im Jahr 1861 wurde der Arzt Dr. Joseph Anton Rapp beauftragt, einen Physikatsbericht für das Landgericht Bamberg II, also links der Regnitz, anzufertigen. Hier folgen einige Zitate aus dem Originaltext:¹ Zur Körperlichkeit: „*ein kräftiger, gesunder Menschenschlag von mittlerer Größe, nur die armen Ortschaften Sassanfahrt und Köttmannsdorf reduzieren eine durch Laster und Noth immer mehr heruntergekommene Generation und diese kennzeichnen schon jetzt ihre Angehörigen durch einen welken Körper*“; zur Bevölkerung in den Dörfern: „*meist 100 bis 300 Köpfe, und ist eine Überbevölkerung nirgends wahrzunehmen mit Ausnahme des noch an 1000 Köpfe zählenden Dorfes Sassanfahrt, die auf einem engem Raum mit vollgepflanzten Hütten zusam-*



Abb. 2: Schloss Sassanfahrt, um 1930.

Foto: Museen Hirschaid.

mengedrängt auch in Bezug auf Wohnungsverhältnisse ein recht trauriges Bild bieten“; zur Nahrung: „abgesehen von den verarmten Ortschaften Sassanfahrt, Köttmannsdorf, Seußling etc. etc., wo sich die Menschenzahl von dem erbettelten Brot und Kartoffeln nährt, und einigen anderen armen Steigerwaldortschaften, kann die Nahrungsweise eine hinreichende genannt werden“; zu den Wohnverhältnissen: „Federbetten ohne Ausnahme. Hiervon abweichend findet man in Sassanfahrt und Köttmannsdorf nicht selten Hütten, wo sämtliche Hausbewohner, selbst mehreren Familien angehörig, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts unter einer gemeinsamen Decke schlafen“; zu guter Letzt zu den Vermögensverhältnissen: „die wohlhabendsten Orte sind Waizendorf, Untergreuth, Ellersdorf, Groß- und Kleinbuchfeld, bittere Armut ist in den grundbesitzlosen Orten Köttmannsdorf, Sassanfahrt und teilweise Trailsdorf“. Die kurzsichtige Siedlungspolitik von Sodens hinterließ also noch Jahrzehnte später ihre Spuren.

Das also war die Situation in Sassanfahrt, als es 1846 zu einem erneuten Besitzerwechsel des Schlosses kam. Nach dem Tod Julius von Sodens im Jahre 1831 ging der Besitz an seinen Sohn Carl Julius über, der aber nie dort wohnte, sondern das Anwesen bald an seinen Schwager, den herzoglich braunschweigischen Kammerherrn Friedrich Freiherr von Münchhausen, verkaufte. Dieser war mit Carls Schwester Juliane verheiratet und zahlte seinem Schwager 43.000 Gulden dafür. Doch schon bald wechselten Schloss und Gut erneut den Besitzer. Ab 1846 wurde nun Karl Freiherr von Pflummern als Besitzer angegeben. Die Gründe und der genaue Zeitpunkt des Verkaufs sind archivalisch nicht nachzuweisen und liegen im Dunkeln. Als Karl von Pflummern 1850 verstarb, hinterließ er den Besitz seinem

Sohn Constantin Friedrich und dessen Frau Mauritia.

Zur Person Mauritiias

Was wissen wir nun über Mauritia von Pflummern? Ihre Lebensdaten kennen wir durch die Inschrift an der Wand in der Familiengruft, die ihre Lebenszeit vom 27. Januar 1823 bis zum 20. Januar 1906 benennt, mithin wurde sie 83 Jahre alt. Ihr Vater war wohl der Bayreuther Regierungs- und Staatsrat Johann Martin Karl Vetterlein. Sie war die Ehefrau von Constantin Friedrich von Pflummern, der vom 7. Mai 1818 bis 24. Oktober 1886 lebte, und mit dem die Familie von Pflummern ausstarb. Weitere Informationen zu Mauritia liegen nicht vor. So weiß man nicht einmal, wie und wo sie in Kontakt mit Constantin von Pflummern kam und ihn heiratete. Sie begleitet uns erst in besagtem Jahr 1850, als die beiden Schloss Sassanfahrt als Erbschaft übernahmen. Ebensowenig wissen wir, ob das Ehepaar von Pflummern seinen Hauptwohnsitz in Sassanfahrt nahm oder nur zweitweise dort lebte. Dennoch scheinen beide einen gewissen Hang zum Ort besessen zu haben, denn ihre wichtigste Hinterlassenschaft ist die ursprünglich als Grablege errichtete Kapelle, die heute neben der St. Mauritiuskirche steht. Doch dazu später mehr.

Mauritia und Constantin bekamen acht Kinder, was eine für die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht unübliche Anzahl darstellt. Sicherlich dürfte auch in den Sassanfahrt-Tropfhäusern eine so hohe Kinderzahl nicht ungewöhnlich gewesen sein. Tragisch war jedoch, dass nur eines ihrer Kinder, die Tochter Flora, das Erwachsenenalter erreichte und die Eltern überlebte. Betrachten wir uns die Nachkommen einmal näher:²



Abb. 3: Grabtafel in der Pflummernkapelle.
Foto: Museen Hirschaid.

Mauritia Antonie Rosalie: 15. August 1850 bis 9. Dezember 1872 (21 Jahre alt). Über sie ist in den Seußlinger Matrikelbüchern nichts verzeichnet, vielleicht verstarb sie nicht in Sassanfahrt. Verheiratet scheint sie nicht gewesen zu sein, was bei einem Alter von 21 Jahren auch nicht ungewöhnlich gewesen wäre. Die erstgeborene Tochter entzieht sich also unserer Kenntnis; wir finden sie nur auf der Inschriftentafel in der Grabkapelle.

Jacobine Caroline Leontine: 4. Juni 1852 bis Juli 1862 (10 Jahre alt). Die zweite Tochter starb am 11. Juli 1862, früh um Dreiviertel sieben Uhr und wurde am 13. Juli in der Familiengruft, also der Pflummernkapelle, von Pfarrer Keller beigesetzt. Als Todesursache ist Phthisis pulmonalis mit begleitender Erschöpfung angegeben. Das steht für Lungentuberkulose, die im 19. Jahrhundert eine höchst ansteckende und unheilbare Krankheit gewesen ist.

Franz Karl: 25. August 1853 bis 10. März 1858 (4 Jahre alt). Er war der ersehnte Erbe; doch starb er im März 1858 früh um 7 Uhr an Nervenfieber, was die historische Bezeichnung für Typhus ist.

Sofie Wilhelmine Caroline Flora: 16. April 1857 bis 7. September 1870 (13 Jahre alt). Sie starb abends und wurde am 10. September von Pfarrer Deuber in der Familiengruft beerdigt; als Todesursache ist „Lungenleiden“ angegeben.

Paula Elise Georgine Caroline: 23. Oktober 1859 bis 24. Juni 1879 (19 Jahre alt). Sie starb früh um 4 Uhr in Bamberg; auch sie wurde zwei Tage später in der Familiengruft beerdigt; Todesursache ist laut Kirchenmatrikel „Phthisis florida“, also erneut Lungentuberkulose, allerdings „florida“, also „blühend“, das heißt, extrem schnell fortschreitend.

Cornelie Caroline Emilie: 8. Dezember 1860 bis 19. April 1869 (8 Jahre alt). Sie starb früh um dreiviertel ein Uhr und wurde am 21. April von Pfarrer Keller in der

Familiengruft beigesetzt; Todesursache Drüsenaabzehrung, was wohl auch eine Form der Tuberkulose ist.

Flora: geb. 27. Juni 1862, war das einzige überlebende von acht Kindern. Sie übernahm nach dem Tod des Vaters 1886 zusammen mit ihrer Mutter Schloss und Gut, heiratete später den Oberstleutnant Alfred Brennfleck und war bis zum Verkauf die letzte adelige Bewohnerin des Schlosses.

Constantin Emil Felix: 8. Mai 1866 bis 16. Februar 1867 (9 Monate alt): Er starb früh um 6 dreiviertel Uhr und wurde am 18. Februar wie seine bereits verstorbenen Geschwister in der Familiengruft beigesetzt. Seine Todesursache wird mit Enzephalitis, also Hirnhautentzündung, angegeben.

Zum Schluss noch ein Wort zu Mauritiass Gatten Constantin von Pflummern. Er starb am 24. Oktober 1886 im Alter von 68 Jahren und wurde drei Tage später von Pfarrer Hopfenmüller ebenfalls in der

Sterb							Register 1858. Pag 98.				
	Name & Religion	Lebenszeit & Abgangsort	Lei ^{ge} vor	Verstorben	Lei ^{ge} nach	Verstorben	Alter	Name & Religion	Anmerkungen		
4.	N. N. Apolit. minal. Ospf.	Bamberg II Taufelhof N. 27	Vergrau. Sorosis Scind	Vergrau. Gebund 1. Jahr Taufelhof Gebund mangru- soph	Wohrau 1858 Mai 1868	4. Februar in Taufelhof	" "	" "			
5.	Anna Katharina Dittrich	Bamberg II Taufelhof N. 34.	Vergrau. Sorosis Scind	Vergrau. Lähmung 8. Februar Opus à. 8.	Wohrau 1858 Mai 1868	20. Februar in Taufelhof	59 Tage 9 Mon. 29 Tage	Georg Keller, Haarw.			
6.	Franz Karl Sohn v. Pflum- mern	Bamberg Kloster Klosterhof in Bam- berg, Ge- stört in Ta- ufelhof bald	Augsburg Kloster Klosterhof in Bam- berg, Ge- stört in Ta- ufelhof bald	Scind Kloster Dr. Hofmei- ster in Augsburg	10. März 1858 Mai 1868	13. März in Taufelhof	4½ Jahre	Georg Keller, Haarw.			
7.	Joseph Fischer	Bamberg II Kottmäuerhof N. 38.	Vergrau. Sorosis Scind	Vergrau. Lähmung ½ Jahr Opus à. 8.	13. März 1858 Mai 1868	15. März in Taufelhof	8 Tage 1 Mon. 2 Tage	Georg Keller, Haarw.			

Abb. 4: Sterbematrikel zu Franz Karl von Pflummern.

Foto: AEB.

Familiengruft beigesetzt. Seine Todesursache wird mit Pyämie angegeben, also eine besondere Form der Sepsis, einer Blutvergiftung, bei der sich die Infektionskeime vom ursprünglichen Herd aus in andere Organe verbreiten. Diese letzte Todesursache, eine Blutvergiftung möglicherweise nach alltäglicher Verletzung, führt uns zur Frage nach dem Grund der hohen Sterblichkeit in der Familie von Pflummern. Dazu ist allgemein zu sagen, dass die Kindersterblichkeit in Deutschland im 19. Jahrhundert erschreckend hoch war. Noch 1870 lag die Säuglingssterblichkeit, also die Todesrate bei Kindern unter zwei Jahren, bei 35 bis 40 Prozent. Die häufigste Todesursache war Durchfall, vor allem im Sommer starben viele Kinder daran. Der Fall der Familie von Pflummern passt aber nicht ganz in diese Statistik, denn zum einen starb nur eines der Kinder, der Letztgeborene Constantin Emil, im Alter von weniger als zwei Jahren, und zum anderen gehörten die von Pflummerns der gehobenen Schicht an. Angesichts dessen mag man sich die Rate der Kindersterblichkeit unter der armen und mangelernährten Sassa-fahrer Bevölkerung kaum vorstellen. Die Seußlinger Sterbematrikel einmal nach diesem Gesichtspunkt zu durchforsten, wäre sicher erschreckend.

Bei der näheren Betrachtung der Todesursachen findet sich eine Häufung von Lungenleiden. Da allein vier der acht Geschwister an einer Lungenkrankheit starben, könnte möglicherweise eine familiäre Disposition für Lungenerkrankungen vorliegen. Solche Vorkommnisse waren – abgesehen von der in Adelskreisen weit verbreiteten Bluterkrankheit – aber für die Mediziner des 19. Jahrhunderts meist nicht erkennbar. Übrigens ist in den Sterbematrikeln für die Kinder der von Pflummerns stets angegeben, welcher Arzt den

Tod feststellte, sodass wir davon ausgehen können, dass die Familie bei Krankheiten ausgebildete Mediziner hinzuzog.³ Das war damals auf dem Land nicht selbstverständlich.

Was auch ein Grund für die häufigen Krankheiten in der Familie sein könnte, war möglicherweise das Alter der Mutter. So war Mauritia von Pflummern bei der Geburt ihres ersten Kindes 27, bei der Geburt des letzten 43 Jahre alt. Auch heute noch spräche man bei einer 43jährigen von einer Risikoschwangerschaft, und adelige Damen des 19. Jahrhunderts, die erst mit 27 ihr erstes Kind bekamen, wären ungewöhnlich.

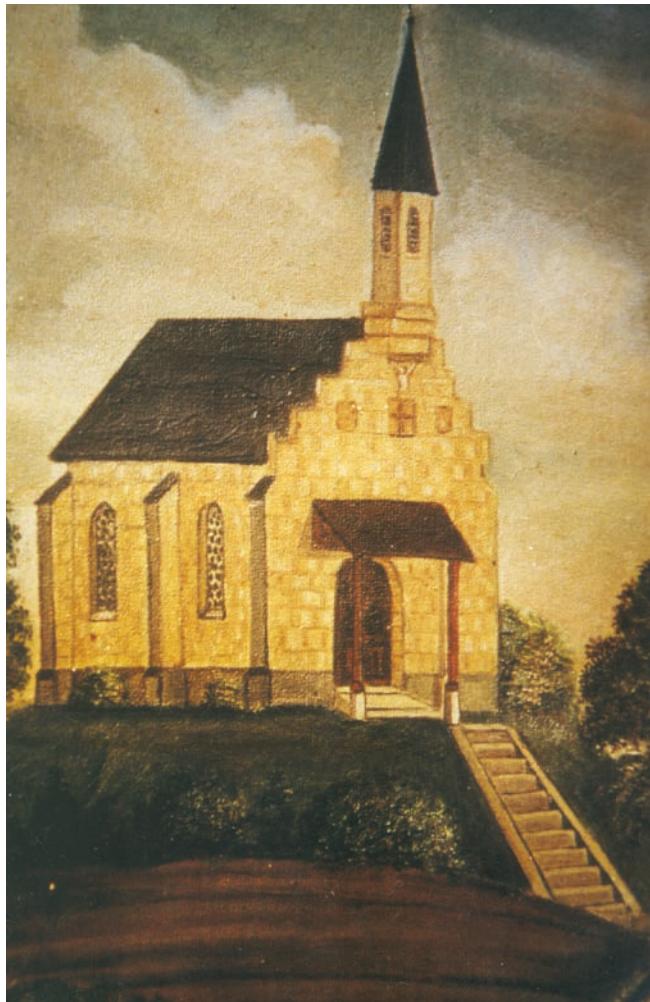
Der Hauptgrund für die hohe Sterblichkeit in der Familie von Pflummern dürfte aber die allgemeine medizinische Situation im 19. Jahrhundert gewesen sein. Eine Vielzahl von Krankheiten, die sich für uns heute mit einem Gang zum Arzt und anschließend in die Apotheke behandeln lassen, war vor 150 Jahren ein Todesurteil. Hauptgrund für die Verbesserung der medizinischen Situation war die Entdeckung des Penicillins und nachfolgend weiterer Antibiotika. Ohne diese Entdeckung würden wir heute noch immer unvermeidlich an bakteriellen Infektionen, Blutvergiftungen oder Tuberkulose sterben. Das Schicksal der Kinder der Familie von Pflummern wäre heutzutage ein anderes, denn ihre Todesursachen wären in unserer heutigen Zeit keine Todesurteile mehr.

Die Pflummernkapelle

Das eindrücklichste und bis heute vorhandene Zeichen des Leids in der Familie Pflummern ist die immer noch bestehende Grabkapelle, die in den Akten als „Familiengruft“ bezeichnet wird. Franz Karl, das drittgeborene Kind und eigentlich der

Abb. 5: Aquarell der Pflummernkapelle.

Foto: Museen Hirschaid.



Erbe des Titels, starb wie oben gesagt am 10. März 1858. Am 28. Juni 1858 stellte die Familie von Pflummern einen Antrag zur Errichtung einer Grabkapelle beim Landgericht Bamberg II. „*Es ist mein und der meinigen längst gehegter Wunsch, auf dem von meinem seligen Vater ererbten Rittergut Sassanfahrt ein [!] Familiengruft zur dortigen Begräbniß der Familienmitglieder auf mir gehörigem Boden zu gründen und über dieser Gruft als Ueberbau eine Kapel-*

le zu errichten. Zu diesem Behufe lege ich den Bau- und Situationsplan der besagten Baulichkeiten sowie die Erklärung der Angrenzen mit der Bitte um distriktspolizeiliche Genehmigung vor, und beharre hochachtungsvollst ergebenster Constantin von Pflummern, Ritter“⁴

Die Gemeindevorsteher von Sassanfahrt unterstützten dieses Anliegen und hatten keine Einwendungen gegen das Bauvorhaben. Beigefügt waren die nötigen Pläne,

worauf der Antrag vier Wochen später mit Schreiben vom 27. Juli 1858 genehmigt wurde. Vorgesehen war ein kleiner neugotischer Bau aus unverputztem Sandstein mit einem Dachreiter. Die Eingangstreppe sollte zum Hang hin abfallen, wobei sich die Kapelle dem Heraufkommenden auf dem Hügel über dem Schloss zuwandte. Der Weg führte also aus dem Schloss die heutige Pfarrer-Gareis-Straße hinauf auf den Hügel. Die Kapelle lag auf dem Besitz der Familie von Pflummern, wobei die Anlage der Kapelle mit dem Anstieg sehr anrührend wirkt. Der Trauerzug konnte sich vom Schloss aus gleichsam himmelan bewegen. Man muss sich vor Augen halten, dass Franz Karl, der mit vier Jahren starb, nach zwei Töchtern der vermutlich ersehnte Erbe des Titels und des Familienbesitzes war und die Trauer deshalb umso größer gewesen ist. Constantin und Mauritia von Pflummern konnten zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen, dass sie noch sechs weitere ihrer insgesamt acht Kinder hier würden bestatten müssen.

Zwischenzeitlich, so lange die Kapelle im Bau war, schrieb Mauritia von Pflummern an den Seußlinger Pfarrer: „*Euer Hochwürden! In Eile teile ich Ihnen mit, dass ich mit einem gestorbenen Kind von mir ankommen werde, doch da die beabsichtigte Kruft [!], welche ich bei Sasanfahrt bauen will, noch nicht fertig ist, so ist es nöthig, meinen Kleinen entweder in meinem Garten einstweile [!] oder im Seußlinger Kirchhof in einem gemauerten Grab unterzubringen.*“⁵

Offenbar kam der Wunsch nach einer Familiengruft beim Ehepaar von Pflummern schon schnell nach dem Tod des vierjährigen Franz Karl, doch die Erstellung eines Bauplans und die Beantragung der Baugenehmigung machten eine vorübergehende Bestattung an anderer Stelle nötig. In den Seußlinger Sterbematrikeln

ist vermerkt, dass Franz Karl am 13. März, also drei Tage nach seinem Tod, in Seußling begraben wurde. Wann er dann in die Familienkapelle umgebettet wurde, ist nicht überliefert. Es ist aber von einer raschen Umbettung nach Fertigstellung der Kapelle auszugehen.

In diesem Zusammenhang muss einen Blick auf die konfessionelle Situation geworfen werden. Die Familie von Pflummern war evangelisch, die Bevölkerung Sasanfahrts überwiegend katholisch. Nachdem es im Umkreis keine evangelische Gemeinde gab, mussten sich die von Pflummerns mit dem nächstgelegenen Pfarramt in Seußling abstimmen, wenn es eine kirchliche Bestattung ihrer Kinder ging. Dies lief anscheinend nicht ganz problemlos ab, denn es wurde berichtet, dass es bei jeder Bestattung eines Kindes zu einem langen Briefwechsel mit dem katholischen Seußlinger Pfarramt gekommen wäre,⁶ bis die kirchliche Beisetzung in der Familiengruft, also der Pflummernkapelle, genehmigt und durchgeführt werden konnte. Die Beisetzungen der Kinder der von Pflummern fielen in die Amtszeiten zweier Seußlinger Pfarrer, nämlich Georg Keller (1855–1869), und Johann Baptist Deuber (1869–1882). Interessanterweise ist in den Sterbematrikeln bei den Einträgen der verstorbenen Kinder immer der Zusatz „kath.“ bei der Familie von Pflummern vermerkt. Ob es sich hier um einen tatsächlichen Fehler in der Aktenführung handelt oder man diese Angabe machte, um Nachfragen vorzubeugen, wissen wir nicht.

Mündlichen Überlieferungen in Sasanfahrt zufolge soll das Ehepaar von Pflummern sehr fromm gewesen sein und war regelmäßig in der Seußlinger Pfarrkirche im Gottesdienst anzutreffen. Allerdings zeigte sich der konfessionelle Zwiespalt an anderer Stelle. Constantin von Pflummern

bemühte sich lange Zeit um die Ansiedlung einer eigenen Gendarmeriestation in Sassanfahrt. Offenbar kam es an der Grabkapelle immer wieder zu Sachbeschädigungen, wie eingeschlagene Fensterscheiben und Schmierereien. Von Pflummern hielt dies für Taten katholischer Dorfbewohner, wohl auch von Kindern, weswegen er an den Seußlinger Pfarrer schrieb, er möge die Schuljugend zur Vernunft bringen. Der Pfarrer übte ja auch das Amt des Schulinspektors aus. Besonders erfolgreich scheinen diese Bemühungen nicht gewesen zu sein, denn Constantin von Pflummern beantragte am 22. November 1868 beim Bezirksamt Bamberg II die Errichtung einer Gendarmeriestation. In einem ausführlichen Schreiben legte er die Situation im Dorf dar.⁷ Ganz eingedenk der alten, abgeschafften Adelsprivilegien beschwore er die Zeit der früheren Soden-schen Patrimonialgerichtsbarkeit herauf, die in seinen Augen ein „*nicht unbehaglicher Zustand*“ gewesen sei, da damals der Territorialherr die weitreichende Polizeigerichtsbarkeit über seine Untertanen hatte und sie nach eigenem Sinne bestrafen konnte. Dennoch ging er in seinem Antrag mit Julius von Soden hart ins Gericht, der „*seine Lieblingsidee, den Ort Sassanfahrt zu einem starken und vermögli-chen Marktflecken zu erheben dadurch zu erreichen suchte, dass er [...] jedem unstätt herbeigekommenen Individuum, ohne be- gründeten Nachweis seiner Vermögens- und Leumundsverhältnisse abzufordern [...] und so dessen Ansiedlung ermöglichte.*“ Dieses „*bunte Gemisch*“, so von Pflummern weiter, habe zur Folge, dass es wiederholt zur „*Störung der öffentlichen Ruhe*“ und zu „*Eigentumsbeeinträchtigungen*“ gekommen sei.

Wir sehen hier ganz deutlich den Wandel der Geisteshaltung im 19. Jahrhundert. War Julius von Soden noch ganz ein

Kind der Aufklärung gewesen und darum bemüht, den Armen und Bedürftigen eine neue Heimstatt zu bieten, so war Constantin von Pflummern 80 Jahre später wohl im Selbstverständnis eines Kavallerieoffiziers gefangen. Er war ab 1869 Kommandant des 2. Ulanen-Regiments „König“. Zucht und Ordnung, Gehorsam und ein geregeltes Miteinander mit konkreten Strafen für Vergehen waren offensichtlich seine Welt. Deshalb verstand er auch das soziale Engagement seines Vorgängers von Soden nicht und appellierte an die übergeordneten Instanzen, die Ordnung in seinem Sinne herzustellen.

Von Pflummern forderte also vom Bezirksamt Bamberg II die Errichtung einer eigenen Gendarmeriestation in Sassanfahrt, weil er die Zustände in seinem Dorf als nicht mehr kontrollierbar erachtete. Polizeilich gehörte Sassanfahrt damals zum Zuständigkeitsbereich der Station in Frensdorf. Zwar hatte wohl auch die Gendarmeriestation Hirschaid die Vorschrift, ab und zu in Sassanfahrt zu patrouillieren, aber das reichte in den Augen von Pflummerns nicht aus, zumal Hirschaid bereits im benachbarten Bezirksamt Bamberg I lag, was heute gewissermaßen einer Landkreisgrenze entspräche und die grenzübergreifende Zusammenarbeit sicherlich nicht vereinfachte. Fast 13 Jahre zog sich diese Angelegenheit hin, bis dann schließlich zum 1. Oktober 1881 eine Polizeistation eingerichtet wurde.

Kehren wir zurück zur Grabkapelle der Familie von Pflummern und ihren Erbauern. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, dass Mauritia der Überlieferung nach als evangelische Christin intensiv die Heiligenlegenden studierte, naheliegenderweise vor allem die des heiligen Mauritius. Er gilt als Schutzheiliger des Militärs und wurde vor kriegerischen Auseinanderset-

zungen angerufen. Das heute als Pflummernkapelle bekannte kleine Gotteshaus hatte nach seiner Erbauung wohl zunächst gar keinen eigenen Namen. Sie diente als Grablege der Familie und wurde nicht auf einen Heiligen als Patron geweiht. Da die Familie ja evangelisch war, lag eine Namensgebung auch nicht auf der Hand. Die von Pflummerns galten weithin als fromm, und so ist auch im Bamberger Volksblatt vom 26. Mai 1897 zu lesen, dass der Bamberger Erzbischof Joseph von Schork bei einer Visitation der Pfarrei Seußling zwei Tage zuvor auch Sassanfahrt besucht hatte. „Nachmittags um drei Uhr verließ der geliebte Oberhirte, nachdem er einem Kranken einen Besuch abgestattet hatte, Seußling unter dem Geläute der Glocken und stattete in Sassanfahrt, woselbst der [...] den Weg durch das Schloss nahm, der durch ihren großen Wohltätigkeitsinn hervorragenden Baronin Freifrau von Pflummern einen ¾-stündigen Besuch ab.“⁸ Der Erzbischof persönlich besuchte also das Schloss Sassanfahrt und seine Schlossherrin. Sie wurde eigens im Zeitungsartikel erwähnt und als wohltätig beschrieben. Eine gewisse Wertschätzung ihrer sozialen Tätigkeiten von Seiten der katholischen Kirche kann also attestiert werden.

Nach dem Tod der Eltern Constantin und Mauritia erbte die einzige überlebende Tochter Flora Schloss und Gut und trat das Familienerbe an. Sie heiratete mit 45 Jahren in zweiter Ehe den Offizier Albert Brennfleck. Das Paar lebte vornehmlich in München und nutzte das Schloss Sassanfahrt nur noch als Sommersitz.

Als Pfarrer Georg Gareis im Jahr 1905 die Pfarrei Seußling übernahm, verfolgte er sehr schnell das Ziel, in Sassanfahrt, wo die Bevölkerung stark angestiegen war, eine eigene Kirche zu errichten. Dazu gründete er zusammen mit Bürgermeister

Adam Krapp mit dem Ziel, Finanzen für ein Kirchengebäude zu sammeln, einen Kirchenbauverein. Bei seiner Gründung soll der Kirchenbauverein den Namen St. Heinrichs getragen haben. Nachdem allerdings die Finanzierung nur sehr schleppend anlief, musste eine Übergangslösung für die angewachsene Sassanfahrter Bevölkerung gefunden werden. Schnell fiel dabei die Wahl auf die bereits bestehende Grabkapelle der Familie von Pflummern. Pfarrer Gareis überzeugte das Ehepaar Brennfleck, die Kapelle den katholischen Gläubigen zu überlassen, die mittlerweile in der Seußlinger Sigismundkirche kaum mehr Platz fanden. In einem Schreiben vom 22. Juni 1913 erklärten die Brennflecks, ihre Kapelle den Katholiken überlassen zu wollen, was das erzbischöfliche Generalvikariat in einem Brief vom 23. September desselben Jahres bestätigte: „Gerne gestatten wir, dass in der Kapelle zu Sassanfahrt einmal wöchentlich an einem Werktag das hl. Messopfer dargebracht werde. Wenn die Guts herrschaft sich schriftlich verpflichtet, dass die Kapelle in Sassanfahrt ausschließlich dem kath. Ritus dienen soll.“⁹

Die Kapelle wurde in der Folge am 29. Juni 1913 katholisch geweiht, wobei sie den Namen St. Mauritius erhielt. Warum Pfarrer Gareis nun genau den Namen des hl. Mauritius für die Kapelle gewählt hatte, ist leider nirgendwo schriftlich fixiert. Zumindest findet sich heute keine Quelle, auf deren Grundlage die Entscheidung nachvollzogen werden könnte, denn bedauerlicherweise fehlen die Pfarrverwaltungsprotokolle der Jahre 1906 bis 1936 aus Seußling. Das Archiv des Erzbistums Bamberg vermeldet hier eine Lücke von 30 Jahren. Es gibt folglich keine Aufzeichnung, keinen Beschluss und keine Niederschrift aus dieser Zeit, in der die Entscheidung von Pfarrer Gareis schriftlich festge-



Abb. 6: Pflummernkapelle als katholisches Gotteshaus.

Foto: Museen Hirschaid.

halten worden wäre. Dies wäre wichtig, da ja der Kirchenbauverein ursprünglich den Namen St. Heinrich erhalten haben soll. So existiert nur die mündliche Überlieferung, dass der Name Mauritius eine Anerkennung der wohltätigen Arbeit der Schlossherrin Mauritia von Pflummern gewesen sei.

Im Diözesanarchiv Bamberg hat sich jedoch ein Entwurf für einen Zeitungsartikel aus der Hand von Pfarrer Gareis erhalten, der die Weihe der St. Mauritiuskapelle behandelt. Es ist ein eng beschriebenes Blatt mit vielen Ergänzungen und Korrekturen vom 2. Juli 1913, in dem es heißt: „Auf herrliche Freudentage kann die Gemeinde Sasanfahrt zurückblicken, der es vergönnt war, am vergangenen Sonntag, dem Fest der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus die Einweihung der in hochherziger Weise von der

hochverehrten Gutsherrschaft uns zum Gottesdienste überlassenen Kapelle zu begehen, welche von stattlichen Bäumen umrauscht auf der die ganze Gegend beherrschenden Höhe sich erhebt und in der bestattet liegen die schon in zarter Jugend verstorbenen Geschwister unserer edlen Gutsherrin und ihrer Eltern, der Herren Gutsbesitzer Freiherr Constantin von Pflummern und seiner als Mutter aller Armen stets im Gedächtnis der Nachwelt fortlebender Gemahlin Mauritia, welche beide im Jahr 1859 die Kapelle als ihre Familienbegräbnisstätte errichtet hatten. [...]“¹⁰ Etwas abgeändert erschien dieser Text dann im Bamberger Volksblatt vom 3. Juli 1913. In dem Artikel wird die Einweihung minutiös beschrieben, und es ist auch die Rede vom „Glorreichen Märtyrer Mauritius“, dem zu Ehren die Kapelle geweiht worden sei.

Der Name Mauritiuskapelle war damit etabliert und fand auch Verwendung, was beispielsweise einem Schreiben zu entnehmen ist, das am 9. Juli 1913 vom Pfarramt Seußling an das erzbischöfliche Ordinariat gesandt wurde und in dem die Aufbewahrung des Allerheiligsten in der Kapelle geregelt wird. Hier ist schon ganz selbstverständlich von der Mauritiuskapelle die Rede.¹¹

Genauso selbstverständlich scheint dann der Namenspatron auch auf die neu zu bauende große Kirche 25 Jahre später überzugehen. Wie bereits erwähnt, fehlen leider die entsprechenden Protokolle, in denen mögliche Beschlüsse über das Kirchenpatrozinium festgehalten wurden. Wir können also auch hier keinen schriftlichen Nachweis für die Vorbildfunktion von Mauritia von Pflummern liefern.

Dennoch bleibt die Überlieferung beharrlich bestehen. Adam Wichert schrieb 1968 im Fränkischen Tag: „Seit 1913 wird St. Mauritius als Patron gefeiert“ und weiter: „[Pfarrer Gareis] sah den heiligen Mauritius als tapferen Offizier und stellte damit die Verbindung zum Erbauer der kleinen Kapelle, zu Generalmajor von Pflummern, der ebenfalls Offizier, gottesfürchtig, treu und hilfsbereit gewesen ist. Zum zweiten hatte die Familie von Pflummern in der Ehefrau des Generalmajors Mauritia von Pflummern, obwohl sie protestantisch war, eine glühende Verehrerin des heiligen Mauritius. Diese Adlige, die sich Zeit ihres Lebens unermüdlich und mit großer Hingabe und Fürsorge für die Ärmsten innerhalb des Dorfes einsetzte und deswegen auch als die „Mutter der Sassanfahrter Armen“ in die Ortsgeschichte einging, hatte persönlich eine Reise zur Martyriumsstätte des heiligen Mauritius unternommen und auch das Saint-Maurice-Kloster besucht. Pfarrer Gareis wollte, dass auch diese große Wohltäterin durch das Patronat des

Heiligen in der Erinnerung der Gläubigen fortleben möge.“¹²

Epilog

Was wissen wir nun also über Mauritia von Pflummern, die „Mutter der Sassanfahrter Armen“? Die Geschichte hat es nicht gut mit ihr gemeint, denn sie hinterließ außerhalb von Sassanfahrt keine Spuren. Selbst ihre Spuren im Ort Sassanfahrt sind weder schriftlich oder dinglich, geschweige denn materiell nachzuweisen. Ein einziges Mal taucht sie archivalisch auf, als sie sich mit einer Spende von 1.000 Mark am Bau der Regnitzbrücke zwischen Hirschaid und Sassanfahrt beteiligte. Das 1903 fertig gestellte Bauwerk schuf eine dauerhafte und hochwassersichere Verbindung von Hirschaid nach Westen, und ihr Beitrag ist in der Schlussrechnung nachzulesen.¹³

Was sie allerdings konkret für die Sassanfahrter Armen getan hat, ob sie Geld oder Nahrungsmittel spendete, ob sie persönlich in die Tropfhäuser ging oder die Bewohner zu sich ins Schloss bat, wissen wir nicht. In den Erinnerungen von Pfarrer Hopfenmüller, der im Jahr 1884 selbst den „Verein zur christlichen Armenpflege“ und eine Korbmacherinnung gründete, findet Mauritia von Pflummern keine Erwähnung, obwohl sie sich gekannt haben müssen, denn Pfarrer Hopfenmüller beerdigte 1886 Constantin von Pflummern. Trotzdem können wir können die Situation nachvollziehen, wenn wir Parallelen zu unseren Tagen ziehen: Wie viele Menschen arbeiten heute ehrenamtlich im sozialen und karitativen Bereich, ohne das an die große Glocke zu hängen? Wie viele engagieren sich in Besuchsdiensten, Nachbarschaftshilfen oder bei der Essensausgabe? Über sie wird kaum berichtet, aber

sie sind vielfach unentbehrlich und tragen einen wesentlichen Anteil am Funktionieren unserer Gesellschaft, ohne, dass dies in den Dokumenten und Archiven auftaucht. Auch sie werden hauptsächlich im kollektiven Gedächtnis ihrer Umgebung in Erinnerung bleiben, genauso wie dies bei Mauritia von Pflummern, einer Vorreiterin bürgerschaftlichen Engagements, der Fall ist.

Annette Schäfer M.A. (geb. 1973) studierte Kunstgeschichte, Volkskunde und Denkmalpflege in Würzburg und Bamberg. Seit 2003 ist sie für alle Fragen der Kultur in der Marktgemeinde Hirschaid zuständig, verwaltet das Schloss Sassenfahrt und leitet die beiden Museen der Gemeinde. Seit 2006 ist sie ehrenamtliche Kreisheimatpflegerin des Landkreises Bamberg. Von 2006 bis 2015 war sie stellvertretende Bundesvorsitzende des Frankenbundes. Ihre Anschrift lautet: Neugartenstraße 15, 96114 Hirschaid, E-Mail: annette.schaefer@heimatpfleger.bayern.

Anmerkungen:

- 1 Scheinost, Marina/Gehringer, Horst: Der Physikatsbericht für das Landgericht Bamberg II, in: Mitteilungen des Historischen Vereins Bamberg 141 (2005), S. 403–434.
- 2 Die Lebensdaten der Kinder finden sich vollständig auf der Grabtafel in der Pflummernkapelle in Sassenfahrt. Die Todesdaten und -ursachen lassen sich nachweisen in: Archiv des Erzbistums Bamberg [künftig: AEB] Rep. 60, PfarrA Seußling, St. Sigismund M8, Sterbefälle 1839–1894.
- 3 AEB wie Anm. 2.
- 4 Staatsarchiv Bamberg [künftig: StA Ba] K5 9678.
- 5 Scharting, Horst: Vortrag über die Familie von Pflummern, o.T. Arbeitskreis Soden-Sassenfahrt 1984, unveröffentlichtes Manuskript, masch.
- 6 Scharting: Von Pflummern (wie Anm. 5).
- 7 Die folgenden Auszüge aus dem Schreiben: StA Ba K5 3848.
- 8 AEB Rep. 60, Nr. 254.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd. Der in diesem Akt liegenden Kopie des zitierten Zeitungsartikels aus dem „Fränkischen Tag“ fehlt das genaue Datum.
- 13 Schumm, Hans: Die erste Regnitzbrücke von Hirschaid, erbaut im Jahre 1902. Heimatkundliche Blätter für Hirschaid. Bd. 1. Hirschaid 2000, S. 51.

BÜCHER ZU FRÄNKISCHEN THEMEN

Hinweis zu Buchbesprechungen

In der Zeitschrift *FRANKENLAND* werden häufiger auch Jahrbücher o.ä. besprochen, die bei anderen Kulturvereinigungen erschienen sind. Wenn es über solche Werke dann in der Rezension heißt, „*der Preis ist mit dem Mitgliedsbeitrag abgegolten*“, bedeutet das natürlich, dass man bei der entsprechenden Kulturvereinigung, die den Band herausgegeben hat, Mitglied sein muss, um das besprochene Buch über den Mitgliedsbeitrag erhalten zu können. Der Mitgliedsbeitrag beim FRANKENBUND kann diese Leistung selbstverständlich nicht umfassen!

PAS

Zwei jüdische Familien in Bamberg: Tilly Viktoria Rehbock – Max Wiesenfelder

Ein Oral-History-Interview des 'United States Holocaust Memorial Museum Washington' liefert Details jüdischen Lebens im Bamberg der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das inkludiert auch die Romanze zwischen der Tochter eines Fabrikdirektors und dem Sohn eines Viehhändlers.

Tilly Viktoria Rehbock wurde am 5. September 1914 in der Bamberger Frauenklinik am Markusplatz geboren.¹ Ihr zweiter Vorname Viktoria belegt die patriotische Gesinnung ihrer Eltern, die sich wie viele ihrer jüdischen Landsleute als Deutsche fühlten und von einem Sieg der deutschen Truppen in der Schlacht an der Marne (5.–12.9.1914) ausgegangen waren. Tilly kommentierte später: „Kaum hatte ich den Namen, da stellten sie fest, dass Frankreich gewonnen hat. Ich war also eine Fälschung, schon als ich drei Tage alt war.“² Tillys Sohn Leslie Hugh Wiesenfelder ergänzte diese Äußerung 2020: „He [my grandfather Hugo Rehbock] thought of himself as a German first and a Jew second. So he fought for Germany in World War I. Unfortunately, later on, the rest of Germany thought of him as a Jew and not a German.“³

Tillys Vater Hugo Rehbock war im Jahr 1893 siebzehnjährig aus Eisenach gekommen,⁴ um in der Nähseidenfabrik Kupfer & Mohrenwitz bei seinem Onkel, dem Kommerzienrat Bernhard Mohrenwitz, eine Lehre zu beginnen.⁵ 1909 heiratete er Frieda, die Tochter des Kaufmanns Louis Gütermann.⁶ 1914 kam deren Tochter Til-



Abb. 1: Tilly Rehbock im Alter von etwa drei Jahren auf den Stufen ihres Elternhauses.

Foto: Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.

ly zur Welt. Ihr Aufwachsen in großbürgerlichem Ambiente als Einzelkind wohlhabender jüdischer Eltern im Haus Friedrichstraße 6 in Bamberg war von Liebe, Fürsorge und Aufmerksamkeit geprägt. Diesen Eindruck vermittelt auch das Foto, welches Tilly im Alter von etwa drei Jahren auf den Stufen ihres Elternhauses zeigt.

Nach vier Jahren Volksschule in der konfessionell nicht gebundenen „Höheren Mädchenschule“ besuchte Tilly das „Städtische Mädchenlyzeum“ im Vorderen Bach 6⁷ und trat 1928 in das soeben gegründete „Realgymnasium der Englischen Fräulein“ über.⁸ Die per Notendurch-

schnitt qualifizierten Absolventinnen des vorhergehenden dreijährigen Mädchenzyums mussten drei Jahre Latein nachlernen. Dies geschah in Zusatzstunden jeweils morgens um sieben Uhr durch den Lateinlehrer eines Knabengymnasiums in Anwesenheit einer Nonne, um Unziemliches zu vermeiden.⁹ Tilly fasste dies so zusammen: „Ich hatte neun Jahre Englisch, neun Jahre Latein und vier Jahre Französisch: eine gute Erziehung.“¹⁰

Tillys Familie war Teil der gehobenen jüdischen Gesellschaft in Bamberg, welche keinen engen Bezug zur Religion pflegte. Tilly sagte dazu: „Wir waren angepasst.“¹¹ Religiöse Feste wurden nicht gefeiert, und seit drei Generationen aß in der Familie niemand mehr koscher. Ab 1933 jedoch besuchten Tilly und ihre Mutter den Gottesdienst und hielten die Fastentage ein. Als Grund hierfür vermutete Tilly das Bedürfnis, sich in der Zeit des beginnenden Nationalsozialismus als Juden enger zusammenzuschließen.¹²

Die begabte Schülerin durchlief mühevlos das Gymnasium und gehörte 1934 zum ersten Abiturjahrgang am Institut der Englischen Fräulein.¹³ „Als ich zehn Jahre alt war, dachte meine Mutter, dass sie mich vielleicht auf das Knabengymnasium schicken sollte, um Griechisch und Latein zu lernen, um dann, wenn ich neunzehn bin, zur Universität zu gehen. Dann dachte sie, mit zwei Mädchen unter zwanzig Jungen, das würde zu hart werden und sie schickte mich nicht hin.“¹⁴ Mit Tillys Abitur am „Realgymnasium der Englischen Fräulein“ wäre die Voraussetzung für ein Universitätsstudium zwar erfüllt gewesen, jedoch schloss das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen vom 25. April 1933“ sie als Jüdin davon aus.

„Dann war ich bei einer Feier im Haus einer Freundin und da war auch Max. Es

war, soweit es mich betrifft, Liebe auf den ersten Blick. Er war groß, dunkel, nett.“¹⁵ Max war der Sohn des aus Viereth stammenden Viehhändlers Joseph Wiesenfelder. „Er war sehr ansehnlich, ehrgeizig und sehr, sehr begabt, sehr brillant und sehr erfolgreich und getrieben von diesem persönlichen Hintergrund“,¹⁶ womit Tilly den finanziell unsicheren Hintergrund der Familie Wiesenfelder meinte. Er war also von dem Wunsch getrieben, Geld zu verdienen und reich zu werden. Zur Unterstützung seiner kranken Eltern hatte Max Wiesenfelder die Schule schon im Alter von sechzehn Jahren verlassen müssen. Sein Vater war „ein nett aussehender Mann“, beruflich aber nicht erfolgreich.¹⁷ So war Max definitiv nicht der Mann, den sich Hugo und Frieda Rehbock für ihre Tochter gewünscht hatten.¹⁸ Als liebevolle Eltern, die sie wahren, unterstützten sie dennoch die Verlo-



Abb. 2: Friedrichstraße 6. Foto: Dieter Geimer.



Abb. 3: Hochzeit Tilly Rehbock – Max Wiesenfelder am 30. August 1936 im Hof des Hauses Friedrichstraße 6.

Foto: Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.

bung ihrer Tochter an Ostern 1936. Am 27. August 1936 fand die standesamtliche Trauung¹⁹ im Rokokosaal des Alten Rathauses statt,²⁰ die religiöse Zeremonie wurde am 30. August im Hof des Hauses Friedrichstraße 6 gefeiert.

Vorausgegangen war ein Gespräch der Brauteltern mit dem zukünftigen Schwiegersohn im Biedermeier-Salon, über das Max sagte, dass er sich in seinem ganzen Leben noch nie so unwohl gefühlt habe wie bei dieser Prüfung.²¹ Er wurde jedoch ein hochgeschätztes und geliebtes Familienmitglied. Die beiden Familien mit so unterschiedlichen gesellschaftlichen und religiösen Normen stellten in den kommen-

den schweren Jahren Zusammenhalt und gegenseitige Hilfe eindrucksvoll unter Beweis. So sah die streng koscher lebende Jeanette Wiesenfelder einerseits über die lasche Handhabung der Vorschriften im Hause Rehbock hinweg, während Hugo und Frieda Rehbock andererseits Maxens Bruder Martin ein Visum für Kuba kauften. Frieda brachte Martin sogar nach Hamburg zum Schiff, weil sie ihm das alleine nicht zutraute. Weitere Beispiele für den familiären Zusammenhalt werden hier weiter unten im Text folgen.

Der beim Elektrogroßhandel Hugo Löbl Söhne bereits zum Prokuristen aufgestiegene Max Wiesenfelder wurde im Jahr seiner Hochzeit Direktor der Nähseidenfabrik „Kupfer & Mohrenwitz“ in der Luitpoldstraße 40. Dort wurde er 1937 sogar Teilhaber.²²

Reichspogromnacht am 9. November 1938

Dazu schrieb Tilly: „Früh am Morgen kamen die SA-Leute und verhafteten meine Eltern, Max und mich. Sie schickten die Männer in das örtliche Gefängnis und brachten die Frauen zur Zentrale der Gestapo. Als der Tag vorüber war, schickten sie die Frauen nach Hause. Der Chef der Gestapo war ein älterer Mann. Er war nicht so schlimm wie die anderen. Daher wurde jeder, der älter als 60 war – mein Vater war über 60 – aus dem Gefängnis entlassen. Aber Max wurde in das Konzentrationslager Dachau geschickt.“²³ Dort hieß es: „Hier regieren die Schlinge und die Peitsche.“²⁴ In der Novemberkälte trugen die Inhaftierten nur die gestreiften Verbrecheranzüge ohne Unterkleidung. Sie mussten sechs Stunden in diesen Anzügen in Grundstellung stehen. Max bekam einen schlimmen Husten, einige bekamen Lungenentzündung.²⁵ Um ihren

Mann frei zu bekommen, wagte sich Tilly in die Gestapo-Zentrale München: „Ich kam zu der Person, die ich treffen wollte und sagte, dass unsere Fabrik an Arier verkauft werden sollte und dass mein Vater sie nicht ohne Max verkaufen kann. Deshalb sollten sie ihn heimschicken, was mir vernünftig erschien. Sie schrieben alles auf, machten Notizen und ich ging. Ich war jung. Ich war sehr stolz auf mich, dass ich es getan hatte, bis ich nach Bamberg zurückkam. Ich erhielt einen Anruf vom Chef der Gestapo. Sie haben zu mir ins Büro zu kommen. Mein Herz schlug heftig. Wie können Sie es wagen, über meinen Kopf hinweg nach München zu fahren? Warum sind Sie nicht zu mir gekommen?“²⁵ Aber „Max war der erste, der nach vier Wochen aus der Hölle herauskam.“²⁶ Der in ernsten Dingen sonst so zurückhaltende Max hatte nun das Bedürfnis, sich die Schreckengeschichten von der Seele zu reden, Tilly jedoch ertrug seinen Bericht nur schwer.²⁷

Tilly fuhr in ihrer Schilderung fort: „Nun, als Max in Dachau war und das geschehen war, da wusste man, dass es hier kein Bleiben gab.“²⁸ Tilly rief daraufhin den Repräsentanten von Kupfer & Mohrenwitz in Stockholm an. Dieser wusste, worum es ging, „aber ich konnte am Telefon nichts sagen. Die Telefone wurden abgehört. Wir waren sehr vorsichtig. Daher sagte ich: ‚Ich brauche einen Brief, dass wir nach Stockholm kommen können.‘ Er sagte: ‚In Ordnung, ich schicke Ihnen einen Brief‘. Er ging zu den Behörden und tat, was er konnte, aber er hatte die Visa nicht. Daher schickte er mir einen sehr korrekten Brief, der besagte, dass man sich um alles kümmern würde, wenn wir da wären, aber das war nicht ausreichend, weil ich etwas Stärkeres brauchte. Seine Schreibmaschine hatte glücklicherweise das gleiche Schriftbild wie meine und es war Platz hinter dem letzten Satz und dem Gruß. Ich tippte hinein: ‚Wir bemühen uns für Sie um ein Visum‘. Und das war ent-



Abb. 4: Mechanische Seidenzwirnerei und -färberei Kupfer & Mohrenwitz, Luitpoldstraße 40.
Foto: Laura Ennes.

*scheidend. Ich ging damit zur Gestapo. Das war es und deswegen wurde Max entlassen. Er erhielt ein Ausreisevisum für uns und dann konnten wir Pässe beantragen.*²⁹ Voraussetzung für den Erhalt der Pässe, die den Juden zuvor weggenommen worden waren, war die Auflistung des gesamten Vermögens an Geld, Wertpapieren, Immobilien, Schmuck, Silber etc. und von jedem einzelnen Gegenstand, den Tilly und Max mitnehmen wollten. Dies betraf Möbel, Geschirr, Gläser, Porzellan und Kleidung. „Wenn man die Liste zurückbekam, hieß es: Ihre Möbel sind nur zwei Jahre alt. Deshalb müssen Sie den Betrag, den Sie ursprünglich bezahlt haben, noch einmal bezahlen. Das war nicht so schmerhaft, weil man Geld sowieso nicht herausbringen konnte. Man konnte zehn Mark mitnehmen, das war alles. Alles, was wir behalten durften, waren ein goldener Ehering und ein Satz von je einem Messer, einer Gabel und einem Löffel.“³⁰ Schmuck und Silber mitzunehmen war nicht erlaubt. Ein Inspektor, der aber kein strenger Nazi war, überwachte anhand der Liste das Einpacken des Umzugswagens. Um 12 Uhr sagte er: „Ich gehe jetzt zum Essen. Um 14 Uhr bin ich zurück.“ Er gab damit Gelegenheit zum Einpacken von Silberbesteck und anderen Wertgegenständen. „In dieser Zeit konnte ich mein ganzes schönes Porzellan einpacken.“³¹

Im Februar 1939 flogen Tilly und Max von Köln aus nach Stockholm, wo sie bleiben wollten.³² Eine Auswanderung in die USA zogen sie wegen der dort herrschenden schlechten Wirtschaftslage und Maxens geringen Englischkenntnissen nicht in Betracht. Allerdings ließ sie die Besetzung von Dänemark und Norwegen im April 1940 ihre Meinung ändern.³³ Am amerikanischen Konsulat in Stockholm beantragten und erhielten sie ihre Einwan-

derungspapiere für die USA. Wegen der Torpedierungsgefahr auf der Schiffsroute Stockholm–New York entschied sich das Ehepaar Wiesenfelder für eine fünfwöchige Reise per Flugzeug, Bahn und Schiff von Stockholm nach Seattle. An einem heißen Augusttag 1940 starteten Max und Tilly per Flugzeug von Stockholm über Riga nach Moskau, wo sie im „Metropol“ wohnten, dem einzigen Moskauer Hotel für Ausländer. Drei Tage später bestiegen sie die Transsibirische Eisenbahn und erreichten nach elftägiger Fahrt Wladiwostok. Von hier aus ging es per Schiff nach Yokohama in Japan, per Zug nach Tokio und erneut per Schiff nach Seattle.³⁴ Mit dem Verkauf von Wertsachen erzielten sie 1.500 Dollar Bargeld und finanzierten so ihre Bahnreise quer durch die USA. Nach zwei Tagen und drei Nächten erreichten sie New York und wurden von Tillys Cousine Margot Furth in deren Wohnung in Manhattan aufgenommen.³⁵

Aufgrund eines Empfehlungsschreibens der schwedischen Geschäftsvertretung von Kupfer & Mohrenwitz fand Max Anstellung in der Exportabteilung der Holzhandelsfirma von Harry Winkler. Tagsüber arbeitete er in der Firma und nachts schrieb er mit seiner tragbaren deutschen Schreibmaschine Briefe an Firmen in fremden Ländern. Sein Anfangslohn betrug 10 bis 12 Dollar pro Woche, wozu die Provision für alles, was er verkaufte, kam. Innerhalb von vier Jahren stieg sein Gehalt auf tausend Dollar pro Woche.³⁶ Außerdem wurde er Vize-Chef der Firma im 70. Stockwerk des Woolworth Gebäudes.³⁷ Nun machte er sich mit seiner eigenen Import-Exportfirma selbstständig. Den Firmennamen „The Monopol Mfg. Corporation“ hatte Tilly in Rückgriff auf den Markennamen „Monopol“ für die Nähseide in der enteigneten Bamberger Firma Kupfer & Mohrenwitz



Abb. 5: The Monopol Mfg. Corporation.
Foto: Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.

vorgeschlagen. Als ehemaliger Mitinhaber dieser Firma habe Max Wiesenfelder alles Recht, diesen Firmennamen zu verwenden, meinte sie. Mit gutem kaufmännischem Gespür fügte Max gleich noch das Gründungsdatum der Bamberger Firma hinzu: „Since 1870“.³⁸

Mit der Geburt der Tochter Lillian Rose am 14. September 1942³⁹ bezog die junge Familie eine schöne Wohnung am Broadway. Am 10. September 1945 wurde Leslie Hugh geboren und im Dezember 1946 als drittes Kind Frances Jane. 1946 kauften Max und Tilly ein Haus aus dem Baujahr 1928 in Scarsdale, Westchester County, NY, und zogen nach dessen gründlicher Renovierung im Frühjahr 1947 dort ein. Nur sechs Jahre nach ihrer Ankunft in den USA gelang Max und Tilly die Finanzierung des Kaufs dieses Hauses, welches für die kommenden vierzig Jahre das geliebte Zuhause der Familie wurde.⁴⁰ Ebenfalls im Jahr 1946 erhielten Tilly und Max die amerikanische Staatsbürgerschaft.⁴¹

Darüber bemerkte Tilly folgendes: „Max wollte so schnell wie möglich reich werden. Trotz der Warnung des Arztes trieb er sich ständig weiter an. Zwar war er sportlich, spielte jeden Sonntag Tennis, schwamm, ging Skilaufen und Schlittschuhlaufen und war schlank, jedoch hatte er hohen Blut-

druck. Am Montag, dem 9. Mai 1955, erhielt Max einen Brief, in dem stand, dass seine hohen Investitionen in Cali (Kolumbien) verloren waren. So konnte er bei der Bank den fälligen Kredit nicht zurückzahlen, für den sich der Bankdirektor, sein Freund, persönlich verbürgt hatte. Max übergab sich und meinte, er habe ein Problem mit dem Magen. Als jemand ihn etwas fragte, antwortete er: „Ich kann jetzt nicht mit Ihnen sprechen.“⁴² Der im Gebäude anwesende Arzt war zwar schnell zur Stelle, konnte jedoch nicht mehr helfen: Max Wiesenfelder war im Alter von nur 46 Jahren gestorben. Er hinterließ seine Ehefrau und drei Kinder im Alter von acht, neun und zwölf Jahren. Finanziell war Tilly durch eine Lebensversicherung über 100.000 Dollar abgesichert. Jetzt war Tilly, die bis dahin mit geschäftlichen Dingen nichts zu tun gehabt hatte, ein Jahr lang mit der Auflösung der Firma ihres Mannes beschäftigt. „Einer meiner Freunde sagte, als er wusste, dass ich in Schwierigkeiten war: „Manchmal ist es gut, bankrott zu gehen. Du kannst dabei finanziell besser wegkommen.“ Ich sagte: „Ich kann dieses Geschäft nicht zu seiner Erinnerung bankrott gehen lassen.“⁴³ Es gelang ihr, alle Verbindlichkeiten zu begleichen.⁴⁴

Im Jahr 1956 bewarb sie sich um eine Stelle in der „Ryan Library“ des 1940 gegründeten privaten katholischen Iona College in New Rochelle. Diese Stelle in einer katholischen Einrichtung hätte sie als Jüdin nicht bekommen, wenn sie nicht in Deutschland das Gymnasium einer Klosterschule besucht gehabt hätte.⁴⁵

Vierzehn Jahre nach dem Tod Max Wiesenfelders heiratete Tilly den verwitweten deutschstämmigen Rudolph Auerbach. Dieser war als jüdischer Richter in Deutschland 1933 aus dem Justizdienst entlassen und 1946 von Großbritannien aus als Be-

rater und Dolmetscher bei den Nürnberger Prozessen eingesetzt worden.⁴⁶

Nach vierzehnjähriger Ehe starb Rudolph Auerbach im Jahr 1982. Im März 1986 zog Tilly in eine großzügige Wohnanlage in New Rochelle,⁴⁷ wo sie für weitere dreißig Jahre ein aktives und geselliges Leben führte. Jahrzehntelang war sie Mitglied in einem Buchklub, der jeden Monat ein Buch diskutierte, ihre Töpferarbeiten waren bemerkenswert, ihre Kuchen nach deutschen Rezepten berühmt. Wenn sie im Alter von über hundert Jahren den Pool der Anlage verließ, klatschten die Umste-

genden Beifall. Mit hundertzwei Jahren nahm sie an einem Zumba-Kurs teil. Drei Monate vor ihrem 103. Geburtstag erlitt sie bei vorheriger völliger Gesundheit einen schweren Schlaganfall und starb wenige Stunden später am 7. Juni 2017.⁴⁸

Schicksale der Familienangehörigen

Tillys Vater Hugo Rehbock beantragte mit Datum 15. Juni 1939 für sich und seine Frau die Auswanderung in die USA über Schweden.⁴⁹ Dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt. Ein Jahr später, am Abend



Abb. 6: Rudolph Auerbach am hinteren Tisch mit Kopfhörern und Papier vor sich. Das Foto trägt eine Widmung von Telford Taylor, Hauptankläger bei den Nürnberger Prozessen ab Oktober 1946: "To Rudolph Auerbach with warm regards. Telford Taylor."

Foto: Privatarchiv Carol Sawicki-Auerbach.



Abb. 7: Hugo Rehbock.
Foto: Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.



Abb. 8: Frieda Rehbock, geborene Gütermann.
Foto: Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.

des 19. September 1940, starb Hugo Rehbock an einer Herzattacke. Da Juden zu dieser Zeit der Besitz eines privaten Telefons nicht mehr gestattet war, rief Frieda Rehbock von einer öffentlichen Telefonzelle aus den Arzt zu Hilfe. Dieser jedoch verweigerte die Hilfeleistung, obwohl er auf der gegenüberliegenden Straßenseite wohnte. Der daraufhin gerufene jüdische Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.⁵⁰ Hugo Rehbock wurde auf dem Jüdischen Friedhof Bamberg bestattet.

Hugo und Frieda Rehbock hatten bereits im April 1939 Jeanette Wiesenfelder in ihrer Wohnung in der Friedrichstraße 6 aufgenommen.⁵¹ Hier lebten die beiden verwitweten Frauen nach Hugo Rehbocks Tod gemeinsam bis zur Deporta-

tion von Frieda Rehbock. Das „Gedenkbuch jüdischer Bürger Bamberg“ notiert: „Die verwitwete Frieda Rehbock wurde am 27. November 1941 aus Bamberg nach Riga deportiert. Ihr letzter bekannter Aufenthaltsort war ab 3. Dezember 1941 das Lager Riga-Jungfernhoft. Das weitere Schicksal und die Umstände ihrer Ermordung sind nicht bekannt.“⁵² Gewissheit über das weitere Schicksal und die Umstände ihrer Ermordung gibt jedoch ein Brief der Würzburger Jüdin Alice Meyer, welche zusammen mit Frieda Rehbock in Riga-Jungfernhoft inhaftiert war und in welchem sie Frau Rehbock namentlich nennt. Leslie Wiesenfelder erhielt diesen Brief über den Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes.⁵³

“Dear Mrs. Pretzfelder,
Wuerzburg, 23. Okt. 45

I received your letter of October 4, 1945 only yesterday, it was very long on the way. I, therefore, reply to it at once, since I knew how curious you are to hear something about your relatives and acquaintances. At the end of November 1941 I came from here to Jungfernhof near Riga, and with our transport were all the people which you mentioned from Bamberg. Please excuse my bad English, but I don't know whether it is allowed to write in German. We were gathered in Nuernberg till we were thousand people. The people were from Bamberg, Nuernberg, Fuerth, Bayreuth, Erlangen and Coburg. I knew all the ladies, they were all in my Baracke, I, then, was Barackenleiterin.

I am sorry, I can bring you only Hiobsbotschaften. February 1942 and March 1942 were set for action. Your parents-in-law and Mrs. Anna Fischl, Mrs. Morgenroth, Heymann, Mrs. Rehbock, Mr. & Mrs. Silberman, Mr. Klestadt, two families Kohn, all are dead. My sister was with the same transport and she never came back. 1700 men, women and children were loaded in buses (closed), they drove into the forest from Riga and they were killed by machine-guns. First they had to get undressed, grauenhaft [...].

*(signed) Alice Meyer,
Valentin Beckerstr. 11, Jüdisches Heim”*

Zur Erinnerung wurde am 29. Mai 1995 vor dem Haus Friedrichstraße 6 ein Stolperstein für Frieda Rehbock verlegt. Hierzu waren aus den USA Frieda Rehbocks Enkel Leslie Hugh Wiesenfelder mit seiner Ehefrau Phyllis und Eugene Brenwasser, der Sohn von Frieda Rehbocks Enkelin Lillian Rose Brenwasser, geb. Wiesenfelder, angereist.



Abb. 9: Stolperstein Frieda Rehbock vor dem Haus Friedrichstraße 6. Foto: Elisabeth Porsch.

Jeanette Wiesenfelder war die zweite Ehefrau von Joseph Wiesenfelder, die er nach dem frühen Tod seiner Frau Rosa, geb. Gunzenhäuser, im Juni 1919 in Hainsfarth in Schwaben geheiratet hatte.⁵⁴ Rosa war im Alter von nur 37 Jahren im Dezember 1918 gestorben.⁵⁵ Vor ihrem Tod hatte sie ihre Cousine Jeanette Laubheimer gebeten, ihren Mann Joseph zu heiraten und für ihre minderjährigen Kinder Martin und Max zu sorgen. Bereits im Herbst 1905 war die Familie Wiesenfelder von Viereth nach Bamberg gezogen, wo Joseph Wiesenfelder einen Vieh- und Getreidehandel betrieb.⁵⁶ Joseph Wiesenfelder starb am 12. April 1936 im Alter von 65 Jahren und wurde auf dem Jüdischen Friedhof Bamberg beigesetzt.⁵⁷

Am 1. April 1939 zog Jeanette schließlich zu Hugo und Frieda Rehbock in die Friedrichstraße 6/I.⁵⁸ Nach Hugos Tod im September 1940 lebten die beiden verwitweten Frauen gemeinsam in dieser Wohnung. Anfang März 1941 beantragte Jeanette die Auswanderung in die USA.⁵⁹ Sie erhielt das Visum, Frieda jedoch nicht. Jeanette wollte aber nicht ohne Frieda emigrieren.⁶⁰

Nach Friedas Deportation am 27. November 1941 zeigt die standesamtliche „Familienkarte Joseph Wiesenfelder“ ab dem 15. Dezember 1941 Jeanette wohnhaft in

der „Luisenstraße 6“, anschließend ab dem 14. Juli 1942 am „Zinkenwörth 17/0 (Alttersheim)“.⁶¹ Dies war eines der Zwangsaltersheime, auf welche ältere Jüdinnen und Juden angewiesen waren, nachdem sie durch das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ ihren Mieterschutz verloren hatten.⁶² Nach Schließung des jüdischen Gesellschaftshauses „Schützenhaus“ im Jahr 1935 war das frühere Gasthaus „Weiße Taube“ am Zinkenwörth zum religiösen und gesellschaftlichen Zentrum der jüdischen Bevölkerung geworden. Nach dem 9. November 1938 wurde es zu deren letztem Rückzugsort und ab November 1941 zum Sammlungsort für Deportationen.⁶³ Jeanettes letzter Eintrag auf der „Familienkarte Joseph Wiesenfelder“ lautet: „9.9.1942 evakuiert (Theresienstadt)“. Bereits wenige Tage später, am 24. September 1942, starb Jeanette Wiesenfelder an der fehlenden Diabetes-Versorgung. Die „Todesfallbescheinigung Ghetto Theresienstadt“ nennt als Todesursache Diabetes und Enteritis. Sie ist von Amtsarzt, Chefarzt und Totenbeschauer



Abb. 10: Stolperstein Jeanette Wiesenfelder vor dem Haus Josephstraße 2 in Bamberg.

Foto: Elisabeth Porsch.

des Lagers unterschrieben.⁶⁴ Vor ihrem letzten Familienwohnsitz Josephstraße 2 erinnert heute ein Stolperstein an Jeanette Wiesenfelder, geb. Laubheimer.

Martin Wiesenfelder, der um ein Jahr ältere Bruder von Max, hatte seine Mutter Rosa, geb. Gunzenhäuser, bereits im Alter von zehn Jahren verloren. Seine Stiefmutter Jeanette lehnte er zunächst ab, kam später jedoch gut mit ihr aus.⁶⁵ Nach eigenen Angaben⁶⁶ absolvierte Martin drei Jahre Volksschule und sechs Jahre Oberrealschule in Bamberg mit anschließender kaufmännischer Lehre. Häufige Ortswechsel des jungen Erwachsenen vermittelten in den Folgejahren ein unstetes Bild. Von 1927 bis 1933 lebte Martin als kaufmännischer Angestellter in München, Frankfurt/M., Ludwigshafen, Saarbrücken und Wiesbaden mit Zwischenaufenthalten in Bamberg.⁶⁷ Von April bis August 1935 war Martin im Lager Dachau inhaftiert.⁶⁸ Als Grund für diese Internierung nannte Tilly eine Affäre Martins mit seiner arischen Vermieterin in Frankfurt am Main.⁶⁹ Die vorzeitige Entlassung aus Dachau am 27. August 1935 erfolgte unter der Auflage seiner Auswanderung nach Nordamerika bis spätestens 10. September 1935.⁷⁰

Am 12. September 1935 traf Martin per Schiff in New York ein.⁷¹ Dort fand er Aufnahme bei seinem gleichaltrigen Cousin zweiten Grades, Max Wiesenfelder. Die Großväter von Martin und Max waren die Brüder Abraham und Meier Wiesenfelder aus Viereth. Meier Wiesenfelders Sohn Joseph war als zweitgeborener Sohn ohne Anspruch auf Matrikelschutz in die USA ausgewandert und in Manhattan als Metzger tätig. Sein Sohn Max war laut Angaben Leslie Wiesenfelders und seiner Schwester Lillian Juwelier, Tilly sprach von ihm als Eigentümer eines Leihhauses, wo Martin für wenig Lohn gearbeitet habe.⁷²

Am 15. Juni 1936 schrieb Martin seinem Bruder Max einen Brief, der deutliche Hinweise auf eine psychische Störung zeigt.⁷³ In diesem Brief kündigte Martin seine beabsichtigte Rückkehr nach Deutschland an. Mit einem sofortigen Telegramm sowie einem Brief mit dem Datum des 6. Juli 1936 versuchte Max, seinen Bruder von diesem Plan abzubringen: „*Hoffentlich bist Du Dir wenigstens darüber klar, daß Du unter gar keinen Umständen nach Deutschland zurück kannst, da Du unweigerlich dahin kommst, wo Du bereits einmal eine zeitlang Aufenthalt genommen hast. Bei dem Andenken unserer lieben Eltern beschwöre ich Dich erneut keine unüberlegten Schritte zu tun und nicht Dich und uns in neues Unglück zu bringen.*“⁷⁴

Martin jedoch trat die Heimreise an und wurde bereits kurze Zeit nach seiner Ankunft vom jüdischen Hausarzt der Familie, Dr. Martin Lang, mit Datum des 25. August 1936 in Absprache mit Martins Familie in die „Heil- und Pflegeanstalt St. Getreu“, Bamberg, eingewiesen. Die Diagnose lautete: „*Der Kaufm. Vertreter Martin Wiesenfelder, z.Z. Bamberg, Hainstr. 24, benötigt dringend wegen schwerer Wahnideen (man. Depr. Irresein im man. Stadium) der sofortigen Aufnahme in die Heil- und Pflegeanstalt.*“⁷⁵ In der Patientenakte wird Martins Stiefmutter Jeanette Wiesenfelder bei ihrem Besuch in Sankt Getreu wie folgt zitiert: „*[M]an solle ihn einige Wochen in der Anstalt behalten, denn er sei zu Hause doch ganz verwirrt gewesen, habe lauter falsches Zeug dahergesprochen, daß sie oft den Kopf schütteln mußte und sich wegen seiner falschen politischen Einstellung nicht mehr anders zu helfen wußte, als ihn in die Anstalt zu bringen; man wisse auch nicht, wie man ihn beruflich beschäftigen könnte.*“⁷⁶ Die Krankenakte wurde regelmäßig und ordnungsgemäß geführt. Sie

bescheinigt dem Patienten großen Fleiß bei Haus- und Erdarbeiten sowie bei der Obsternte. Eine antisemitische Einstellung ist in der Akte nicht erkennbar, die Eintragungen betreffen ausschließlich die Beobachtung des Krankheitsbildes.

Auf Antrag des Leiters der „Heil- und Pflegeanstalt St. Getreu“ vom 21. September wurde am 29. September 1936 das Verfahren zur Unfruchtbarmachung eingeleitet. Am 6. Oktober 1936 erobt Martin Wiesenfelder dagegen schriftlichen Einspruch beim Amtsgericht Bamberg. „*Ich erhebe Einspruch gegen Ihre Mitteilung vom 29.IX.1936, die für mich nicht rechtsverbindlich ist. Eine körperliche Operation ohne meine persönliche Einwilligung kann weder nach juristischem noch allgemeinem Recht vorgenommen werden. Mein Blutbefund ist ärztlicherseits als vollkommen gesund und in Ordnung befunden worden. Noch mehr und erst Recht gilt das für mich in geistiger Hinsicht. Ich bin ein religiöser Mensch und stelle fest, daß die Dogmen der katholischen Kirche, der evangelisch-lutherischen Kirche und des Judentums in göttlichem Widerspruch zu Ihrer rein willkürlichen Urkunde stehen. Ich betrachte für mich die Angelegenheit als erledigt. Martin Wiesenfelder.*“⁷⁷ Am 11. Dezember 1936 erließ das Erbgesundheitsgericht Bamberg in nichtöffentlicher Sitzung den Beschluss zur Unfruchtbarmachung. „*Der Antrag [...] ist formell zulässig laut Art. 3 der 1. Auf.V.O. des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14.7.1933. Der Antrag ist nach dem Inhalt der beigezogenen Krankengeschichte auch sachlich begründet.*“⁷⁸ Diese sachlichen Gründe sind große Zerfahrenheit, häufiger Stellungs- und Ortswechsel, sinnloser Wandertrieb und Wahnideen, z.B. dass Martin Wiesenfelder Arier und Deutscher sei und dass die Judenschaft ihm nur untergeschoben sei.

Der Beschluss zur Unfruchtbarmachung wurde am 2. Januar 1937 rechtskräftig. Die Sterilisation erfolgte am 15. Januar 1937 und die Entlassung nach Hause am 25. Januar 1937.⁷⁹

Ab dem 3. Mai 1937 befand sich Martin erneut in Dachau, von wo er ab dem 16. September 1938 nach Buchenwald verlegt wurde.⁸⁰ Auslöser für die erneute „Schutzhäft“ war laut Tilly Auerbach eine Denunziation: „Seine Mutter schickte ihn weg, um Butter zu kaufen, aber er hatte die Marke nicht. Die Verkäuferin sagte: „Sie brauchen eine Marke.“ Er sagte: „Ich brauche keine Marke. Deutschland hat genug Butter.“ Und das war genug für sie, um ihn zu denunzieren. Als Nächstes war er in Handschellen, wurde durch die Straßen zur Bahn geführt und in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht.“⁸¹ Am 14. April 1939 wurde Martin unter der Bedingung der Emigration aus Buchenwald entlassen.⁸² Tillys Eltern leisteten ihm Hilfe zum Verlassen Deutschlands auf der St. Louis, die am 13. Mai 1939 auslief. Dazu schrieb Tilly: „In 1939 my parents got him a visum for Cuba. My mother brought him to Hamburg and he boarded the St. Louis. The St. Louis was not allowed to land, but was supposed to go back to Nazi Germany. Some people jumped overboard to their deaths to avoid this. Martin was sent back to France to a camp there.“⁸³

Bei der Rückkehr der St. Louis nach Europa wurde Martin in Frankreich verhaftet und interniert. Sein letztes bekanntes Lebenszeichen ist sein Brief vom 17. Mai 1942 an seinen Bruder Max in New York, in dem er wie folgt aus dem Lager St. Cyr s/Mer (Département Var, Südfrankreich) berichtete: „Lieber Max! Liebe Tilly! Mit großer Freude und herzlichstem Dank habe ich Deinen lieben Brief vom 16. pto. erhalten, lieber Max, und gerne daraus entnom-

men, daß es auch in Bamberg sehr gut geht und beide nach New York zu bekommen für Dich wie für sie schon als feststehend zu werten ist. Ich selbst freue mich nur darüber und soll es nicht an mir liegen, sämtliche Missverständnisse und Misschlichkeiten aus dem Wege zu räumen und mich vergessen zu lassen, welche die Vergangenheit und insbesondere meine Gestapointernierung in der St. Getreustraße 18 und im Bamberger Untersuchungsgefängnis heraufbeschworen hatten, sicherlich ohne unser aller absichtliches Zutun, aber zwangsläufige Folgeerscheinungen nach sich ziehend, für die von unserer Familie – inbegriffen auch ich als Opfer – eigentlich niemand verantwortlich zu machen war und ist [...]. Von der HIAS-HICEM habe ich inzwischen schon ein Schreiben aus Marseille erhalten, womit sie mir die 375.– US-Dollar als Gelddepot anzeigen, wofür ich Dir herzlichst danke, lieber Max, sowie für Deine guetige Bereitschaft, nach weiterem Bedürfnis zusätzlich Beträgen jederzeit hinterlegen zu wollen [...]. Seit 13. ds. bin ich, aus dem Camp Leschilles nach hier transferiert, im hiesigen neuen Leger St. Cyr s/Mer (Var) und bekommt mir bis jetzt der neue Lagerwechsel sehr gut. Ich habe hier mehr Freiheit, kann jeden Abend nach 19 h ausgehen, ungeniert in den Laeden einkaufen, soweit dazu das Wichtigste, Geld natuerlich, vorhanden ist, Cafés besuchen und Samstag Nachmittags und den ganzen Sonntag spazieren gehen. Unsere Unterkunft ist privat getarnt, wir kampieren in einer Autogarage in einer Interniertenstätte von 36. Der Garagenbesitzer ist Franzose, mit dem wir offiziell nichts zu tun haben, der sich aber wie seine Frau und Tochter weder deutschfeindlich noch jüdenfeindlich verhält; Er ist im Gegenteil sehr jovial und nett zu uns, schenkte uns schon Erbsen und Bohnen aus seinem Gartenbestand und erlaubte uns eine Feuerstelle in seinem Hof, um sie und

anderes zu kochen. Umgekehrt stellen wir uns ihm, soweit er unsere Hilfe gebrauchen kann, ganz zur Verfüzung. Einen Vorgesmack auf die kommende Freiheit moechte ich unser Hiersein allerdings nicht charakterisieren, weil die Hauptsache, das Selbstbestimmungsrecht der Persoenlichkeit, sich noch in keiner Weise zu entwickeln vermag; weil die Lagergemeinschaft keine freiwillige, sondern eine obligatorische ist. Es dreht sich ja nicht darum, Kommandogewalt ueber Fremde, sondern unabhaengige Fuehrungsgewalt und Rechtssouveraenitaet ueber sein alleiniges Ich in jeder Beziehung zu haben. Nur wenn der Einzelne unterschiedslos, wenn auch relativ anders geartet, rechtshandlungsfrei ist, wird so auch die Gemeinschaft sein koennen. Davon kann natuerlich hier in keiner Weise die Rede sein, weil alle an die staatliche Interniertenfessel gekettet sind, die nur bei Kriegsschluß oder durch einen neuen Rechtstitel (evtl. amerikanisches Visum mit allem Rechtszubehoer) gebrochen werden kann.“⁸⁴

Am 19. August 1942 wurde Martin Wiesenfelder aus dem Durchgangslager Drancy mit Convoi N°. 21⁸⁵ vom 19. August 1942 nach Auschwitz transportiert und dort am 25. September 1942 im Alter von 34 Jahren ermordet.⁸⁶ Vor dem Haus in der Josephstraße 2 in Bamberg erinnert ein Stolperstein an ihn.

Epilog

Nach Bamberg-Aufenthalten zu dritt bzw. zu viert in den Jahren 2013 und 2015 unternahmen die Kinder, Enkel und Urenkel von Tilly und Max Wiesenfelder im Juni 2018 einen erneuten Besuch im Bamberg, diesmal als Gruppe von siebzehn Personen. Leslie Wiesenfelder äußerte sich folgendermaßen: „*Making that connection was my principal motivation in having everyone*



Abb. 11: Stolperstein für Martin Wiesenfelder vor dem Haus Josephstraße 2 in Bamberg.

Foto: Laura Ennes.

come to Bamberg, and that connection was manifest in the way in which they wanted to be where our mother had been and touch things she had touched.“⁸⁷ Über viele Jahrzehnte hinweg war der einzige Faden zwischen der Heimatstadt Bamberg und der neuen Heimat USA die Schulfreundschaft zwischen Tilly Viktoria Rehbock und Dr. Bettina Kötnitz-Porsch gewesen. Letztere hatte vor ihrem Tod ihren Ehemann um Fortsetzung der Brieffreundschaft gebeten. „*Verehrte, liebe Tilly*“ – so begannen von nun an die Briefe nach New Rochelle. Die Verlegung eines Stolpersteines für Frieda Rehbock im Jahr 2015 und eine von da an aus Bamberg unterstützte Familienforschung wandelte den einzelnen Faden in ein enges Beziehungsgeflecht. Für die Nachkommen der Familien Rehbock-Wiesenfelder sind die Vergabe des Themas „Tilly Viktoria Rehbock“ für eine Facharbeit an einem Bamberger Gymnasium und die Veröffentlichung der vorliegenden verkürzten Form in der Zeitschrift „*FRANKENLAND*“ ein Beleg für die Bearbeitung der

NS-Zeit in Bamberg. Leslie Hugh Wiesenfelder formulierte dies bereits 2015 wie folgt: „*Unsere heutige Begegnung erinnert mich an etwas, das Dr. Martin Luther King junior sagte: „Der Bogen des moralischen Kosmos ist lang, aber er biegt sich in die Richtung der Gerechtigkeit.‘ Tiefgehende Änderungen brauchen lange Zeit. Ich verstehe, dass Deutschland heute ein anderes Land ist als damals, als die Greuelarten des Dritten Reiches begangen wurden. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, dass wir heute mit unseren deutschen Freunden hier versammelt sind, um diesen Stolperstein für die Mutter meiner Mutter, Frieda Rehbock, zu verlegen, und die Tatsache, dass es in ganz Deutschland und darüber hinaus viele tausend Stolpersteine gibt.“*

Grundlage dieses Beitrages ist die Facharbeit „Biographie von Tilly Viktoria Auerbach, verw. Wiesenfelder, geb. Rehbock“, die im Rahmen des Wissenschafts-propädeutischen Seminars „Das Eichendorff-Gymnasium und seine jüdischen Schülerinnen in der NS-Zeit“ von Laura Ennes (Jg. 2002) erstellt wurde (Ihre Anschrift lautet: Höhenweg 3, 96135 Stegaurach, E-Mail: laura.abi@t-online.de). – Dipl.-Bibliothekarin Elisabeth Porsch (Jg. 1945) erarbeitete die vorliegende verkürzte Fassung. Ihre Anschrift lautet: Kesslerstraße 17, 96047 Bamberg, E-Mail: elisabethporsch@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Standesamt Bamberg [künftig: StdA Ba], Geburtsurkunde Tilly Viktoria Rehbock, 1914, Nr. 959.
- 2 Epstein, Ellen Robinson/Auerbach, Tilly Viktoria: Tilly. Her story. 1. ed. 1999. [Ins Deutsche übersetzt von Werner Schumm. Bamberg 2015.], S. 55.
- 3 Interview von Laura Ennes mit Leslie Hugh Wiesenfelder vom 15.04.2020.
- 4 Deusel, Antje Yael/Beisbart, Ortwin/Fichtl, Franz: Gedenkbuch der jüdischen Bürger Bamberg. Opfer des nationalsozialistischen Terrors 1933–1945. 2., berichtigte u. erg. Aufl. Bamberg 2010, S. 300.
- 5 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 2.
- 6 StdA Ba, Heiratsurkunde Hugo und Frieda Rehbock, 1909, Nr. 191.
- 7 Städtisches Mädchenlyzeum, Erhebungsbogen Schuljahr 1927.
- 8 Kötnitz-Porsch, Bettina: Abitur 1988 – 60 Jahre Gymnasium, in: Jahresbericht 1987/88 – Gymnasium und Realschule der Englischen Fräulein Bamberg. Bamberg 1988, S. 103ff.
- 9 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 12.
- 10 Ebd., S. 26.
- 11 Ebd., S. 12.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd., S. 39.
- 14 Ebd., S. 12.
- 15 Ebd., S. 28.
- 16 Ebd., S. 30.
- 17 Ebd., S. 34.
- 18 Ebd., S. 29.
- 19 StdA Ba, Heiratsurkunde Max Wiesenfelder – Tilly Rehbock, 1936, Nr. 37.
- 20 E-Mail von Leslie Wiesenfelder vom 22.04.2021.
- 21 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 30.
- 22 Loeb, Herbert: Juden in Bamberg. Die Jahrzehnte vor dem Holocaust. Bamberg 1999, S. 254.
- 23 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 35.
- 24 Ebd., S. 42.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd., S. 36.
- 27 Ebd., S. 41–42.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd., S. 36.
- 30 Ebd., S. 43ff.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd., S. 45.
- 33 Ebd., S. 46.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd., S. 53.
- 36 Ebd., S. 54.
- 37 Ebd., S. 61.

- 38 Ebd., S. 60.
- 39 Ebd., S. 55.
- 40 Ebd., S. 54.
- 41 Certificate of Naturalization Max Wiesenfelder vom 01.04.1946; Certificate of Naturalization Tilly Viktoria Wiesenfelder vom 13.05.1946. Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.
- 42 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 62ff.
- 43 Ebd., S. 66.
- 44 Ebd.
- 45 Kötnitz-Porsch: Abitur 1988 (wie Anm. 8), S. 41.
- 46 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 69.
- 47 Ebd., S. 60.
- 48 Brenwasser, Lillian Rose: E-Mail vom 05.11. 2020.
- 49 Arolsen Archives. Hugo Rehbock, Auswanderungsantrag, in: https://collections.arolsen-archives.org/archive/11208545/?p=1&s=Rehbock%20Hugo&doc_id=11208545. Dokument 1.
- 50 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 48.
- 51 StdA Ba, Familienkarte Joseph Wiesenfelder, Rückseite.
- 52 Deusel/Beisbart/Fichtl: Gedenkbuch (wie Anm. 4), S. 300.
- 53 Brief Alice Meyer an Mrs. Pretzfelder vom 23.10.1945. Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.
- 54 Heiratsurkunde Joseph und Jeanette Wiesenfelder, Hainsfahrt 1919, Nr. 9.
- 55 StdA Ba, Sterbeurkunde Rosa Wiesenfelder, 1918, Nr. 1021.
- 56 StdA Ba, Familienkarte Joseph Wiesenfelder, Rückseite.
- 57 StdA Ba, Sterbeurkunde Joseph Wiesenfelder, 1936, Nr. 230.
- 58 StdA Ba, Familienkarte Joseph Wiesenfelder, Rückseite.
- 59 Arolsen Archives. Jeanette Wiesenfelder, Auswanderung, in: https://collections.arolsen-archives.org/archive/11208555/?p=1&s=Wiesenfelder%20Jeanette&doc_id=11208555_. Dokument 23.
- 60 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 48.
- 61 StdA Ba, Familienkarte Joseph Wiesenfelder, Rückseite.
- 62 Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden 1939 (RGBl I, 864).
- 63 Jüdisch-fränkische Heimatkunde: Projektseminar der Professur für Judaistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 2016, in: <http://www.jfhk.de/die-weise-taube/> (Aufruf am 07.02.2021).
- 64 Todesbescheinigung Jeanette Wiesenfelder Theresienstadt, 1942. Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.
- 65 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 32.
- 66 Stadtarchiv Bamberg [künftig: StadtA Ba], C26+6670, Patientenakte Martin Wiesenfelder.
- 67 Ebd.
- 68 Ebd., Patientenakte Martin Wiesenfelder, hier: Amtsärztliches Gutachten vom 21.09.1936.
- 69 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 34.
- 70 StadtA Ba, C26+6670, Patientenakte Martin Wiesenfelder, hier: Brief Staatspolizeistelle Frankfurt/M. an die Bayerische politische Polizei in Bamberg vom 29.08.1935.
- 71 List or Manifest of Alien Passengers for the United States Immigration Officer at Port of Arrival. September, 12, 1935, Arriving at Port of New York.
- 72 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 34.
- 73 StadtA Ba, C26+6670, Patientenakte Martin Wiesenfelder.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd.
- 76 Ebd.
- 77 Ebd.
- 78 Ebd.
- 79 Ebd.
- 80 Karteikarte Buchenwald, in: Arolsen Archives. Martin Wiesenfelder, in: https://collections.arolsen-archives.org/archive/7415345/?p=1&s=Martin%20Wiesenfelder&doc_id=7415346. Dokument 1.
- 81 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 35.
- 82 Deusel/Beisbart/Fichtl: Gedenkbuch (wie Anm. 4), S. 408.
- 83 Auerbach, Tilly: Maschinenschriftliche Notizen zu Martin Wiesenfelder, o.J., Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.
- 84 Brief Martin Wiesenfelder vom 17.05.1942 aus St. Cyr s/Mer (Var), Frankreich. Privatarchiv Leslie Wiesenfelder.
- 85 Klarsfeld, Serge: Le Mémorial de la Déportation des Juifs de France. Paris [1978] [ohne Seitenzählung].
- 86 Epstein/Auerbach: Tilly (wie Anm. 2), S. 48.
- 87 Porsch, Elisabeth: Abiturjahrgang 1934: Erster Abiturjahrgang am Englischen Institut, in: Maria-Ward-Schule Bamberg der Erzdiözese Bamberg. Gymnasium und Realschule. Jahresbericht 2018/2019, S. 140.

Klaus Kastner

Das Multitalent E.T.A. Hoffmann – Jurist, Dichter, Musiker, Theaterregisseur – und seine Bamberger Zeit¹

„Morgens zur Kanzlei mit den Akten – abends auf den Helikon“ (gemeint ist damit der Bergzug in Mittelgriechenland, auf dem die alten Griechen die Musen ‚beheimateten‘). So beschreibt der im fränkisch-hohenzollerischen Ansbach gebürtige Dichter August von Platen das Wirken E.T.A. Hoffmanns. In der Tat gehört Hoffmann zu den sog. Dichterjuristen; neben seiner renommierten juristischen Tätigkeit war er – wie Goethe, Eichendorff, Uhland, Viktor von Scheffel, Franz Kafka oder heutzutage Bernhard Schlink – eben auch Literat. Aber darüber hinaus arbeitete er zudem als Komponist, Dirigent und Theaterregisseur. In Bamberg zeigte der gebürtige Ostpreuße Hoffmann – freilich oft ohne *fortune* – fast fünf Jahre lang viele Facetten seiner künstlerischen Begabungen.

Ein Tagebucheintrag

„Gearbeitet den ganzen Tag – O Web! – ich werde immer mehr zum RegierungsRath – Wer hätte das gedacht vor drey Jahren – Die Muse entflieht – der Aktenstaub macht die Aussicht finster und trübe.“² So klagte E.T.A. Hoffmann in einem Tagebucheintrag vom 17. Oktober des Jahres 1803; er war als preußischer Regierungsrat (seit 1801) strafversetzt nach Plock an der Weichsel; seit der zweiten Teilung Polens im Jahr 1793 war dieser Landstrich die preußische Provinz „Südpreußen“. 1804 wurde Hoffmann nach Warschau versetzt,



Abb. 1: E.T.A. Hoffmann im Selbstporträt.

das seit der dritten Teilung Polens im Jahr 1795 die Regierungsstadt der preußischen Provinz „Neu-Ostpreußen“ war. Ein Jahr später, am 28. November 1806, marschierten französische Truppen unter dem Befehl Napoleons in Warschau ein. Die preußischen Behörden wurden sofort aufgelöst. Hoffmann verweigerte den von den Franzosen geforderten Huldigungseid auf Napoleon, weswegen er Warschau verlassen musste. Er ging ohne Frau und Kind nach Berlin, wo Hoffmann zu den rund 7.000 entlassenen Staatsbeamten zählte. Hoffmann wollte jetzt aber nur noch Künstler, Dichter und Musiker sein. Einem Freund schrieb er am 14. Mai 1807: „Wenn ich diesmahl wieder im Käficht bleiben muß, so ist es um meine Kunst, um mich geschehen.“³

**Wer ist dieser E.T.A. Hoffmann?
Weshalb verschlug es ihn gerade nach
Bamberg? Geboren ist er immerhin im
ostpreußischen Königsberg.**

Also beginnen wir dort, wo er am 24. Januar 1776 geboren wurde, freilich nicht in harmonischen Familienverhältnissen. Die Ehe der Eltern wurde schon 1778 geschieden: Hoffmanns älterer Bruder wurde dem Vater zugesprochen; die Mutter zog mit dem damals gerade Zweijährigen ins Haus ihrer Mutter. Als 14jähriger, also 1790, erhielt Ernst Theodor Wilhelm, der erst im Jahr 1805 den dritten Vornamen Wilhelm aufgab und in Verehrung Mozarts den zusätzlichen Vornamen Amadeus wählte, – außerhalb des normalen Schulunterrichts – Musikunterricht bei dem Königsberger Domorganisten und Zeichenunterricht. Als Sechzehnjähriger bezog er die Königsberger Universität, die „Albertina“ (gegr. 1544) und wählte das Studienfach Jura, wohl deshalb, weil man damals das Jurastudium als Einstieg in viele Berufsfelder ansah. Nach drei Jahren legte er das erste juristische Examen, nach weiteren drei Jahren das zweite Examen ab, das ihn dann erstmals an das Berliner Kammergericht führte. Im Jahr 1800 wurde er schließlich nach bestandenem dritten Examen – also nach insgesamt acht Jahren juristischer Ausbildung – zum Assessor bei der (preußischen) Provinzialregierung in Posen ernannt.

Im Frühjahr 1802 heiratete Hoffmann eine junge Polin, die Tochter des Posener Stadtschreibers, Michaelina Rorer-Trzcinska, Mischa genannt; sie muss ein hübsches Mädchen gewesen sein, „*wohlgewachsen, dunkelbraune Haare, dunkelblaue Augen*“, wie Hoffmann seinem Freund Hippel schreibt.⁴ Sie war ihm geistig zwar keineswegs ebenbürtig, aber willens und

imstande, Hoffmann Ruhe zu bieten, ohne ihn einzuhängen. In ihr hatte Hoffmann die Frau gefunden (man denkt sogleich an Christiane Vulpius bei Goethe), welche die vielfältigen Engagements ihres Mannes nicht behinderte, ihm den Rücken freihielte und für das Alltägliche vorzüglich sorgte.

Da Hoffmann, der damals schon – neben seinem juristischen Beruf – vielerlei in der Posener Gesellschaft organisierte, auf einer Karnevalsredoute selbstgemalte Karikaturen von Spitzen der Posener Gesellschaft verteilte, wurde er nach Plock strafversetzt. Dies war damals ein rein polnisch bewohntes, malerisches Landstädtchen, etwa 100 km weichselabwärts von Warschau gelegen, und war dazu im wahrsten Sinn des Wortes sterbenslangweilig. Mischa half ihm über diese Misere hinweg.

Da er jedoch beruflich gut arbeitete, wurde diese Verbannung im Frühjahr 1804 wieder aufgehoben, und Hoffmann wurde nach Warschau versetzt, das damals Sitz der preußischen Provinzregierung war. Dort wurde dann auch Hoffmanns einziges Kind geboren, das auf den Namen der Patronin der Musik, Cäcilia, getauft wurde, aber freilich schon nach zwei Jahren verstarb. Warschau wurde für die nächsten drei Jahre dem Neuling ein *mixtum compositum* aus juristischer Arbeit und vielerlei Engagements in Sachen Literatur, Malerei und Musik. Hoffmann beschrieb die Stadt selbst als eine „*bunte Welt – zu geräuschvoll – zu toll – zu wild – alles durcheinander*“.⁵ Dort gründete er mit anderen die „Musikalische Gesellschaft“, die einen durch Brand beschädigten Palast erwarb und ihn zum vielbesuchten Ort für Musik umgestaltete. Hoffmann malte – höchstpersönlich auf dem Gerüst stehend – die Räume dieses Domizils für die Musen aus.



Abb. 2: Das Bamberger Panorama vom Stephansberg aus.

Doch Ende November 1806 war dies alles zu Ende, denn Preußen hatte am 14. Oktober 1806 die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt verloren. Schon am 14. November d.J. rückten Napoleons Truppen in Warschau ein. Das Königreich Preußen lag darnieder, und Napoleon war auf dem bisherigen Höhepunkt seiner Macht angelangt. Die preußische Regierung in Warschau wurde aufgelöst, und Hoffmann war nun stellungslos. Die preußischen Beamten hatten allerdings die Barbestände der Warschauer Gerichtskasse rechtzeitig unter sich aufgeteilt, weswegen Hoffmann vorerst finanziell versorgt war. Er widmete sich, als sei nichts geschehen oder besser noch: als sei diese Situation ihm gerade recht gekommen, nur noch der Musik. Der Musik hatte schon vorher, gewissermaßen nebenamtlich, seine Liebe

oder besser noch, seine Leidenschaft gehört. Geradezu enthusiastisch verehrte er Mozart, in seinen Augen den „*Musikgott*“, und so beschwört Hoffmanns Sinfonie Es-Dur, die 1806 in Warschau die Uraufführung erlebte, denn auch die Klang- und Gefühlswelt von Mozarts „*Don Giovanni*“.

Doch zur Jahreswende 1806/1807 wurde das Leben in Warschau, das ja mittlerweile von französischen Truppen besetzt war und unter französische Militärverwaltung kam, unerträglich. Hoffmann schickte vorsichtshalber seine Frau und das zweijährige Töchterchen nach Posen zu Verwandten seiner Frau. Er selbst blieb in Warschau, verweigerte aber als ehemaliger Preußischer Beamter den Eid auf Napoleon und musste das Land verlassen. Im Juni 1807 brach er nach Berlin auf und schlug sich dort eher schlecht als recht durch.

Etwa zum Jahresende 1807 kam er in Kontakt zum Leiter des Bamberger Theaters, Julius Graf von Soden, dem er die Partitur seiner Oper „Der Trank der Unsterblichkeit“ geschickt hatte. Von Soden, bei dem Hoffmann offenbar dahingehend nachgefragt hatte, teilte Hoffmann im Frühjahr 1808 mit, er sei bereit, ihn als Musikdirektor des Bamberger Theaters zu engagieren, allerdings sei der Vertrag mit dem Theaterunternehmer Heinrich Cuno zu schließen, einem früheren Schauspieler; von Soden hatte nämlich mittlerweile eine neue Stelle in Würzburg angetreten und seine bisherige an Cuno abgegeben. Cuno teilte nun Hoffmann mit, dass man am 1. September 1808 in Bamberg mit den Proben beginne. Das war zwar für Hoffmann ein Lichtblick, aber die Aussicht, auch für die nächsten vier Monate keinerlei feste Einnahmen zu haben, war mehr als bedrückend. Ein Brief vom 7. Mai 1808 an seinen Freund Hippel spricht geradezu Bände:⁶

„...Alles schlägt mir hier fehl; weder aus Bamberg noch aus Zürich noch aus Posen erhalte ich einen Pfennig – Ich arbeite mich müde und matt, setze fort die Gesundheit zu und erwerbe nichts! Ich mag Dir meine Not nicht schildern; sie hat den höchsten Punkt erreicht. Seit fünf Tagen habe ich nichts gegessen als Brot – so war es noch nie! Jetzt sitze ich von Morgen bis in die Nacht und zeichne an Szenen für Werners ‚Attila‘, der in der Realbuchhandlung verlegt wird. Noch ist es nicht gewiß, ob ich alle Kupfer zu zeichnen erhalte; gelingt mir dies, so verdiene ich etwa 4 bis 5 Friedrichsdor, die dann auf Miete und kleine Schulden aufgehen. Ist es Dir möglich, mir zu helfen, so schicke mir etwa 20 Friedrichsdor,⁷ sonst weiß ich bei Gott nicht, was aus mir werden soll. Übrigens ist mein Kontrakt mit dem Bamberger Theaterdirektor jetzt abgeschlossen, und vom

1. September geht mein Offizium an, so daß ich im August schon abreisen muß. Mein einziger Wunsch wäre es, mich jetzt schon von Berlin loszureißen und nach Bamberg zu gehen. Hierzu würde aber mehreres Geld gehören, da ich auch meine Garderobe zur Reise instand setzen muß.“

Die Bamberger Jahre

Ein Ende der wirtschaftlichen Not zeichnete sich ab, als Hoffmann auf sein Bewerbungsgesuch ein Angebot als Musikdirektor in Bamberg erhielt, freilich unter der Voraussetzung, dass er zuvor die Musik zu einem Opernlibretto komponiere. Seine Vorlage gefiel Graf von Soden, der vorerst noch die Leitung der königlich-privilegierten Schaubühne in Bamberg innehatte.

Wie sah dieses Bamberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus? Es gibt eine gute Beschreibung aus der Feder des 20-jährigen Erlanger Studenten Wilhelm Heinrich Wackenroder, dem wir die ‚Entdeckung‘ der Fränkischen Schweiz verdanken:⁸ „Bamberg liegt [...] auf mehreren Hügeln, deren Zahl man, wohl ziemlich willkürlich, auf sieben festgesetzt hat. [...] Bamberg ist mit ebenen, glatten, weißen Kalksteinen gepflastert, wie alle Städte, die ich in Franken gesehen habe. Das Pflaster, wenn es neu und gleich ist, ist zu glatt für die Pferde; und beim Sonnenschein blendet es. Die Einwohner sind über 20 000, vielleicht bis 24 000, welche die Straßen recht volkreich machen. Protestanten haben keinen öffentlichen Gottesdienst. [...] Dass die geistige Kultur hier weit geringer sei als in Würzburg und Banz, und dass die gelehrte und artistische Industrie hier sehr wenig bedeute, ist die allgemeine Klage. Die Katholiken, die ich kennengelernt habe, waren nicht orthodox und lächelten selbst über die Sonderbarkeiten ihrer Religion. Der Charakter der Bamberger soll

im allgemeinen Biederherzigkeit, Phlegma, Aberglaube und häufiges Biertrinken sein.“ Nebenbei bemerkt hatte Bamberg damals nicht weniger als 56 Brauereien.

Hoffmann holte seine Frau Mischa aus Posen ins Fränkische. Dort hatte er sie gelassen, als er 1807 von Warschau nach Berlin gegangen war. Er begann im September 1808 seine Tätigkeit in Bamberg bei einem Jahresgehalt von 600 Gulden. Das war zwar wenig, aber Hoffmann konnte damit – verglichen mit der finanziellen Situation bis dahin – auskommen. So meinte er jedenfalls. Wenn man allerdings bedenkt, dass er dem „Gasthaus zum Lamm“ nach vier Monaten schon 57 Gulden – wohl Zechschulden – schuldete und die Wohnung am Zinkenwörth (heute: Nonnenbrücke 10) 15 Gulden Miete kostete (ob monatlich oder im Quartal ist nicht geklärt), waren 600 Gulden nicht viel, und bald sollten es noch weniger sein.

Der Einstand im Theater war für Hoffmann enttäuschend und endete schnell im Fiasko. Denn Hoffmann hatte gemeint, ein ordentliches Theater mit einem tüchtigen Ensemble vorzufinden. Doch dies war weit gefehlt: Es gab kein festes Orchester. Per Annonce musste es erst einmal zusammengestellt werden, auch wenn schließlich darunter altgediente Musiker waren. Hoffmann begann rasch mit den Proben für die erste Oper. Erfahrungen als Dirigent hatte er in Warschau in der dortigen „Musikalischen Gesellschaft“ gesammelt, einer Institution mit weit höherem Rang, als es das Bamberger Theater war. Aber schon die zweite Opernaufführung misslang. Das Publikum machte dafür aber nicht die mäßigen Leistungen von Solisten und Chor, sondern den Musikdirektor Hoffmann verantwortlich. Denn dieser dirigierte das Orchester vom Flügel aus und nicht – wie es das Orchester gewohnt

war – als Konzertmeister mit der Geige. Die uns heutzutage vertraute Praxis des Dirigierens mit dem Stab vom erhöhten Pult aus, kannte man damals noch überhaupt nicht. Die Aufgabe des Dirigenten war nur, laut und deutlich den Takt zu schlagen. Hoffmanns Vorgänger im Amt Dittmayer, der zum Konzertmeister herabgestuft worden war, intrigierte gegen ihn, weswegen Hoffmann nach einem zweiten Versuch am 26. Oktober auf die Leitung des Orchesters verzichtete.

Es wird berichtet, dass das Orchester Hoffmann wegen dessen mangelnder Souveränität die Gefolgschaft verweigert habe, die Sänger hätten ihre Einsätze verpatzt und das Publikum sei auf der ganzen Linie unzufrieden gewesen. Hoffmann verzichtete also auf die Leitung des Orchesters, die dessen früherer Leiter Dittmayer wieder übernahm. Trotzdem darf Hoffmann den Titel „Musikdirektor“ weiterhin führen, was in einer auf Titel versessenen Zeit wie damals wichtig gewesen ist. Aber in der Konsequenz hatte er nun nur noch Bühnenmusiken und Ballette zu komponieren und musste sich dafür mit einem Monatsgehalt von 30 Gulden (statt der bisherigen 50) zufriedengeben.

Glücklicherweise bestand bei den wirtschaftlich gut situierten Bamberger Bürgern die Gewohnheit, ihre Töchter in Musik unterweisen zu lassen, vor allem in Gesang und im Klavierspiel. Hoffmann hatte jetzt dafür viel Zeit und übernahm viele Privatstunden bei angesehenen Familien, beispielsweise bei der verwitweten Reichsgräfin Dorette von Rotenhan oder bei der ebenfalls verwitweten Ehefrau des amerikanischen Konsuls für Franken, Franziska Mark. Freilich stellte das Geben von Musikstunden für den begabten Lehrmeister Hoffmann nicht bei allen Schülerinnen ein Vergnügen dar. Die Qualen, die er

nicht selten mit den unbegabten Mädchen hatte, fanden ihren Niederschlag in der Erzählung „Johannes Kreisler, des Kapellmeisters, musikalische Leiden“.

Gesellschaftlich erfuhr Hoffmann eine Genugtuung, als er am 6. Februar 1809 Mitglied der Gesellschaft „Harmonie“ in Bamberg wurde. In diesem Kreis pflegte der bürgerliche Mittelstand die Geselligkeit; auch Kontakte wurden dabei geknüpft, was für Hoffmann notwendig war. Denn Cunos Theater stand vor dem finanziellen Aus, und Hoffmann konnte also nicht einmal weiterhin mit den 30 Gulden monatlich rechnen. Somit war er auf das Musikstundengeben und die Honorare aus gelegentlichen Veröffentlichungen angewiesen. Die Erwartungen, denen er sich in seiner Berliner Armut hingegeben hatte, haben sich im Fränkischen nicht erfüllt.

Doch nun hatte er auch Zeit fürs Schreiben und fürs Komponieren. Von der Juristerei wollte Hoffmann nichts mehr wissen. Zwar riet der Präsident des Bamberger Appellationsgerichts, Freiherr von Seckendorf, ihm zur Advokatur mit der Begründung, dass die von Hoffmann betretene Bahn nicht diejenige sei, die in pekuniärer Sicht zum Ziele führe, aber Hoffmann blieb dabei, dass seine jetzige Tätigkeit als freischaffender Künstler seiner vergangenen juristischen Arbeit – er war ja immerhin preußischer Regierungsrat gewesen – haushoch überlegen sei. Seinem Tagebuch vertraute Hoffmann am 27. Januar 1809 an: „Meine literarische Karriere scheint beginnen zu wollen.“ In der Tat hatte Hoffmann Anfang Januar 1809 seine erste Erzählung mit dem Titel: „Ritter Gluck“ fertig. Er bot das Manuskript der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ in Leipzig an und fragte zugleich an nach der Aussicht auf eine künftige Mitarbeit. Die

Erzählung wurde nicht nur zur Veröffentlichung angenommen, viel mehr noch bekam Hoffmann die Zusage auf eine künftige Mitwirkung in der Redaktion dieses weit verbreiteten Kulturperiodikums und damit die Möglichkeit, demnächst mit Veröffentlichungen als Kultur- und Musikkritiker nicht nur zu verdienen, sondern auch für eigenes literarisches Schaffen ein Forum zu haben.

Mit „Ritter Gluck“ gab er sein Debüt. Diese Erzählung ist ein Meisterstück; sie enthält in nuce Hoffmanns künstlerisches Anliegen. Der Inhalt der Erzählung ist kurz zusammengefasst folgender: An einem Sonntag im Spätherbst des Jahres 1807 macht der Erzähler im Berliner Tiergarten die Bekanntschaft eines älteren Mannes, der sich als Komponist und Kenner der Gluck'schen Musik ausweist. Bei einem Besuch in der Wohnung dieses Herrn zeigt sich, dass der geheimnisvolle Unbekannte alle Werke Glucks besitzt und aus ihnen dem Erzähler vorspielt, obwohl die Bücher zwar Notenlinien enthalten, aber keinerlei musikalische Noten. Auf die Frage, wer er denn eigentlich sei, antwortet der Unbekannte: „Ich bin der Ritter Gluck.“ Was steckte dahinter? Der bekannte Komponist Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714–1787) war 1787 im Alter von 73 Jahren gestorben. Daher erhebt sich die Frage, ob der alte Sonderling ein Wahnsiniger ist, der sich für Gluck hält, oder vielleicht sogar ein Wiedergänger des Komponisten?

Mit dieser Erzählung hatte Hoffmann sein Lebensthema gefunden, seinen hohen Kunstanspruch, wonach die Kunst das Göttliche ihres Ursprungs widerspiegele und dem Menschen die Möglichkeit gebe, das Göttliche zu erkennen, gerade auch in der Mühsal des Alltages. Persönliches Erleben des Autors wird also darin auch

verarbeitet. Dabei ist das Verwirrende der Erzählung, die insgesamt sehr skurril erscheint, der Umstand, dass sie ins Gewand realen Geschehens gekleidet ist.

Ein weiteres ist zu vermerken: „Ritter Gluck“ wurde schon am 15. Februar 1809 in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ in Leipzig veröffentlicht, was ein kleines Trostpflaster für Hoffmann war. Seinem Tagebuch vertraute er an: „*Den Ritter Gluck gedruckt gelesen! – es ist sonderbar, dass sich die Sachen gedruckt anders ausnehmen als geschrieben.*“

Das Jahr 1809 war für Mitteleuropa wieder ein kriegerisches. Der jahrelange Widerstand gegen Napoleon war gewachsen. Man denke im Fränkischen nur an die von dem Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm (1766–1806) 1806 verlegte Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, deren Autor unbekannt blieb, dererwegen Palm von einem französischen Kriegsgericht in Braunau zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde. Der Krieg erfasste erneut Mitteleuropa, Österreich griff im April 1809 das napoleonische Bayern an, französische Truppen gewannen Bayern zurück und eroberten zudem am 13. Mai Wien.

Hoffmann interessierte dies alles freilich weniger, mehr jedoch die Bekanntschaft mit dem Bamberger Weinhändler Carl Friedrich Kurz, der am Grünen Markt ein Weingeschäft, und nicht nur das, sondern auch eine kommerzielle Leihbibliothek betrieb. Dies war für Hoffmann wichtig, da ihm damit die einschlägige Literatur zur Verfügung stand, die er sich ja nicht selbst hätte leisten können. Hoffmann erarbeitete für das „Königlich privilegierte neue Leseinstitut“ eine umfangreiche Liste von Anschaffungsvorschlägen und fand in Kurz seinen ersten Buchverleger. Kurz wird von manchen Hoffmann-Biographen zwar eher

negativ gezeichnet. Der Bamberger Germanist Wulf Segebrecht ist dieser Wertung jedoch überzeugend entgegengetreten:⁹ „*Er nahm Hoffmanns erstes Buch in Verlag und eröffnete ihm den Weg in die Literatur, er besorgte ihm Jean Paul als Vorredner [...] und half Hoffmann mehrfach aus seiner Geldnot.*“

Hoffmann bezog am 1. Mai 1809 eine neue Wohnung, die am Zinkenwörthplatz – heute Schillerplatz Nr. 26 – also genau gegenüber dem Theater lag, das heutzutage Hoffmanns Namen trägt. In dem sehr schmalen Haus, das gerade einmal zwei Fenster Breite aufweist, hatten die Hoffmanns den zweiten Stock mit Wohnzimmer und Küche gemietet; im hinteren Teil des Dachgeschosses befand sich das Schlafzimmer. Hoffmann war zufrieden, wie seinem Tagebucheintrag zu entnehmen ist:¹⁰ „*Neue a n g e n e h m e Wohnung bezogen mit herrlicher Aussicht in Berg und Thal – Auch ein Poeten-Stübchen dabe!*“

Dass in diesem Haus die mit satirischen Momenten reich gesättigte Geschichte von den „Lebensansichten des Katers Murr“ ihren Ursprung hätte, ist freilich eine Legende, die in Bamberg aber auch heutzutage noch gerne hochgehalten wird. In Wirklichkeit entstand dieser Roman erst in den Jahren 1819 bis 1821 in Berlin. Doch mag manches, was Hoffmann in Bamberg erlebt hatte, in diesem romantischen Roman seinen Ursprung haben. Denn die Biographie des Katers Murr, dessen Lebensweg und Lebensweisheiten wurzeln sicher auch in Bamberg Erfahrungen. Murrs Biographie kann als Satire auf kunstfeindliche Bürger gelesen werden, die ein Leben wie Murr führen. Kater Murr ist das Gegenstück zur zweiten Hauptfigur des Romans, dem Kapellmeister Kreisler. Denn Kreisler lebt zwar an einem fürstlichen Hof, den er einerseits



Abb. 3.: Das ehemalige Wohnhaus E.T.A. Hoffmanns ist heute eine Gedenkstätte, die sich seiner Person und seinem Werk widmet.

verspottet, auf den er andererseits jedoch angewiesen ist, um von und mit seiner Musikalität überhaupt leben zu können. – Man spürt Hoffmanns, des Autors, eigenes lebenslanges Dilemma. Auf das Ganze gesehen ist der Roman eine Satire auf das Zeitgeschehen mit vielen Seitenhieben auf den Kunstbetrieb, literarische Strömungen der Zeit, auf die Wissenschaft, auf die bürgerliche Gesellschaft, auf Gepflogenheiten am Hof von Duodezfürsten usw.

Doch zurück in das Jahr 1809: In der neuen Wohnung am Zinkenwörthplatz

ging es für Hoffmann im Mai 1809 ans Arbeiten, als Schriftsteller, Musiker, Theatermann und Komponist. Er komponierte zu der Zeit ein Melodram in drei Aufzügen mit dem Titel „Drina“, das im Indischen wurzelt und dessen Libretto Graf von Soden verfasst hatte. Die Uraufführung fand im Bamberger Theater statt, allerdings verschwand das Werk nach zwei Aufführungen schon wieder vom Spielplan. Auch am Salzburger Nationaltheater gab es nur drei Aufführungen. Etwas mehr als 30 Gulden betrug Hoffmanns Honorar.

Das Bamberger Theater schlitterte wirtschaftlich so dahin. Julius von Soden, der das Theater kurzfristig nach dem glücklosen Cuno wieder übernommen hatte, trat erneut von der Theaterleitung zurück und die 49 Theateraktionäre, an deren Spitze der Arzt Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) stand, übernahmen provisorisch die Leitung. Damit kamen wieder einige bekannte Leute nach Bamberg, darunter der vielseitige Franz von Holbein (Autor, Sänger und Schauspieler). Jetzt begann eine – freilich kurze – Blütezeit der Bamberger Bühne und damit Hoffmanns eigentliche Bühnenwirksamkeit.

Ihm fiel „*die ganze Last der ökonomischen und ein großer Theil der ästhetischen Einrichtung*“ des Theaters zu.¹¹ Hoffmann betätigte sich als Verwalter, Komponist, Bühnenbildner, ja sogar als Maschinist, nachdem ihn der auch praktisch sehr versierte von Holbein dahingehend instruiert hatte. Die gemeinsame Arbeit mit von Holbein ließ die Bamberger Bühne für kurze Zeit zu einer der besten in Deutschland aufsteigen. Hoffmann führte die Stücke seiner Lieblingsdichter Shakespeare und Calderón de la Barca auf. Beispielsweise erfuhr auch Heinrich von Kleists Drama „Käthchen von Heilbronn“ in Bamberg seine Uraufführung. Doch nach nur zwei

Jahren verließ von Holbein Bamberg, und das Theater fiel wieder ins frühere Provinzielle zurück. Damit geriet Hoffmann erneut in eine prekäre finanzielle Misere.

Schon früher hatte Hoffmann dank seines umtriebigen Wesens viele Leute kennengelernt, darunter im Sommer 1810 auch Jean Paul (1763–1825), den er schon von Berlin her kannte, und der seit 1804 in Bayreuth wohnte. Die Schilderung einer Begegnung Jean Pauls mit Hoffmann ist charakteristisch: Im Weinhaus Kunz trafen sich Hoffmann, Kunz und Jean Paul. „*Den Flaschen wurde tüchtig zugesprochen*“, erinnerte sich Kunz später.¹² Darüber versäumte Jean Paul ein Treffen mit Bamberger Damen, was für den Dichter besonders verdrießlich war, denn er verdankte seinen Ruhm insbesondere seiner weiblichen Leserschaft, die er natürlich nicht verärgern wollte. Dem Bericht des Weinhändlers Kunz zufolge hatte sich Hoffmann zudem über die Skrupel des gefeierten Dichters amüsiert, was diesen verstimmt. Außerdem hatte Hoffmann anschließend auch noch eine Karikatur der versetzten Damen gezeichnet, was den Dichter dann endgültig verärgerte. Das mag nur eine läppische Episode sein, die aber dennoch zeigt, dass Jean Paul den in seinen Augen naseweisen und vorlauten Hoffmann nicht mochte, der seinerseits die kulturbeflissenen Bamberger Frauen mit ihrem Salongeschwätz verabscheute.

In diese Zeit fiel auch eine Begegnung Hoffmanns mit dem Komponisten Carl Maria von Weber (1786–1826) in der „Rose“, einem damals in Bamberg viel besuchten Weinlokal, das überdies davon profitierte, dass Hoffmann dort häufig anzutreffen war. Der Weinhändler Kunz berichtet in seinen Erinnerungen darüber sehr blumig: „*Noch bis zur Stunde gedenkt der hiesige Gastwirt Zur Rose, Herr Kauer,*

dankbar Hoffmanns, ohne dessen Hiersein er bestimmt um mehrere tausend Gulden ärmer wäre, da seine Gegenwart eine Masse von Gästen ihm zuzog. Nicht übertrieben ist es, wenn ich behaupte, dass an einem Abend, wo Hoffmann zugegen war (des Mittags wurde schon geschickt und danach gefragt), von ein paar Gästen mehr getrunken wurde als von der ganzen Harmoniegesellschaft, die gleichfalls in diesem Lokale war und noch ist, zusammengenommen bei ihren veranstalteten Gesellschaften und Bällen. [...] Höchst selten übernahm sich Hoffmann, soviel er auch trank bei diesen Gelagen.“

Hoffmann war – was weniger bekannt ist – aber auch der Medizin zugetan und fand in dem um 22 Jahre älteren Leiter des Bamberger Hospitals St. Getreu, dem progressiven Mediziner Adalbert Friedrich Marcus, eine Person, die ihm in Bamberg viele Türen öffnete. Hoffmann lernte bemerkenswert viele Ärzte in Bamberg kennen, darunter auch den Bamberger Gerichtsphysikus Friedrich Speyer (1780–1839), und wenn er sich mit ihnen traf (wohl nicht selten in der „Rose“ beim Wein), so kam das Gespräch über die Heilkunst dabei nicht zu kurz. Denn Hoffmann hatte als vielseitig interessierter Mann auch ein ausgeprägtes Interesse an Problemen der Medizin und ihrer Grenzbereiche, namentlich wenn es um die Beurteilung von Krankheiten geht, die die Schuldfähigkeit ausschließen. Vieles von dem, was ihn an Medizinischem interessierte und was er bei seinen Medizinerfreunden erfuhr, fand dann Niederschlag in seinem literarischen Schaffen. Nicht wenig, was – damals wie heute – in Hoffmanns Schreiben als skurril empfunden wird, hat im Realen seine Wurzel.

Der Medizinaldirektor Adalbert Friedrich Marcus hat sich übrigens auch um die Wiedererrichtung der Bamberger Al-

tenburg verdient gemacht. Die Altenburg war zu Ende des 18. Jahrhunderts im Privateigentum des damaligen Bamberger Fürstbischofs, der die ruinöse Veste seinem damaligen Leibarzt Friedrich Marcus schenkte. Dessen Neffe, der besagte Chefarzt des Hospitals, machte sich dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts an die Wiederherstellung der Burg, so wie man sie heute kennt. Mit ihm kam auch sein jüngerer Freund Hoffmann auf die Burg. „Hoffmann“, so berichtet die heute vergessene Bamberger Schriftstellerin Amelie Godin, „bewohnte die Altenburg zuweilen

wochenlang als Turmgast und war dann stets in fröhlichster Schaffenslaune. [...] Ruhte Hoffmanns Feder, dann griff er zum Pinsel; die Turmwände¹³ bedeckten sich mit Fresken aus dem Leben des Grafen Adalbert von Babenberg, dem die Burg ihren zweiten Namen Babenburg verdankt, und worin der künstlerische Dilettant sich selbst und manche der Freunde von Marcus unter den bei der Gefangennahme des Babenbergers tätigen Rittern sprechend ähnlich porträtierte. [...] Leider haben Wind und Nässe diese interessanten Fresken zerstört, als die Burg nach Marcus' Tod zwei Jahre herrenlos blieb. Als später die Stadt den Besitz erwarb, war es für eine Restaurierung schon zu spät.“¹⁴

Als das Theater im Jahr 1810 unter die neue Leitung des Franz von Holbein kam, besserte sich die wirtschaftliche Lage Hoffmanns. Er erhielt jetzt endlich eine gut bezahlte Anstellung als Musikdirektor, und die neue Spielzeit begann am 30. September 1810 mit Lessings „Minna von Barnhelm“, die Hoffmann ebenso inszenierte, wie später Werke von Kleist oder Calderón. So geriet eigentlich alles zum Besten.

Aber unter seinen Schülern war ab 1808 ein damals zwölfjähriges Mädchen aus gutem Hause, Julia Mark (1796–1865), dem er Gesangsunterricht gab. Die sich im Laufe der Zeit entwickelnde unerfüllte Liebe des Middreißigers zu dem dann 14- und 15-jährigen Fräulein wird später zum Grunderlebnis in Hoffmanns Arbeiten und Werken. Käthchen nennt er sie in seinem Tagebuch, das übervoll von Eintragungen ist, die der heißen Liebe zu diesem jungen Blut gelten. Doch diese mehr als drei Jahre währende platonische Liebe fand im Sommer 1812 ein jähes Ende, als Julia, um die familiären Verhältnisse zu sanieren (ihre Mutter war Witwe), an den Hamburger Kaufmann Johann Gerhard Graepel gera-



Abb. 4: Vor dem Bamberger Theater, das heute seinen Namen trägt, steht ein modernes Denkmal Hoffmanns mit dem Kater Murr auf der Schulter.

dezu verschachert wurde. Graepel, Sohn eines Hamburger Senators und Bankiers, war damals 32 Jahre alt und damit eine gute Partie für die junge Julia. Hoffmanns Verleger Kunz erinnerte sich später an ihn:¹⁵ „Der Mensch war, trotz seiner Jugend, das Bild eines Greises, ein ausgemergeltes Menschenmodell, die Male fleischlicher Begierden lagen auf Stirn, Augen und Wangen, und die Imbezillität seines Geistes leuchtete aus jedem gesprochenen Worte.“ Kunz nannnte ihn „eine Mumie“ und meinte, „der Teufel in der Gestalt des Erdgeistes feierte auch hier eine seiner vielen Triumphen“.

Die Verlobung Julia Marks mit Graepel war im Spätsommer 1812, und am 6. September 1812 fand in Pommersfelden eine Nachfeier dazu statt. Hoffmann wurde von der Brautmutter dazu eingeladen. Man besichtigte in Schloss Weißenstein die große Bildersammlung, die damals noch mehr als 600 Gemälde umfasste, darunter auch Albrecht Dürers „Jakob Muffel“, einige Rembrandts, aber auch Werke von Caravaggio, van Dyck und von anderen berühmten Malern. Da damals die meisten Kunstsammlungen der Öffentlichkeit verschlossen waren, konnte ein solcher Besuch den Gästen etwas Einmaliges bieten, Interesse und Kunstverständnis vorausgesetzt. Nach der Besichtigung der Kunstsammlung ging es ans Tafeln und Trinken. Graepels derbe Späße reizten Hoffmann schon bei Tisch. Die Mutter Julias schlug einen Spaziergang durch den Schlosspark vor.

Der schon mehrmals genannte Kunz beschreibt das Weitere: „Kaum im Hofe vor dem Schlosse angekommen, bemerkten wir, dass der Herr Bräutigam gewaltige Winkel, bald rechts, bald links maß, und die Braut kaum im Stande war, ihn zu halten. Ein derber Ruck geschah, der die arme Julia niederkreißen drohte; – Hoffmann sprang,

sie zu halten, hinzu, ich auf die Seite des Sinkenden; allein zu spät, – der Sturz war geschehen, und der Ehekandidat lag, alle Viere von sich streckend, auf dem Erdbo- den. Julia erblasste, rang die Hände, [...] Hoffmann glühte vor Zorn, und sich gegen mich wendend, entfuhren ihm die mit lauter Stimme gesprochenen Worte: „Sehen Sie, da liegt der Schweinehund! Wir haben doch auch getrunken, wie er, uns passiert so etwas nicht! Das kann nur so einem gemeinen, prosaischen Kerl passieren“.

Die Gesellschaft verstreute sich und jeder fuhr, ohne sich um andere zu kümmern, nach Hause. Hoffmann entschuldigte sich tags darauf bei Julias Mutter. Die Musikstunden wurden abgebrochen, und Hoffmann vertraute seinem Tagebuch an: „Noch nie haben sich so auf Geist und Gemüt wirkende Unannehmlichkeiten zusammengedrängt.“¹⁶

Das Ganze sprach sich natürlich rasch in Bamberg herum. Im Hause Mark hatte Hoffmann nun gewissermaßen Hausverbot. Da er sich in Bamberg nicht mehr so recht sehen lassen konnte, wandte er sich an seinen Freund Rochlitz, der ihm schließlich einen Ausweg aufzeigte. Er erhielt das Angebot, Musikdirektor der in Dresden und in Leipzig spielenden Operntruppe des Joseph Seconda zu werden. Julias Ehe mit Graepel wurde übrigens eine unglückselige. Sie hielt nur wenige Jahre, dann kam es zur Scheidung. Julia heiratete dann im Jahre 1821 den Arzt Dr. Marc (mit c!) und ist auf diesem Weg die Großtante des Malers Franz Marc geworden.

Anstatt hier weiterzugehen, soll – wie es auch im Titel des Beitrages heißt – eine weitere Facette Hoffmanns noch angesprochen werden, nämlich die des Musikers und Komponisten. Obwohl es ihm entgegen allen Bemühungen nicht gelang, als Komponist oder als Kapellmeister dauerhaft

Erfolg zu haben, wurde sein ganzes Leben durch praktische und theoretische Auseinandersetzung mit Musik stark geprägt. Bereits als Fünfjähriger bekam Hoffmann bei seinem Onkel in Königsberg Musik- und Klavierunterricht. Als dieser Onkel (der Au-Weh-Onkel, wie Hoffmann ihn bezeichnete) das Talent seines Neffen erkannte, ließ er ihn von renommierten Königsberger Musikern weiter unterrichten. Auf diese Weise war Hoffmann seit Kindheit und Jugend – und später neben seiner praktizierten Juristerei – auch Komponist. Aus seiner Feder sind nicht weniger als 85 Kompositionen erhalten oder zumindest bezeugt. Ihre Musiksprache orientiert sich an Carl Philipp Emanuel Bach, an Christoph Willibald Gluck und an dem besonders von ihm verehrten Johann Sebastian Bach. Die Oper, die Hoffmann selbst komponierte, nämlich „Undine“, die ihm – in Berlin 1814 bis 1817 – den größten Erfolg einbrachte, trägt freilich romantische Züge. Die Idee zu dieser Oper entstand übrigens nachweislich in Bamberg.

Was bei Hoffmanns musikalischem Wirken besonders auffällt, ist der Umstand, dass er als Protestant sich in Bamberg an ein Werk machte, das eigentlich im katholischen Bereich anzusiedeln ist. Die Rede ist von seinem „Miserere“ in b-moll, das er in der Zeit von 13. Januar bis 1. März 1809 in Bamberg mit dem Ziel komponierte, es in der Liturgie der Karwoche desselben Jahres zur Aufführung gelangen zu lassen. Aber auch dieser Versuch, mit einem kirchenmusikalischen Werk im katholischen Bamberg ins Geschäft zu kommen, misslang. Das Werk wurde erst 1958 in der Bamberger Karmelitenkirche uraufgeführt. Hoffmann hat es also nur in seinem inneren Ohr gehört, jedoch nie in Wirklichkeit. Es handelt sich um eine Komposition für Soli, Chor und Orches-

ter (mit Orgel) und ist eine Vertonung des 51. Psalms. Musikkenner haben es mit dem Mozart-Requiem verglichen.

Doch zurück zur Literatur: Manches, was Hoffmann in Bamberg gesehen und erlebt hatte, „geisterte“ später durch seine Bücher. An einem Haus in der Eisgrube, einer Gasse mitten in Bamberg, hatte er einmal einen „glänzenden, kugelrunden Thürklopfer“ gesehen, der die Form eines Kopfes mit grinsenden Gesichtszügen hatte und noch hat. In der „Begegnung“ Hoffmanns mit diesem Türklopfer soll das Stück „Der goldene Topf“ wurzeln, das man als schönstes Kunstmärchen der deutschen Literatur bezeichnet hat. Darin werden die Schwierigkeiten des Studenten Anselmus in Dresden geschildert, der in den Korb eines Apfelweibes getreten war (was an die Obst- und Gemüestadt Bamberg erinnert!), das ihm den Zutritt zum Haus des Archivarius Lindthorst, der ein Zaufer ist, verwehren wollte. Dieses Apfelweib verfolgt als böse Hexe den Studenten Anselmus und verhindert, indem es sich unter anderem in einen Türknauf verwandelt, den beruflichen und privaten Erfolg des Studenten. Letztlich wird die Hexe, das Apfelweib, aber doch besiegt und in eine Runkelrübe verwandelt. Bambergs berühmtester Türklopfer, das „Apfelweibla“ in der Eisgrube, schlägt hier also seit mehr als 200 Jahren eine optische Brücke in die Gegenwart.

Die Erfolgsoper „Hoffmanns Erzählungen“ des Komponisten Jacques Offenbach hat im Übrigen – wie ihr Titel schon andeutet – E.T.A. Hoffmann zum Protagonisten. Sie spielt um 1800, beginnt und endet allerdings nicht in Bamberg, sondern in Lutters Weinkeller in Berlin hinter dem Gendarmenmarkt. Den Grundklang dieses Werkes bildet E.T.A. Hoffmanns genial-absonderliche Phantasie, die den



Abb. 5: Der Türzieher am Anwesen Eisgrube 14 inspirierte E.T.A. Hoffmann zum Märchen „Der goldene Topf“.

Spuk in allen Varianten schreckhaft darstellt. Es ist ja nicht zufällig, dass E.T.A. Hoffmann damals schon und auch heute noch als „Gespenster-Hoffmann“ bezeichnet wird.

Werfen wir noch ein Blick in Hoffmanns Zukunft: Nachdem er seine platonische Liebe Julia verloren hatte und ebenso seine berufliche Basis in Bamberg, da sein Vertrag mit der Theater AG auslief und nicht verlängert wurde, ergab sich die Gelegenheit, Musikdirektor bei der in Leipzig und Dresden spielenden Operntruppe des ‚Entertainers‘ Seconda zu werden. Im Frühjahr 1813 ging er daher aus Bamberg weg. „Meine Lehr- und Marterjahre sind nun in Bamberg abgeküsst, jetzt kommen die Wander- und Meisterjahre, – nun sitz' ich fest im Sattel,“ sagte er frohgemut seinem Freund Rochlitz.¹⁷ Doch auch die Folgezeit in Leipzig und Dresden sollte für ihn nicht besser werden.

Als sich im Herbst 1814 die Chance bot, nach Berlin in den juristischen Beruf zurückzukehren, nahm Hoffmann an. Das war zwar anfangs auch keine lukrative Sache, garantierte aber auf Dauer doch eine tragfähige Basis fürs Leben, als Jurist, als Opernkomponist (seine „Undine“ war ja ein Erfolg) und auf vielen anderen Ebenen.

Hauptberuflich wurde Hoffmann nun Richter am Berliner Kammergericht und gewann in der Öffentlichkeit rasch an Ansehen, auch über das rein Juristische hinaus. So kam es, dass der preußische König Friedrich Wilhelm III. ihn zum Mitglied einer „Immediat-Untersuchungskommission zur Ermittlung hochverräterischer Verbindungen und anderer gefährlicher Umtriebe“ berief, welche die liberalen und revolutionären Bestrebungen, vor allem der Studentenschaft, unter Kontrolle halten sollte. Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817 und die Ermordung des russischen Staatsrates August von Kotzebue im Sommer 1819 waren die Ursache für die restriktive Haltung vieler deutscher und europäischer Staaten gegenüber allen freiheitlichen Strömungen. In etlichen überlieferten Fällen bewies Hoffmann als Gutachter in der genannten Kommission – eigentlich entgegen den Absichten der Herrschenden – außerordentlichen Mut und entschlossenen Gerechtigkeitssinn und zwar zu Gunsten der vermeintlichen Revolutionäre. Mit dem Berliner Polizeidirektor und Mitglied des preußischen Staatsrates Karl Albert von Kamptz geriet Hoffmann in eine massive Kontroverse, die sogar zu einem Disziplinarverfahren wegen Bruches der Amtsverschwiegenheit, der Beamtensicherung und der Majestätsbeleidigung führte. Sein Gerichtspräsident Johann Daniel Woldermann steifte ihm aber den Rücken, so dass die geforderte Amtsenthebung nicht stattfand.

Im Frühjahr 1822 allerdings schwand Hoffmanns Lebenskraft. Noch bis zuletzt war sein Tag mit dem Schreiben jeglicher Art gefüllt, beispielsweise auch mit einer – immerhin 50 Druckseiten umfassenden – Erzählung mit dem Titel „Meister Johannes Wacht“. Darin zeichnete er ein liebenswürdiges Bild des alten Bam-



Abb. 6: Hoffmanns Grabstein auf dem Kirchhof III vor dem Halleschen Tor (Mehringdamm) in Berlin.

berg und erinnerte sich der „schönen und freundlichen Stadt“ und ihrer Bewohner, ihrer Trachten, ja sogar einiger Ausdrücke der Marktfrauen und Gärtner. Da kommt der Neptunbrunnen „(welchen ehrliche Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen)“ ebenso vor, wie der Kaulberg und anderes mehr.¹⁸

Am 25. Juni 1822 verstarb Hoffmann unter entsetzlichen Qualen und wurde auf dem Kirchhof III vor dem Halleschen Tor (Mehringdamm) begraben. Der Text seines Grabsteines lautet in aller Kürze, aber sprachlich zugleich das ganze Leben Hoffmanns auslotend: „Geb. Königsberg den 24. Januar 1776 gest. Berlin den 25. Juny 1822. Kammer Gerichts Rath ausgezeichnet im Amt als Dichter als Tonkünstler als Maler“.¹⁹

„Das gleitende Ineinander von Alltagserfahrungen und Märchen- oder Gespensterwelt, die Aufhebung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Phantasie, ja Phantastik, war für E.T.A. Hoffmann als Spiel der poetischen Freiheit ein Kunstgriff, um irrationale Kräfte, die der Verstand weder ergründen noch begründen kann, sichtbar werden zu lassen,“²⁰ urteilt Hans Gerd Rötzer in seiner Literaturgeschichte über Hoffmann. Für seine Witwe Mischa, die zeitlebens nie recht die deutsche Sprache erlernte und die Hoffmann stets „Gemahl meiniges“ nannte, wurde es nun hart. Zwar war sie Universalerbin, doch die beträchtlichen Einnahmen aus seiner richterlichen und literarischen Tätigkeit sind Hoffmann unter der Hand stets wie gewonnen so zerronnen. Der Nachlass war überschuldet.

Deshalb riet Hoffmanns Freund Julius Eduard Hitzig, der sich um die Witwe kümmerte, dazu, die Erbschaft auszuschlagen. Es fand in der Folge eine Nachlassversteigerung statt, deren Erlös von 631 Reichstalern Schulden von mehr als 2.300 Reichstalern gegenüberstanden. Allein beim Weinhaus Lutter & Wegener (damals wie heute in Berlin an der Ecke der Charlottenstraße/Französische Straße gelegen) stand Hoffmann mit 1.116 Reichstalern in der Kreide. Der preußische Staat gewährte nun Mischa eine Jahrespension von 200 Reichstalern, womit sie ihr Leben mehr schlecht als recht fristen konnte, bis sie achtzigjährig im Januar 1859 verstarb. Sie stand stets im Schatten Hoffmanns, hatte seine Flatterhaftigkeit, seine Liebschaften und vieles mehr ausgehalten. Sie war für ihn die einzige und verlässliche Stütze und so eine Basis für Hoffmanns vielfältiges Werk als Jurist, Literat, Theatermann und Komponist. Deshalb soll ihr – Mischa – das letzte Wort gelten.

Anmerkungen:

- 1 Der Beitrag ist eine redaktionell unwesentlich geänderte Fassung des Vortrages, den der Autor am 25. Januar 2018 bei einer Vortragsveranstaltung der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES gehalten hat.
- 2 Schnapp, Friedrich (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann. Tagebücher. München 1971, S. 60.
- 3 Brief an Freund Hitzig, in: Schnapp, Friedrich (Hrsg.): E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel. München 1967ff., Bd. I, S. 209.
- 4 Schnapp: Briefwechsel (wie Anm. 3), S. 167.
- 5 Schnapp: Briefwechsel (wie Anm. 3), S. 192.
- 6 Schnapp: Briefwechsel (wie Anm. 3), S. 141.
- 7 Der Friedrichsdor (ausgegeben 1775–1786) ist eine preußische Goldmünze mit etwa 6,6 gr. Gold.
- 8 Wilhelm Heinrich Wackenroder. Werke und Briefe. Heidelberg 1967, S. 525ff.
- 9 Segebrecht, Wulf: Krankheit und Gesellschaft. Zu E.T.A. Hoffmanns Rezeption der Bamberger Medizin, in: Brinkmann, Richard (Hrsg.): Romantik in Deutschland. Stuttgart 1978, S. 279.
- 10 Schnapp: Tagebücher (wie Anm. 2), S. 94.
- 11 Brief an Hitzig vom 28.04.1812, in: Schnapp: Briefwechsel (wie Anm. 3), Bd. I, S. 333.
- 12 Dem schon mehrfach genannten Buch- und Weinhändler Carl Friedrich Kunz sind viele Einzelheiten aus dem Leben E.T.A. Hoffmanns zu verdanken. Weiteres in: Funk, Z.: Aus dem Leben zweier Dichter. Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel. Leipzig 1836.
- 13 Auch heute noch wird ein Grabenturm auf der Altenburg als früheres zeitweiliges Domizil Hoffmanns mit dem Hinweis auf die erwähnten Fresken bezeichnet.
- 14 Amelie Linz-Godin (1824–1904) war eine seinerzeit weit bekannte Schriftstellerin; vgl.: Günzel, Klaus: E.T.A. Hoffmann. Leben und Werk in Briefen etc. Berlin 1979, S. 158ff.
- 15 Schnapp, Friedrich Carl (Hrsg.): Friedrich Kunz, E.T.A. Hoffmann in Aufzeichnungen Prof. Dr. iur. Klaus Kastner (geb. 1936 zu Nürnberg) war Staatsanwalt und Richter in der Bayerischen Justiz, zuletzt als Präsident des Landgerichts Nürnberg-Fürth. Er ist Honorarprofessor an der Universität Erlangen-Nürnberg für Vertragsrecht und Juristische Zeitgeschichte. Seit langem beschäftigt er sich mit Themen aus der Rechtsgeschichte und aus dem Grenzbereich zwischen Literatur und Recht. Dazu gibt es viele Veröffentlichungen. Zudem befasst er sich unter historischen, rechtlichen und politischen Aspekten mit der Thematik der sog. Nürnberger Prozesse (1945–1949). Auch hierzu gibt es zahlreiche Veröffentlichungen aus seiner Feder, namentlich auch drei Bücher (1994, 2001, 2005); die letzgenannte Publikation erschien 2015 in 2. Auflage beim Theiss-Verlag mit dem Titel „Die Völker klagen an – Der Nürnberger Prozess 1945–1946“. Seine Anschrift lautet: Jean-Inselsberger-Straße 13, 90473 Nürnberg, E-Mail: kue.kastner@gmx.de.
- 16 Schnapp: Tagebücher (wie Anm. 2), S. 175.
- 17 Schnapp: Aufzeichnungen (wie Anm. 15), S. 227.
- 18 Krischker, Gerhard C. (Hrsg.): Bei Gott eine schöne Stadt. Bamberger Lesebuch. Bamberg 1988, S. 131–186.
- 19 Schnapp: Briefwechsel (wie Anm. 3), Bd. III, S. 290.
- 20 Rötzer, Hans Gerd: Geschichte der deutschen Literatur. Bamberg 1992, S. 140.

Harald Wentzlaff-Eggebert

Gedicht auf Bamberg

Nachdem ich zehn Jahre als Professor der Universität Bamberg den Studierenden die Literatur Frankreichs und der spanisch sprachigen Länder nahegebracht habe, wurde ich nach Jena berufen, um die dort nach der Wende neu gegründete Romanistik mitzugestalten. Je näher mein Abschied von Bam-

berg rückte, um so mehr verstärkte sich in mir das Gefühl, diese Stadt noch nicht intensiv genug erlebt zu haben. Wenn ich meine Eindrücke als Aufforderungen und Vorschläge präsentierte, so soll dies nicht zuletzt den Leser davor bewahren, denselben Fehler zu machen wie ich.

BAMBERG

GEBOT

Das Auto vor den Toren lassen
Oder in der Höhle
Unter der Stadt verstecken

GEBOT

Dich auf die Untere Brücke schieben
lassen
Auf ihrem Scheitel innehalten
Und drei Gedanken hegen
Im Blick auf ererbte Fassaden
an das Gute der alten Zeit
Im Spiegel davonstürzender Wasser
an die Vergänglichkeit
Im Sog des Doms
an alle Ewigkeit

GEBOT

Den Domplatz bewundern
Wie er das Gesicht wahrt
Um nur mit der Geschichte zu
verkehren

ANGEBOT

Laß das holprige Pflaster
Die Schritte verlangsamen
Und die Fantasie in Gang setzen

ANGEBOT

Laß die Erinnerung
An pechschwarze Soldaten
Dir für deine Zeit die Augen öffnen



ANGEBOT

Laß im Rosengarten
Die historische Führung
Durch verführerische Düfte
verdrängen

GEBOT

Den Makel des Provinziellen
Im Fluidum der weltläufigen Hochschule
schwinden sehen

ANGEBOT

Laß dir auf dem Wochenmarkt
Von den Landfrauen
Alles in frische Mundart wickeln

GEBOT

Jeden Erfolg der Symphoniker
Als Ordensverleihung
für Bamberg feiern

ANGEBOT

Laß sie dir Töne widmen
Vollkommen und verletzlich
Wie Seifenblasen

Foto: *Bbb auf wikivoyage shared. – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/Rosengarten_Bamberg?uselang=de#/media/File:Ba_Rosengarten.jpg.*

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von Prof. Dr. Harald Wentzlaff-Eggebert (geb. 1941 in Berlin). Studium der Romanistik und Germanistik in Mainz, Paris, Kiel, San Francisco und München. 1968 „Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an den Gymnasien“. Er wurde 1969 mit der Arbeit *Der französische Roman um 1625* (publ. München 1973) promoviert und war von 1969–1979 Wissenschaftlicher Assistent am Romanischen Seminar der Universität München, anschließend von 1979–1982 Akademischer Oberrat an der Universität Erlangen. 1981 erfolgte die

Habilitation mit der Schrift *Lesen als Dialog. Französische Moralistik in texttypologischer Sicht* (publ. Heidelberg 1986). Nach Vertretungsprofessuren in Göttingen und Bamberg war er von 1985–1995 Inhaber einer C3-Professur für Romanische Literaturwissenschaft/Schwerpunkt Hispanistik an der Universität Bamberg. Danach wirkte er von 1996 bis zu seinem Ruhestand 2006 auf dem C4-Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft (Spanisch und Französisch) in Jena. Seine Anschrift lautet: Rathsberger Steige 12, 91088 Bubenreuth, E-Mail: harald@wentzlaff-eggebert.de.

Bettina Wagner

Joseph Heller und die Kunst des Sammelns – Eine Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg

Mit der ursprünglich schon für das Jahr 2020 geplanten Ausstellung „Joseph Heller und die Kunst des Sammelns“ erinnert die Staatsbibliothek Bamberg an einen nicht nur regional bedeutsamen Kunstsammler und Sammelmäzen. Zugleich stellt sie die Ergebnisse eines Heller gewidmeten Forschungsprojekts vor.

Ein Vermächtnis im Herzen Bambergs

Bereits frühzeitig hatte der Bamberger Kunstgelehrte und -sammler Joseph Heller (1798–1849) die seinerzeit noch Königliche Bibliothek in freundschaftlicher Verbundenheit zur Erbin seiner kostbaren Kunstgegenstände, Handbibliothek sowie Schriftstücke erklärt. Im August 1851 glückte dann die Übernahme des umfangreichen und gattungsübergreifenden Nachlasses, weswegen Heller bis heute als der bedeutendste Mäzen der Staatsbibliothek Bamberg gilt. Seit 2017 verfolgt ein gemeinsam mit dem Deutschen Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte in Marburg durchgeführtes DFG-Projekt das Ziel, die historische Sammlungsordnung Hellers digital nachzubilden und jedem zugänglich zu machen. Ausgewählt wurde dafür ein bedeutendes Konvolut von Graphikblättern, darunter Werke von Albrecht Dürer (1471–1528), Lucas Cranach d.Ä. (1472–1553) und d.J. (1515–1586) sowie Hans Holbein d.Ä. (1460–1524).

Bibliotheksgeschichte in kostbaren Originalen

Im Sternengewölbe der Staatsbibliothek stehen der Sammler Heller und sein Mentor, der damalige Bibliotheksdirektor Joachim Heinrich Jäck (1777–1847), im Fokus und kommen sogar selbst zu Wort. Ihre lebenslange Freundschaft, gefestigt durch eine gemeinsame Reise, die sie 1821 durch Deutschland, Österreich und Italien führte, wird anhand der währenddessen erworbenen Exponate nachvollzogen. Der Scagliolasaal zeigt den Umgang der Bibliothek mit dem reichen Erbe. Ein Medientisch erweitert den Blick auf die im Laufe des Forschungsprojekts entstandenen Digitalsäte samt wissenschaftlichen Kurzbeschreibungen. Zu sehen sind hier weitaus mehr Objekte des Heller'schen Nachlasses als die Ausstellungsräume fassen, und auch ihre Verbindungen untereinander werden nachvollziehbar. Im Lesesaal dokumentieren ausgewählte Bücher Hellers rege Publikationstätigkeit. Sie laden die Besucher ein zu schmöckern, den Sammlungsschwerpunkten und Interessensgebieten Hellers nachzuspüren, die bis heute nicht an Aktualität eingebüßt haben.

Erfahren Sie mehr über Joseph Heller und seine Kunst des Sammelns! Tauchen Sie ein in seine in der Staatsbibliothek Bamberg gehütete Kunswelt!

Sammlung Heller online

Die Staatsbibliothek Bamberg präsentiert unter „www.bamberger-schaetze.de/heller“ einen von Joseph Hellers frühen Samm-



Abb.: Joseph Heller zwischen Original und Kopie. Porträt von Lazarus Sichling nach einer Bleistiftzeichnung von Christian Lehmann, 1848. Staatsbibliothek Bamberg, HVG 41/147 zwischen IBb 2 und IBb 2c. Foto: Gerald Raab.

lungsschwerpunkten, den Graphikbestand von und nach Albrecht Dürer. Anhand der hochauflösenden und frei nutzbare Digitalisate können Interessierte der Blatt-
historie von über 2.000 Kunstwerken, einschließlich verschiedener Zustände und sammlungsspezifischer Blattmontagen, nachspüren. Ergänzt um wissenschaftliche Kurzbeschreibungen sind die Werke sowohl mit Buchbestand aus Hellers Handbibliothek als auch Manuskripten und Notizen aus seinem schriftlichen Nachlass verknüpft, wodurch die Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte jeder Graphik beleuchtet wird.

Eine **Ausstellung** der Staatsbibliothek Bamberg in der Neuen Residenz (Domplatz 8, 96049 Bamberg) vom 27. September bis 18. Dezember 2021.

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 09:00 bis 17:00 Uhr,
Samstag 09:00 bis 12:00 Uhr,

Prof. Dr. Bettina Wagner (geb. 1964 in Würzburg) studierte Germanistik, Romanistik und Mittellateinische Philologie an den Universitäten Würzburg und Oxford. Nach ihrer Promotion 1994 und der Ausbildung an der Bayerischen Bibliotheksschule München war sie ab 1998 als wissenschaftliche Bibliothekarin an der Bayerischen Staatsbibliothek München tätig. Seit 2016 leitet sie als Bibliotheksdirektorin die Staatsbibliothek Bamberg, die als Regionalbibliothek für Oberfranken eine der großen Gedächtnisinstitutionen Bayerns ist. Sie wurde während der Säkularisation 1803 gegründet und vereinigte die Büchersammlungen der aufgehobenen Stifte und Klöster des Hochstifts Bamberg und der älteren Bamberger Universität. Ihre Anschrift lautet: Neue Residenz, Domplatz 8, 96049 Bamberg, E-Mail: bettina.wagner@staatsbibliothek-bamberg.de.

an Sonntagen und an Allerheiligen (1.11.). geschlossen.

Eintritt:
frei.

Begleitpublikation (gedruckt u. als interaktives E-Book):
Ehrl, Franziska/Juntunen, Eveliina: Joseph Heller und die Kunst des Sammelns. Ein Vermächtnis im Herzen Bambergs (= Forschungen des Instituts für Archäologische Wissenschaften, Denkmalwissenschaften und Kunstgeschichte, Bd. 9). Bamberg 2020. ISBN 978-3-86309-723-3, € 28,50. Als interaktives E-Book online frei verfügbar: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:22-heller2020-3>.



**Franken um 1920
– die Jubiläumsausstellung des
Frankenbundes e. V.
zum 100jährigen Bestehen**

im Museum für Franken,
Festung Marienberg Würzburg
Laufzeit in Würzburg:
7. August bis 10. Oktober 2021

zu besichtigen
während der Öffnungszeiten des Museums

Zu seinem hundertjährigen Bestehen präsentiert der Frankenbund eine Ausstellung zum Thema *Franken um 1920*. Im Mittelpunkt der Präsentation steht die Frage, in was für einer Zeit der Frankenbund gegründet wurde und wie sein politisches, kulturelles und soziales Umfeld aussah. Es geht dabei nicht primär um den Frankenbund, sondern um die Zeitverhältnisse, in die er eingebunden war, auf die er reagierte und auf die er eine Antwort geben wollte.

In fünf aufwendig gestalteten Raummodulen werden die Themen Kleidung, Theater und Politik, Kunstszenen, Nahrungs- und Wohnungsnot sowie Musik und Weltflucht szenisch dargestellt. Das sechste Modul ist der Gründung des Frankenbundes am 11. Oktober 1920 gewidmet.

Sechs (angedeutete) Litfaßsäulen bieten ergänzende Beiträge von Fachwissenschaftlern zu Mode, Heimatschutzbewegung, den politischen Verhältnissen, zu Heimatschutzarchitektur und modernem Bauen, zu Musik und Kunst sowie zum Beginn des Frankenbundes.

Die Idee, Konzeption und Ausführung (Design, Zeichnungen und Modellbau) stammt von Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof; sie ist zugleich Kuratorin dieser Ausstellung und Vorstandsmitglied im Frankenbund.

Die Ausstellung wird – so die Planung – anschließend vom 2. bis 14. November im Landratsamt Bamberg, vom 15. November 2021 bis 1. Februar 2022 im Markgrafenmuseum Ansbach und vom 1. Juli bis 19. August 2022 im Stadt- und Stiftsmuseum Aschaffenburg gezeigt.

Matthias Stickler

Jubiläumsausstellung des FRANKENBUNDES im Museum für Franken eröffnet!

Am Freitag, den 6. August 2021, fand in Kooperation mit den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte der Sommernachtstraum des Museums für Franken auf der Festung Marienberg statt. Verbunden wurde diese bereits traditionelle Veranstaltung mit der Eröffnung der Ausstellung aus Anlass des 100. Jahrestages der Gründung des FRANKENBUNDES im Jahr 1920 („Franken um 1920 – 100 Jahre FRANKENBUND“). Die Rückbesinnung auf die „Roaring Twenties“ mit dem Jubiläum des FRANKENBUNDES zu verbinden, war eine gute Idee. Auf diese Weise war es möglich, das Gründungsgedenken mit der Erinnerung an die pulsierenden 1920er Jahre zu verknüpfen, die im Rückblick heute ja gerne nostalgisch betrachtet werden. Eigentlich hätte beides bereits im Jahr zuvor stattfinden sollen, was wegen der Corona-Pandemie leider nicht möglich war. Auch der heilige Petrus hatte ein Einsehen und wendete das am Vormittag doch noch recht unfreundliche Wetter zum Besseren.

Eröffnet wurde die Veranstaltung mit einem gleichsam offiziellen Teil in der Schönbornhalle des Museums für Franken. Nach der Begrüßung durch den Direktor des Museums für Franken, Jörg Meißner, und einem Grußwort des Ersten Vorsitzenden der „Freunde“, Prof. Dr. Matthias Stickler, führte der Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Dr. Paul Beinhofer, in das Thema „100 Jahre FRANKENBUND“ ein. Er betonte dabei vor allem die Bedeutung der krisenhaften Umbruchzeit nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der deutschen Revolution sowie die damit verbundene massive Verunsicherung großer Teile der Bevölkerung. Dem setzte der FRANKENBUND das Ziel der „Wiederbeheimatung“ der Heimatlosen entgegen, wie dies das Gründungsmitglied Dr. Peter Schneider emphatisch ausdrückte. Dr. Beinhofer hob, ähnlich wie Prof. Stickler in seinem Grußwort, die zeitlose Wichtigkeit des zivilgesellschaftlichen Engagements hervor, den Vereinigungen wie der FRANKENBUND und die „Freunde“ leisten.

Die Bundesgeschäftsführerin des FRANKENBUNDES, Dr. Christina Bergerhausen, sprach anschließend zum Thema „Franken um 1920 – was für eine Zeit!“. Danach führte die Ausstellungs-Kuratorin Evelyn Gillmeister-Geisenhof in die Ausstellung ein und informierte die Zuhörer über die Hintergründe von deren Entstehung bzw. die dahinterstehende Konzeption. Besonders hervorzuheben ist hierbei, dass die Ausstellung, um das einmal etwas salopp so ausdrücken, ein Eigengewächs des FRANKENBUNDs ist, das nicht etwa ‚eingekauft‘ wurde, sondern gewissermaßen aus der Mitte des Vereins heraus entstanden ist. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die Frage „Was war das für eine Epoche, in der der FRANKENBUND entstand? Welcher politische, soziale und kulturelle Kontext bestimmte das Leben in Franken um 1920?“

Musikalisch begleitet wurde dieser erste Teil des Programms durch die wunderbare Musik des Jan Jankeje Gypsy Projekts, die mit Swing der 1920er bis 1950er Jahre

künstlerisch eine Brücke zu den „Roaring Twenties“ schlugen, dem Rahmenthema des Sommernachtstraums. An diesen gleichsam offiziellen Teil schloss sich unter den Bäumen des Festungshofes ein Sektempfang und ein geselliges Beisammensein bei Wein, alkoholfreien Getränken und leckeren Häppchen sowie erneut der Musik des Jan Jankeje Gypsy Projekts an. Frau Gillmeister-Geisenhof bot Führungen durch die Ausstellung in der Kelterhalle des Museums für Franken an, die lebhaften Zuspruch fanden.

Es ist zu hoffen, dass auch in den nächsten Wochen viele Interessierte den Weg die Ausstellung finden. Ein Besuch lohnt sich wirklich!

Nach den Entbehrungen der beiden Lockdowns genossen die Anwesenden sichtlich die entspannte, fröhliche Stimmung und den lauen Sommerabend auf der Festung. Die Veranstaltung war ausgezeichnet besucht. Wie man hört, mussten die Organisatoren coronabedingt sogar einigen Interessenten absagen. Die Warteliste war einfach zu lang. Direktor Jörg Meißner und seinem Team muss man für diesen sehr gelungenen Abend herzlich danken.



Festakt zum 100jährigen Bestehen des Frankenbundes

Am 9. Oktober 2021 feiern wir unser Jubiläum *Hundert Jahre Frankenbund* nach. Es wird – wie bereits im letzten Jahr geplant – im Museum für Franken in Würzburg stattfinden. Zu diesem Festakt ist auch der Bayerische Ministerpräsident Dr. Markus Söder eingeladen. Leider können zur Wahrung der geltenden Abstandsregeln nur geladene Gäste teilnehmen.

Um Ihnen dennoch zu ermöglichen, bei diesem Fest dabei zu sein, übertragen wir die Veranstaltung per Livestream. So können Sie von zu Hause aus die Veranstaltung verfolgen. Den Link zum Livestream und weitere Informationen finden Sie demnächst auf unserer Homepage (ab 38. KW).

Feiern Sie – online – mit uns am 9. Oktober 2021 ab 18 Uhr!



Frankenbund

Einladung zum 91. Bundestag!

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des
FRANKENBUNDES
zu unserem 91. Bundestag
am Samstag, den 13. November 2021, nach Bamberg ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden.

NEU in diesem Jahr: Um die Abstandsregelung einhalten zu können, kann heuer jede Gruppe nur mit einer Person vertreten sein, sei es mit dem Vorsitzenden oder mit dessen Vertretung. Dieses Gruppenmitglied nimmt das Stimmrecht für die gesamte Gruppe wahr. Weitere Informationen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

Pandemiebedingt muss der Festakt am Morgen leider ausfallen.

Ab 14.00 Uhr Begrüßungsimbiss im Landratsamt Bamberg (Ludwigstraße 23, 96052 Bamberg) mit der Möglichkeit, unsere Jubiläumsausstellung zu besichtigen

15.00 Uhr Delegiertenversammlung im Sitzungssaal des Landratsamtes Bamberg

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2020
2. Kassen- und Kassenprüfungsberichte
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung
6. Satzungsänderungen:
 - a) Ergänzung zu § 22: Bestellung eines Bezirksvorsitzenden für Tauberfranken
 - b) Streichung von §§ 9 Abs. 1 Satz 2, 16 Sätze 3 u. 4 sowie 17 Abs. 1 Satz 4
7. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2022
8. Verschiedenes
9. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 4. November 2021 in der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Diese Einladung steht pandemiebedingt unter Vorbehalt.

Würzburg, 10. August 2021

gez. *Paul Beinhofer*

1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer
Regierungspräsident von Unterfranken a. D.

Elisabeth Porsch

Die Gruppe Bamberg des FRANKENBUNDES

„Wir Franken und die neue Zeit“ war der Titel des Vortrages von Studienprofessor Dr. Peter Schneider am 27. Dezember 1920 im Heinrichssaal Bamberg, an dessen Ende 27 Heimatfreunde ihren Beitritt

zum kurz zuvor in Würzburg gegründeten Frankenbund erklärten. Die Abbildung 1 zeigt die zeitgenössische Berichterstattung in der Lokalpresse.

Bamberger Tagblatt, Jg. 86, No 302, Mittwoch, 29.12.1920

* Der Verein katholischer bayrischer Lehrerinnen veranstaltete am Montag im Heinrichssaale einen fränkischen Abend, nachdem es die Lehrerschaft sich ganz besonders zur Aufgabe mache, Heimatsinn und -liebe in die weitesten Volkskreise zu tragen. Schade, daß der gute Gedanke nicht das Entgegenkommen fand, das er verdient hätte. Nach herzlichen Begrüßungsworten durch die Kreisvertreterin des kath. Lehrerinnenvereins, Frl. Blümm, ergriff der zu diesem Abend als Redner gewonnene Herr Studienprofessor Dr. Peter Schneider das Wort zu einem packenden, mit Humor gewürzten Vortrag: „Wir Franken und die neue Zeit“. Bei den warmen, von tiefster Heimatliebe getragenen Ausführungen mußte jedem Frankenkind das Herz höher schlagen. Heimatlieder und -gedichte gestalteten den Abend zu einer kleinen gemütlichen Feier.

Der Verein katholischer bayrischer Lehrerinnen veranstaltete am Montag im Heinrichssaale einen fränkischen/ Abend, nachdem es die Lehrerschaft sich ganz besonders zur/ Aufgabe mache, Heimatsinn und =liebe in die wei=/ testen Volkskreise zu tragen. Schade, daß der gute Ge=/danke nicht das Entgegenkommen fand, das er verdient hätte./ Nach herzlichen Begrüßungsworten durch die Kreisvertreterin/ des kath. Lehrerinnenvereins, Frl. Blümm, ergriff der zu/ diesem Abend als Redner gewonnene Herr Studienprofessor/ Dr. Peter Schneider das Wort zu einem packenden, mit Hu=/mor gewürzten Vortrag: „Wir Franken und die neue Zeit“. Bei/ den warmen, von tiefster Heimatliebe getragenen Ausführungen/ mußte jedem Frankenkind das Herz höher schlagen. Heimat=/lieder und =gedichte gestalteten den Abend zu einer kleinen ge=/mütlichen Feier.

Abb. 1: Die zeitgenössische Berichterstattung zum Vortrag von Dr. Peter Schneider im Original und in Transkription.

Während des Zweiten Weltkrieges kam das Vereinsleben mehr und mehr zum Erliegen. Einen Schlusspunkt setzte im Februar 1945 die Zerstörung des Vereinslokals inkl. Inventar und Archiv durch einen Luftangriff.

Bamberg besitzt in der St.-Getreu-Straße 4 das Geburtshaus des Frankenbundgründers. Dessen Vater, der Häcker Johann Baptist Schneider, bezeichnete sich scherhaft als „Landrichter“ im Vergleich zu seinen Brüdern Dr. iur. Eugen Schneider, Bürgermeister, und Heinrich Schneider, Pfarrer von St. Gangolf. Der Großvater Lorenz Schneider war Soldat, Schuhmacher und Poet gewesen und schrieb in der Lokalpresse unter dem Pseudonym „Der alte Grillenfänger“. Die Gruft der Familie Schneider auf dem Bamberger Haupt-

friedhof (II 31) ist im Faltplan „Kulturhistorischer Grabmalweg“ wie folgt aufgeführt:

„Dr. Peter Schneider
* 20.6.1882 in Bamberg,
† 1958 in Bamberg“

Oberstudiendirektor, Gründer
des Frankenbundes,
Erforscher Bamberger Mundart,
Pädagoge von gesamt-fränkischer
Bedeutung

1947–1950 Oberstudienrat und Ober-
studiendirektor Neues Gymnasium,
1912 1. moderner Führer durch Bamberg
zusammen mit Dr. Wilhelm Ament:
„Bamberg, die fränkische Kaiser- und
Bischofsstadt“,
1906–1911 Leiter der Sektion Volkskun-
de im Historischen Verein Bamberg“.



Abb. 2: Genealogie Dr. Peter Schneider auf den Tafeln der Gruft II 31 am Hauptfriedhof Bamberg.
Foto: E. Porsch.

Die in der Abbildung 2 auf der rechten Grabplatte zuerst genannte Pauline Seidlein, eine Cousine Peter Schneiders, war Gründungsmitglied der Gruppe Bamberg im Dezember 1920. Kürzlich erreichte die Bamberger Gruppe die positive Nachricht, dass die Stadt Bamberg Erhalt und Pflege des Grabes übernommen hat, welches – beginnend mit dem Jahr 1870 – fünf Generationen einer angesehenen Bamberger Familie birgt. Der gesamte Frankenbund sagt aufrichtigen Dank für diese großherzige Entscheidung.

Das über zwei Jahrzehnte reichende außerordentliche Engagement der Zweiten Vorsitzenden Martina M. Schramm markiert eine Blütezeit der Gruppe Bamberg mit 500 Mitgliedern und einem überaus reichhaltigen Veranstaltungsprogramm. Seit 2017 wird die Gruppe mit aktuell knapp 300 Mitgliedern von Stefan Kuhn und Prof. Dr. Daniel Göler geleitet, Siegfried Stengel ist Stellvertretender Vorsitzender in der Bundesleitung. Die traditionelle Barbarafeier fand 2019 erstmals im Bootshaus im Hain statt, was sich als stimmungsvolle Alternative zum Harmoniesaal erwies, der zu groß geworden war.

Eine Bamberger Besonderheit ist die Tambosi-Runde, benannt nach dem Vereinslokal, wo ein- bis zweimal monatlich Vorträge angeboten werden. Sie wird ergänzt durch die „Tambosi-Runde unter-

wegs“. Eine solche fand, der Pandemie geschuldet, letztmals am Mittwoch, den 7. Oktober 2020, in Form eines Spaziergangs von der Theuerstadt über die Nürnberger Straße zur alten Kaserne statt. Das abwechslungsreiche Format wird, sobald dies möglich sein wird, wieder aufgenommen werden. Als Beispiele für die Präsenz des Frankenbundes in der Öffentlichkeit seien die Patenschaften für zwei Stolpersteine in der Willy-Lessing-Straße und für eine Winterlinde am Zentralen Omnibusbahnhof genannt.

Wiederholt richtete die Gruppe Bamberg Bundesveranstaltungen aus, zuletzt den 85. Bundestag im Jahr 2014 unter Leitung des damaligen 1. Vorsitzenden Dieter Morcinek. Auch der ursprünglich für November 2020 geplante 91. Bundestag zum 100-jährigen Jubiläum des Gesamtbundes findet in Bamberg statt. Allerdings musste er Corona-bedingt auf den 13. November 2021 verschoben werden.

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: RA Stefan Kuhn /
Frankenbund – Gruppe Bamberg
Franz-Ludwig-Straße 7 a,
96047 Bamberg,
Telefon: 0951 / 509988-0,
E-Mail: info@frankenbund-ba.de,
Internetseite der Gruppe:
<http://frankenbund-ba.de>.

Weihnachtsgruß	223	
Geschichte		
<i>Eduard Stenger</i>		
Die „Meekuh“ – eine schwimmende Lokomotive mit beweglicher Schiene. Aus dem Archiv des Lohrer Schulmuseums	224	
<i>Israel Schwierz</i>		
Die Jüdische Laubhütte in Zell am Main	231	
<i>Horst F. Rupp</i>		
Brettheim, April 1945	236	
Kunst		
<i>Bernhard Wickl</i>		
Das ehemalige Birgittenkloster Gnadenberg in der Gemeinde Berg bei Neumarkt in der Oberpfalz	241	
<i>Axel Heimsoth</i>		
Josef Albert Benkert. Ein fränkischer Maler in Essen	245	
Kultur		
<i>Manfred Welker</i>		
Der Schlachttag und das „Wärschd kratz'n“ in Niederndorf und Vergleichbares in Franken	257	
Aktuelles		
<i>Rebecca Hümmer</i>		
‘Frankenbund.de‘ – die neue Website des FRANKENBUNDES	264	
Bücher zu fränkischen Themen		268
Frankenbund intern		
<i>Johannes Schellakowsky</i>		
100 Jahre FRANKENBUND. Festakt und Staatsempfang auf der Festung Marienberg	275	
Bericht über den 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021 in Bamberg	277	
Der FRANKENBUND dankt seinem ehemaligen 2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing und gratuliert zu seinem 80. Geburtstag!	283	
Herzlicher Dank an die ausgeschiedenen Mitglieder der Bundesleitung!	284	
Professor Dr. Georg Seiderer – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender!	284	
Die Bundesleitung begrüßt ihre weiteren neuen Mitglieder!	286	
Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber!	287	
Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2022	288	

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Axel Heimsoth	Stiftung Ruhr Museum/Neuere Geschichte Fritz-Schupp-Allee 15, 45141 Essen axel.heimsoth@ruhrmuseum.de
Rebecca Hümmer M.A.	Archäologin und Kunsthistorikerin/ Medienbeauftragte des Frankenbundes Grombühlstraße 11, 97080 Würzburg mail@huemmer-kommunikation.de
Dr. Hubert Kolling	Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Univ.-Prof. em. Dr. Horst F. Rupp	Lehrstuhl für Evangelische Theologie II der Universität Würzburg Obere Landwehr 1, 97204 Würzburg-Höchberg horst.rupp@uni-wuerzburg.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Eduard Stenger	Rektor i.R., Leiter des Lohrer Schulmuseums Zum Sommerhof 20, 97816 Lohr a.Main eduard.stenger@gmx.net
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach ManfredWelker@web.de
Dr. Bernhard Wickl	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppen Nürnberg, Schwabach, Neunhofer Land Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@online.de
Siegfried Ziegler	OStD a.D. Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof heidaz@yahoo.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Weihnachten

Die Wälder verschleiert
Ein bläulicher Duft
Das Wässerlein feiert
Erstarrt in der Kluft.
Hell blinken Schneesternchen,
Leis huschen Laternchen,
Rings harzige Luft.
Die Himmel erklingen
Vom heiligen Singen
Geheimnisvoll flüstern
Die Kinder im Düstern;
Froh klopfen die Herzen
Voll süßem Erwarten
Licht schimmern die Kerzen
Hinaus in den Garten.
Hehr schallen die Glocken,
Du lauschest erschrocken
Was all das bedeute? –
Weihnachten ist heute.

Armin Werherr (1838–1921)

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2022
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturflege e. V.*

Eduard Stenger

Die „Meekuh“ – eine schwimmende Lokomotive mit beweglicher Schiene.

Aus dem Archiv des Lohrer Schulumseums

Wer weiß heute noch, dass die „Meekuh“ einst ein Kettenschleppdampfer auf dem Main war und überhaupt nichts mit dem schwimmenden Restaurant am Würzburger oberen Mainkai zu tun hatte? Auch die letzten lebenden Zeitzeugen, die sich noch an das Ertönen der Signalpfeife des Dampfschiffs, das Ähnlichkeit mit dem Muhen des Hornviehs besaß und daher dem Schlepper im Volksmund seinen Namen gab, erinnern können, werden immer weniger. So soll hier über 80 Jahre nach der Stilllegung dieses Verkehrsmittel zum Warentransport einmal ins Gedächtnis gerufen werden.

Durch die Eröffnung der Eisenbahnlinie „König-Ludwig-Westbahn“ 1854 kam die Mainschifffahrt arg in Bedrängnis. Die von Pferden flussaufwärts gezogenen, also getreidelten, Mainschiffe konnten mit der Eisenbahn in keiner Weise konkurrieren. Schrauben- und Raddampfer waren wegen der zahlreichen Untiefen des Mains ohne eine recht kostspielige Kanalisierung nur sehr bedingt einsetzbar und fanden in der Regel nur für den Personentransport Verwendung.

Also suchte man nach einer passenden und wirtschaftlich-effektiven Lösung für den Gütertransport auf dem Main, um die rasante ‚Talfahrt‘ der Mainschifffahrt zu stoppen. Der in Dublin geborene Erfinder

Madden wollte eine Art schwimmende Lokomotive bauen, die, auf einem Floß montiert, durch die Bewegung riesiger Rollen eine entsprechende Antriebskraft erzeugen sollte. Auch ein Herr Kessler aus Gemünden entwarf Pläne für Schiffe, die mit Rädern auf der Flussohle entlang rollen sollten.

Andere Vorschläge liefen darauf hinaus, die Leinreiterpfade (für die Pferde, die die Lastschiffe vom Ufer aus flussaufwärts zogen) als Schienenwege auszubauen und mit Lokomotiven von Land aus die Schiffe zu bewegen. Aber diese Konstrukteure und Tüftler scheiterten letztlich alle mit ihren Projekten, weil diese nicht durchführbar oder zu teuer waren.

Mehr Erfolg versprach man sich daher von der Einführung der Kettenschleppschifffahrt, die sich bereits auf Flüssen mit ähnlichen Problemen wie dem Main bewährt hatte. Diese Kettenschiffe bestanden aus Eisen und waren mit einem starken hölzernen Boden versehen. Mit ihrem pontonartigen Bau hatten sie einen sehr geringen Tiefgang. Dabei war das Funktionsprinzip der Schiffe sehr einfach: Inmitten der Fahrbahn wurde in der ganzen Länge des Flusses eine schwere Kette versenkt, die nur an den beiden Enden verankert wurde. Auf dem Kettendampfer befanden sich ein paar durch Flanschen abgeteilte glatte Trommeln, um die die Kette in mehrfacher Umwicklung gelegt wurde. Diese Trommeln wirkten wie die Trommel einer üblichen Schiffswinde und auf diese

Weise konnte das Schiff vorwärts ‚gewunden‘ werden. Die Kette erhielt jeweils in einem Abstand von etwa einem Kilometer ein zu öffnendes Glied oder Ketten-schloss, um an dieser Stelle die Schiffe in die Kette oder aus der Kette treten lassen zu können. Diese Kettenschlepper waren gewissermaßen schwimmende Lokomotiven mit beweglicher Schiene.

Am 14. September 1879 beschloss das inzwischen gegründete „Comite zur Förderung der Kettenschleppschifffahrt auf dem Main“ die „Errichtung einer Dampfkettenschleppschifffahrt auf dem Main von Mainz bis Bamberg als ein für Handel,

Verkehr und Schifffahrt des Maingaus im höchsten Grade wichtiges Unternehmen mit allen Kräften zu fördern und freudig zu unterstützen“. Sieben Jahre später, 1886, konnte die Kettenschleppschifffahrt auf der Strecke Mainz–Aschaffenburg eröffnet werden. Träger dieser Einrichtung war die Aktiengesellschaft „Mainkette“ mit Sitz in Mainz.

Zum Einsatz kamen drei in Neckarsulm gebaute Kettendampfer. „Die Kettenboote waren 50 m lang, 7 m breit, hatten Holzboden und Holzdeck, – Tiefgang mit 20 Tonnen Kohle an Bord 0,60 m, hatten eine 120 PS Dampfmaschine, geliefert von Gebr.



Abb. 1: Mit einer gestellten Szene wollte der Fotograf die Entwicklung der Schifffahrt auf dem Main Ende des 19. Jahrhunderts aufzeigen: Die mainaufwärts dampfende „Meekuh“ mit mehreren (etwas klein geratenen) Lastkähnen im Schlepp macht die Leinreiter und ihre Pferde überflüssig. Für die letzten Leinreiter aus Lohr Hansjörg Franz, Michael Lang und Johann Keller bedeutete das den Verlust eines einträglichen Jobs, in der Geschichte der Mainschifffahrt das Ende eines mehr als 1000 Jahre alten Schleppsystems.

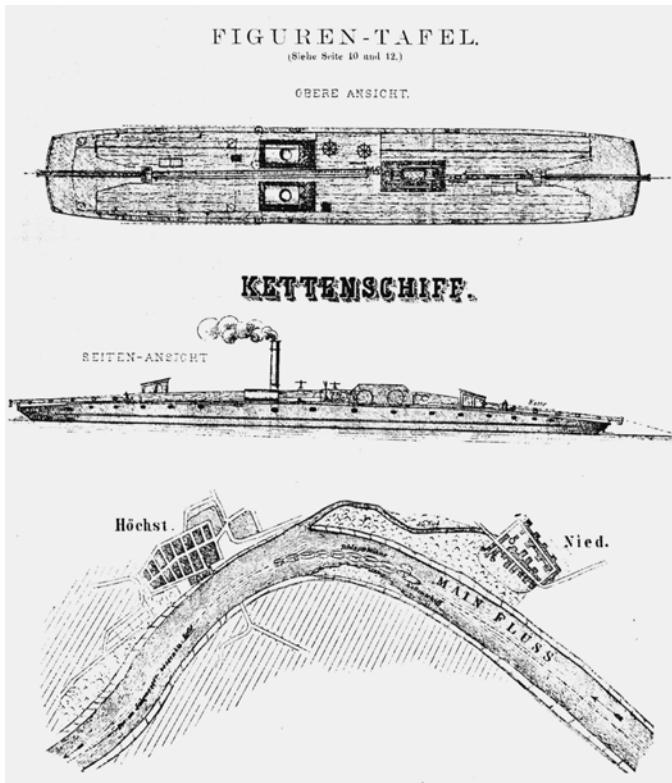


Abb. 2: Zeichnung des Ketteneschleppers in der „Denkschrift“ im Jahr 1879 über die „Einführung der Ketten-Schlepp-Schiffahrt auf dem Main.“ Dieser Typ mit zwei Kaminen wurde ab 1886 auf der Strecke Main–Aschaffenburg, und von 1895 bis 1898 bis nach Lohr a. Main eingesetzt.

Sachsenberg in Roßlau (Elbe), 2 Kamine nebeneinander, 2 Kessel mit je einem Feuer, Kohlenverbrauch pro Stunde 3 Ztr. – Die Kette lag um eine Trommel viermal herumgewickelt, die Kettenrinne war oben offen, nicht zugedeckt. Die Kette war 22 mm stark. Die Kettenboote hatten eine Belastung von 800 Tonnen, Leerraum und Ladung zusammengerechnet. Befahren wurde die Strecke von Mainz nach Frankfurt, Aschaffenburg, dann nach Miltenberg.¹

Zum Kapitän des ersten Schleppers „Mainkette I“ wurde der aus Gemünden stammende Joseph Brückner ernannt. „Sein Schlepper kann circa 40000 Zentner Nutzlast mainaufwärts ziehen, während die des Hinterraddampfers bei günstigem Wasserstand kaum 4000 Zentner beträgt.“²

Die Weiterlegung der Kette mainaufwärts erforderte trotz des geringen Tiefgangs der Schiffe an verschiedenen Stellen Felssprengungen und Ausbaggerungen, die erhebliche Kosten verursachten. Für die Strecke von Miltenberg bis Kitzingen waren 4,5 Millionen Mark nötig, um im Main auf einer Breite von 30 Metern eine Mindesttiefe von 90 cm zu erhalten, Auf diese Weise wurde sichergestellt, dass die Ketteneschleppzüge auch bei „dem geringsten bis jetzt beobachteten Wasserstande“ fahren konnten.

Nach Beendigung der Kettenlegearbeiten bis Lohr am Main erreichte der erste Ketteneschleppzug am 9. August 1895 Lohr, was dort Anlass für entsprechende Feierlichkeiten gab. In große Unkosten

stürzten sich die Lohrer Stadtväter aber nicht gerade. Ganze 25 Mark stellten sie gemäß einem Stadtratsbeschluss für die Abgabe einiger Böllerschüsse, für die Verpflegung der Bedienungsmannschaft usw. zur Verfügung.

Mit drei Schleppdampfern („Mainkette I, II, III“) wurde in den Jahren 1895 bis 1898 der Schleppverkehr von Mainz bis nach Lohr im Auftrag der Aktiengesellschaft „Mainkette“ durchgeführt. Nach den „Austieflungsarbeiten“ zwischen Lohr und Würzburg und der Verlegung der Kette wurde schließlich im Juli 1898 die Ketten-schleppschifffahrt bis Würzburg eröffnet. Unternehmer für diese Strecke war der bayerische Staat. Zum Einsatz kam ein etwas modifizierter Ketten-schleppertyp, von dem der bayerische Staat bis 1900 fünf Stück

in der Schiffswerft Übigau in Dresden bauen ließ und die in Aschaffenburg am alten Winterhafen zusammengesetzt und montiert wurden. Am 1. Juli 1900 konnte dann die Ketten-schleppfahrt bis Kitzingen aufgenommen werden und 1912 sogar bis Bamberg.

Schon zeichnete sich aber auch das Ende der Schleppfahrt auf dem Main ab. Infolge der Kanalisierung des gesamten schiffbaren Mains für Schiffe mit einer Nutzlast bis 1.500 Tonnen bei einer Mindestwassertiefe von 2,50 m und einer Sohlenbreite von 36 m verlor die Ketten-schleppschifffahrt ihre Existenzberechtigung und wurde schließlich am 1. Juli 1937 in Bayern eingestellt.

Zu ihrer letzten Fahrt startete die „Meekuh“, wie sie im Volksmund genannt wur-

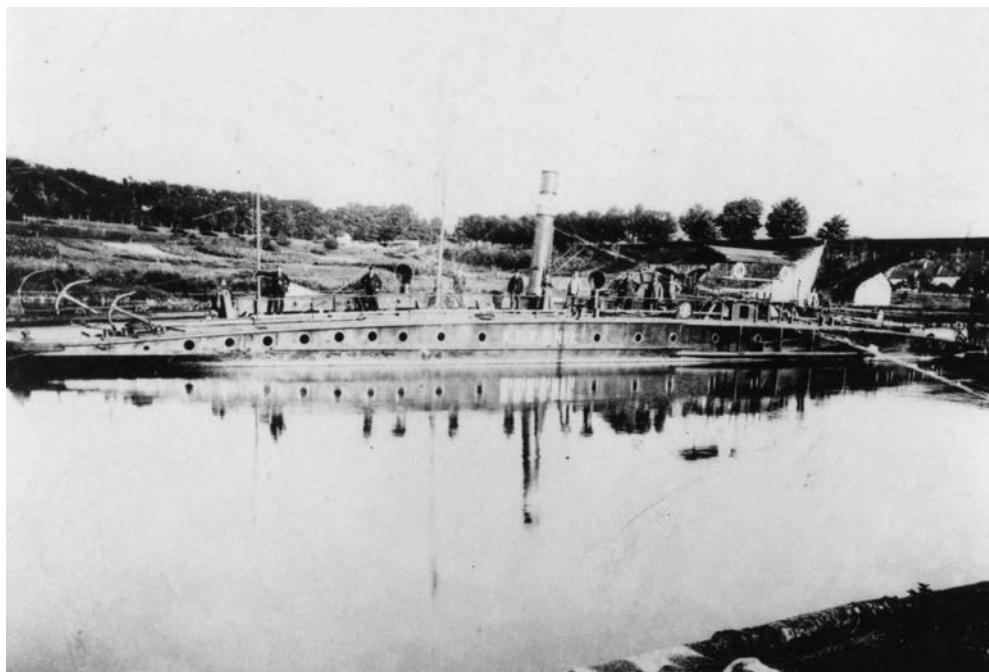


Abb. 3: Der erste kgl. bayer. Ketten-schlepper mit Besatzung (Kapitän Eustach Hilper, Steuermann Karl Reinthaler, Maschinist Fritz Heinzelmann, Matrose Franz Kirchgeßner, Heizer Nikolaus Spitzbarth und Josef Schneider (siehe Lohrer Anzeiger, Juni 1897) im Juni 1898 in Lohr neben der Mainbrücke.

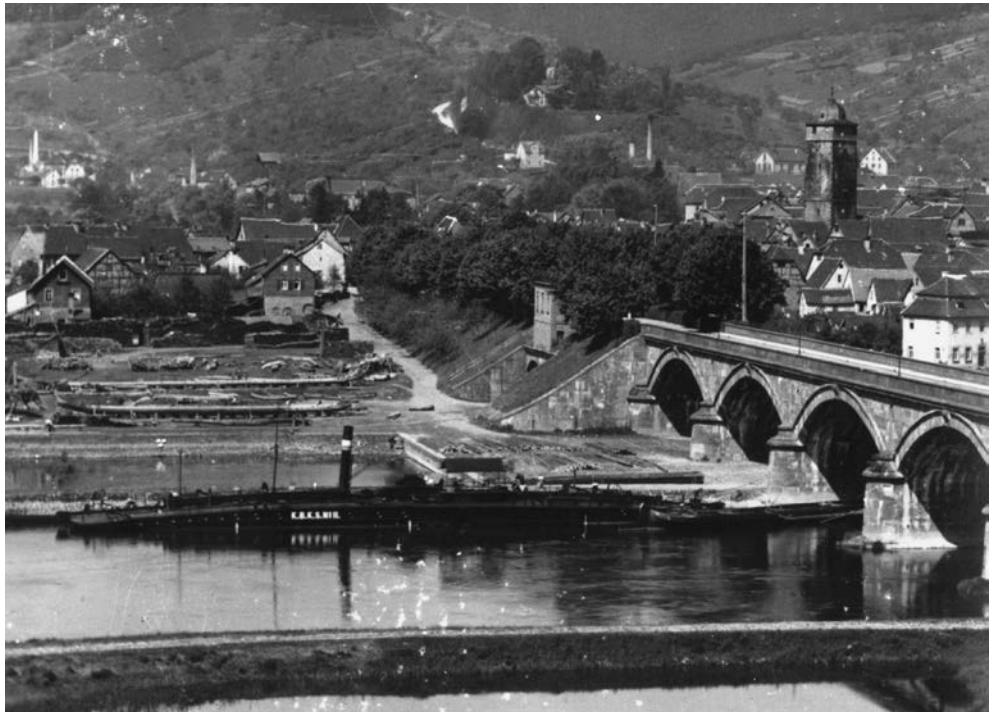


Abb. 4: Der kgl. bayer. Kettenschlepper Nr. II neben der Lohrer Mainbrücke.

de, im Mai 1938. Die Lohrer Zeitung schrieb dazu am 20. Mai 1938: „Es ist allerdings eine andere Aufgabe, als das Zuggeschleppen von Lastkähnen, und demzufolge sieht man die ‚Meekuh‘ auch nicht als Zugtier vor eine lange Kette von Lastkähnen gespannt, sondern in Begleitung nur eines Schleppkähnes. [...] Der Zweck, den der Schleppdampfer diesmal verfolgt, ist die auf der Strecke Aschaffenburg–Bamberg liegende Führungskette zu heben. Wenn nun heute das früher so bekannte Signal der ‚Meekuh‘ ertönt, sozusagen als letzter Gruß einer vergangenen Zeit, so wird sich wie immer die Kette aus dem Main erheben und auf das Schiff laufen, jedoch aber nicht wieder zurück in die Fluten versinken. Nach Aufrollen am Greifer wird die Kette in den nebenan fahrenden Schleppkahn geleitet, der

die Kette zum Verschrotten abtransportiert. Die acht Kettenschleppdampfer, die acht ‚Meekühe‘ also, die es gab, die abwechselnd ihre Arbeit leisteten, nun aber bis auf die jetzt tätige in dem Aschaffenburger Hafen ruhen, werden zum Teil anderen Zwecken dienlich gemacht.“

Nostalgisches Bedauern bestimmte auch den Nachruf, mit dem sich die Lohrer Zeitung am 21. Mai 1938 von der „Meekuh“ verabschiedete: „....Nun gehört auch die ‚Meekuh‘ der Geschichte an. Ihr Gebrüll wird nicht mehr das Tal erzittern lassen. [...] Was war das einmal für ein großer Tag – auch für unser Lohr, als das erste ‚Kettenboot‘ unten bei Pflochsbach auftauchte und durch unsere Brücke fuhr. Was gab’s da für große Augen! Ein Dampfer und ganz anders als die andern! [...] Die Hölle des Heizers, die

schmucken Kabinen, die Kommandobrücke des Kapitäns – was waren das doch für Wunderdinge für eine Lohrer Jugend, die noch nicht wie die Jugend von heute das Glück hatte, schon von der Schulbank aus halb Deutschland bereisen zu können, und deren Weltoberungsdrang sich droben am „Schanzkopf“ oder drüben am „Schwartenmagen“ erproben müste. Vor allem war es die – Kette, die uns mit Staunen erfüllte. Wie sie aus dem Wasser heraufrollte und über das Deck lief und sich verkroch und plötzlich wieder erschien und wieder verschwand im nassen Element, und dazu diese höllische Musik, dies Klirren und Rasseln – das eiserne Zeitalter hat damals von unseren jugendlichen Seelen Besitz ergriffen. [...] Das Werk der Kette ist getan. Wir sagten ihr gestern ade. Noch einmal klirrte sie durchs Tal. In letzter Fahrt. Ein Klang der Zeit. In den Bergen und Wäldern hat er sich verloren.“

Bilanzierend ist zur Mainschleppschiffahrt mit der „Meekuh“ festzustellen, dass die ursprünglich einmal in Aussicht gestellten Gewinne nur sehr bedingt hatten erwirtschaftet werden können. In dem 1872 herausgegebenen „Prospekt für die Kettenschleppschiffahrt auf dem Main“



Abb. 5: Halsbacher heben die Mainkette aus dem Wasser – ein beliebter „Wassersport“ an heißen Sonntagen. Im Hintergrund ist Neuendorf zu erkennen.

Foto: Juli 1934;
aus dem Besitz von Alfons Stenger, Halsbach.

war für die Schleppstrecke von Mainz bis Würzburg ein jährlicher Reingewinn von 137.676 fl in Aussicht gestellt worden, wobei die Anlagekosten und die laufenden Ausgaben pro Jahr für diese Strecke sich auf 161.700 fl³ beliefen. Für die gleiche Strecke sollte nach Berechnungen aus dem Jahr 1879 mit einem jährlichen Reingewinn von 214.000 fl zu rechnen sein, was rund 10 Prozent des Anlagekapitals bedeutet hätte.

Schon bald stellte sich heraus, dass sich die Hoffnungen in das neue Schleppverfahren nur sehr begrenzt erfüllten. Aufwendige „Correktionsarbeiten“ im Main, eine erhebliche Verteuerung der technischen Anlagen und viele andere zusätzliche Maßnahmen führten zu einer Kostenexplosion. Allein zur Errichtung der Kettenfahrt von Aschaffenburg bis Kitzingen wurden etwa sieben Millionen Mark benötigt.

Jahrelang fuhren die Schlepper mit roten Bilanzen, die durch Staatszuschüsse ausgeglichen werden mussten. So ergab sich für 1897 ein Verlust von 12.920 Mark, und im Jahr 1903 waren es sogar 49.698 Mark. Erst im Jahr 1904 kam das Unternehmen aus den roten Zahlen und erwirtschaftete einen Gewinn von 35.148 Mark. Zu dieser Zeit waren bei der Schleppfahrt „insgesamt 20 Personen beschäftigt und zwar 4 Schiffsführer, 8 Maschinisten, 5 Steuermann, 4 Heizer und 5 Matrosen“.⁴

Trotz der Ausdehnung der Schleppfahrt bis Schweinfurt im Jahr 1911 und ein Jahr später bis Bamberg ergab sich für das Jahr 1912 bei 40.299 bergwärts und 40.038 talwärts gefahrenen Kilometern der Schlepper nur noch ein Gewinn von 23.251 Mark. Das Abgleiten in eine neue negative Bilanz zeichnete sich ab.

Wichtiger für die zukünftige Entwicklung der Schifffahrt auf dem Main war die

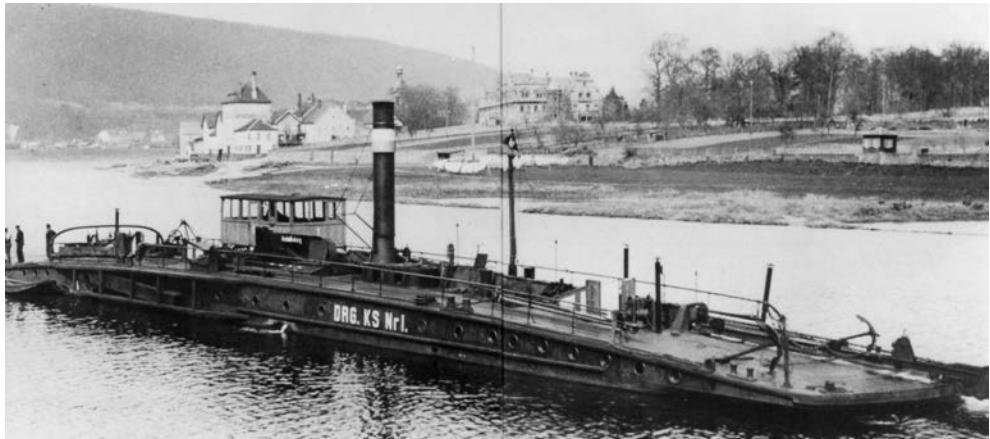


Abb. 6: Das Kettenenschiff Nr. I der Deutschen Reichsgesellschaft („DRG. KS No I.“) vor Kreuzwertheim. Die Ketteneschlepper fuhren in den letzten Jahren im Auftrag der Deutschen Reichsgesellschaft; entsprechend wurde die Kennzeichnung der Schlepper geändert.

Kanalisierung des Flusses. Damit war bereits 1883 auf der Strecke Mainz – Frankfurt begonnen worden. Auf diese Weise wurden die Voraussetzungen für den heutigen Schiffsverkehr geschaffen, zumal man schon damals die Bedeutung einer überregionalen Schiffsverbindung durch einen leistungsfähigen Rhein-Main-Donau Kanal erkannte.

Aber es bleibt das Verdienst der Ketteneschleppschifffahrt, bei allen Mängeln einer regional begrenzten Beförderungseinrichtung, das, zumindest zeitweise, Ende der Schifffahrt auf dem Main verhindert zu haben. Die „Meekuh“ hatte den Schiffen den Weg in ein neues von der Tech-

nik geprägtes Zeitalter aufgezeigt und neue Entwicklungen eröffnet.

Anmerkungen:

- 1 Handschriftliche Aufzeichnungen des Sendelbacher Schifters Heinrich Ebert.
- 2 Lohrer Anzeiger v. 24.04.1886.
- 3 1 fl (Gulden) entsprach 1,80 Mk.
- 4 Lohrer Anzeiger v. Okt. 1905.

Eduard Stenger ist Rektor i.R., Gründer und Leiter des Lohrer Schulmuseums. Seine Anschrift lautet: Zum Sommerhof 20, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: eduard.stenger@gmx.net.

Die Rosenbaum'sche Laubhütte in Zell am Main

Mit der feierlichen Eröffnung des Informationspunktes „Die Rosenbaum'sche Laubhütte“ am 4. Oktober 2018 fand in Zell /Main ein hierzu- lande recht seltenes Ereignis statt. Dazu hatten sich neben dem Vor- sitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, der Regierungspräsident von Unterfranken, Dr. Paul Beinhofer, die Bürgermeisterin von Zell, Frau Anita Feuerbach, die Mitglieder des Landtages Manfred Ländner und Volkmar Halbleib, die stellv. Landrätin des Landkreises Würzburg, Karen Heußner, die Verantwortliche für das Aus- stellungskonzept in Zell, Frau Annette Taigel sowie mehrere Nachkommen des Begründers der Jüdischen Ge- meinde Zell aus Israel eingefunden.

des säkularisierten Klosters Unterzell ge- kauft und hier am 19. Juli 1818 eine ei- gene Gemeinde gegründet. Der dortige Gemeindevorstand Raw Mendel Rosen- baum war es auch, der mit Hilfe seines Freundes, des Würzburger Oberrabbiners Bing, den später weltberühmten „Würz- burger Raw“, Rabbiner Seligmann Bär Bamberger, nach Würzburg brachte.

Die Zeller Jüdische Gemeinde war in dem heute noch existierenden „Juden- hof“, einem kleinen Ghetto im Kloster Unterzell, untergebracht. Sie besaß eine Synagoge bzw. einen Betsaal, eine Mikwe (= Tauchbad) im Keller des gleichen Hau- ses, in dem sich mit großer Wahrschein- lichkeit auch ein Schulzimmer befand und davor die berühmte Laubhütte (Sukka) mit ihrer ungewöhnlichen Konstruktion.

Außerdem gab es in Zell früher auch einen Judenfriedhof, der aber heute nicht mehr auffindbar ist. Er soll sich auf dem heutigen Kleeacker rechts der Steinbrücke in halber Höhe der sog. „Neuen Straße“ – im Kataster mit dem Namen „Judenfried- hof“ geführt – befunden haben. Der 1927 verstorbene Oberlehrer der Volksschule Zell erzählte dem inzwischen ebenfalls schon verstorbenen Heimatforscher Edu- ard Kohl, er habe als Kind noch zwischen den Grabsteinen gespielt.

Im Judenhof lebte Reb Mendel Rosen- baum im Anwesen Judenhof 1 zusammen mit seiner Familie. Er war nicht nur im Handel tätig, sondern er betrieb auch eine Nagelschmiede. Daneben studierte er, zu- sammen mit seinen Söhnen Jonas und Elias, eifrig Thora und Talmud, wozu er in Zell eine Talmudschule gründete. Die

Die Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Zell/Main geht bis in das 19. Jahrhun- dert zurück. In dem ganz nahe bei Würz- burg, links des Maines auf dem Wege nach Karlstadt gelegenen Markort exis- tierte von 1818 bis etwa 1908 eine eigen- ständige Jüdische Kultusgemeinde, deren weltliches und geistliches „Oberhaupt“ von ihrer Gründung bis 1860 Raw Mendel Rosenbaum war. Rosenbaum baute sich in Zell eine Laubhütte (Sukka), die eine der ganz wenigen ihrer Art darstellt, die sich bis heute erhalten haben. Damit ist sie in der Tat ein einmaliges Zeugnis der jüdischen Geschichte in Franken.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Juden das Gelände und die Gebäude



Abb. 1: Die Laubhütte in Zell am Main von außen.

Foto: Frank Stössel.



Abb. 2: Text- und Bildtafeln erklären die Geschichte der früheren Jüdischen Gemeinde in Zell.

Foto: Frank Stössel.



Abb. 3: Das Innere der Rosenbaum'schen Laubhütte.

Foto: Frank Stößel.

Jüdische Gemeinde Zell genoss damals in den orthodoxen jüdischen Gemeinden Bayerns höchstes Ansehen. Die Nachfahren von Reb Mendel Rosenbaum verkauften schließlich 1909 das Gemeindeanwesen an die Familie des Eisendrehers Georg Julius Herrmann.

Die neuen Besitzer ließen die Laubhütte mit ihrer einmaligen Dachkonstruktion glücklicherweise weitgehend unberührt und nutzten das Bauwerk als Schuppen. Das Ungewöhnliche an dem Gebäude war die Tatsache, dass man über einen Seilzug die beiden Dachhälften öffnen konnte und so – entsprechend den Vorschriften für die Sukka – freie Sicht auf den Sternenhimmel hatte. Zwar besaßen andere jüdische Familien auch Laubhütten, verbargen diese aber (aus Angst vor Judenfeindlichkeit) auf dem Dachboden. Reb Mendel Rosenbaum jedoch zeigte seine Hütte ganz stolz in der Öffentlichkeit –

und machte sie dadurch einmalig. Nachdem sich die Jüdische Gemeinde in Zell um ca. 1908 aufgelöst hatte, geriet die Laubhütte in den späteren Jahren immer mehr in Vergessenheit.

Von der früheren Kultusgemeinde sind bis heute noch mehrere Zeugnisse erhalten geblieben: so beispielsweise der Name „Judenhof“ mit den Spuren der Mesusot (= jüdische Türpfostensymbole) an beiden Toren des einstigen Ghettos – dem vorderen an der Hauptstraße und dem hinteren (Wiesen-)Tor am Main. Erhalten geblieben ist auch das Haus, in dem sich Betsaal, Wohnung, Schulsaal und Mikwe (im Keller) befanden – auch hier sind Spuren der Mesusa zu erahnen. Sehr gut erhalten ist ferner die Original-Bausubstanz der Sukka, ebenfalls mit Spuren der Mesusa an der Eingangstür.

Lange Zeit war den meisten Einwohnern der Marktgemeinde jegliches Wissen um



Abb. 4: Die im Keller des Anwesens Judenhof 1 erhaltene Mikwe. Foto: Frank Stössel.



Abb. 5: Am Wiesentor des ehemaligen Klosters erkennt man deutlich die frühere Mesusa über der Hochwassermarke von 1845. Foto: Frank Stössel.

die frühere Existenz einer Jüdischen Kultusgemeinde abhanden gekommen. Das fing an sich zu ändern, als 1986 der Verfasser dieses Beitrags im Zuge der Recherchen für seine Dokumentation „Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern“ in Zell nachforschte und hier – dank der Hilfe des sehr aktiven Heimatforschers Eduard Kohl – alle noch vorhandenen jüdischen Namen und Bauwerke dokumentierte. Großes Interesse jedoch fanden die Ergebnisse seiner Recherchen und seine Dokumentation damals noch nicht.

Erst 2007 kam Bewegung in die Angelegenheit, als die Gemeinde Zell zunächst die Sukka erwerben konnte und sie dann liebevoll renovieren ließ. Frau Annette Taigel erkannte die Einmaligkeit der Rosenbaum'schen Sukka und machte sich sehr zielstrebig daran, der Öffentlichkeit deren Bedeutung zu vermitteln. Dazu wurden innerhalb und um das Gebäude herum mehrere Schautafeln erstellt und im Gebäude selbst ein Modell der Sukka aufgestellt, an dem man den Öffnungsmechanismus des Daches nachstellen kann.

Die sehr gut erhaltene Sukka, die wohl bis 1908 als Laubhütte der Kultusgemeinde diente, soll in Zukunft als Informationspunkt für jüdische Kulturgeschichte (mit Bild- und Texttafeln sowie Informationsbroschüren) und als Zeugnis der kulturellen und religiösen Vielfalt der Marktgemeinde Zell genutzt werden kann. Damit kann auch das fast 100-jährige Wirken der Familie Rosenbaum zur Zeit der Judenemanzipation dokumentiert werden.

Das Sanierungsprogramm, das von 2017 bis zum Herbst 2018 dauerte, beinhaltete neben den baulichen Maßnahmen

am Äußeren der Laubhütte auch die Wiederherstellung der Wandmalereien im Inneren sowie die Sichtbarmachung des noch im Original erhaltenen Laubrostes und der Dachöffnungskonstruktion. Die Wiederherstellung der Laubhütte schlug mit insgesamt 345.000 Euro zu Buche, wovon 125.000 Euro durch Zuschüsse aus dem Bayerischen Städtebauförderungsprogramm, 25.000 Euro aus dem Leader-Förderprogramm „Beihilfen für Kultur und die Erhaltung des kulturellen Erbes“ der EU und 20.000 Euro von der Bayerischen Landesstiftung abgedeckt werden konnten.

Es finden nun regelmäßig (und nach Vereinbarung) Führungen durch die Laubhütte, die immer noch das Originallaub an der Decke trägt, statt. Bei Interesse an Sonderführungen wendet man sich an das Rathaus des Marktes Zell. Kontakt während der Öffnungszeiten des Rathauses (Rathausplatz 8, 97299 Zell a.M.) über Telefonnummer 0931/ 46 878-11 oder info@zell-main.de sowie am Wochenende unter Mobiltelefonnummer 0157/ 71 70 62 31 (Annette Taigel).

Israel Schwierz ist Rektor i.R. und „Lay Leader der US-Militärgemeinde Würzburg ret.“ Außerdem ist er Vorsitzender der Jüdischen Reformgemeinde Mischkan ha-Tfila in Bamberg sowie Autor von Dokumentationen über Jüdische Gemeinden und über Denkmäler für jüdische Gemeinden in Bayern und Thüringen. Seine Anschrift lautet: Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg, E-Mail: DL2NAl@t-online.de.

Brettheim, April 1945

Im vergangenen Jahr jährte sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 75. Mal. Bedingt durch die Corona-Pandemie war es damals nicht möglich, der Männer von Brettheim und der Ereignisse anlässlich ihres Todes zu gedenken. Denn noch im April des Jahres 1945 – und damit nur wenige Wochen vor dem Ende der NS-Herrschaft und des Krieges – hatten sich fürchterliche Dinge in Brettheim zugetragen.¹ Die schließlich 2021 gehaltene Gedenkrede kann hier in für den Druck verschriftlichter Form nachgelesen werden.

Das zutiefst undemokratische und unmenschliche NS-Regime, das sich im Jahre 1933 auf der Grundlage von demokratischen Wahlen in Deutschland etabliert hatte und das von Anfang an demonstrierte, welcher Geist bzw. wohl eher welcher Ungeist in ihm steckte, ging nach zwölf Jahren Herrschaft in Deutschland seinem Ende entgegen. Es hatte Deutschland und Europa, ja die ganze restliche Welt in einen mörderischen Krieg gestürzt, der diesem Planeten ein beispielloses Chaos „bescherte“, wie es die Menschheit bis dato noch nicht erlebt hatte: Millionen Menschen waren getötet, aber Millionen Menschen auf der Flucht, viele Länder waren durch den Krieg unvorstellbar verwüstet, Deutschland selbst war von den Alliierten umzingelt und eingeschnürt, Stadt um Stadt, Dorf um Dorf mussten blutig und unter hohen Verlusten an Menschenleben erobert und befreit werden, da die natio-

nalsozialistischen Herrscher einfach nicht einsehen wollten, dass ihr mörderisches und absolut verantwortungsloses Spiel verloren war.

Für mich drängt sich die Frage auf: War dies denn alles unvermeidbar – oder hätte es nicht doch Möglichkeiten gegeben, diesen geradezu irrwitzigen Ablauf der historischen Ereignisse an irgendeiner Stelle aufzuhalten und in andere Bahnen zu lenken? Ich denke, es gab nicht wenige Stellen in den Jahren vor und auch noch in der Zeit nach 1933, die Möglichkeiten geboten hätten, einzugreifen und die Abläufe der Geschichte anders zu gestalten.

Wer seine Augen nicht verschloss und sehen wollte, der konnte an vielen Ereignissen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und Europa sehen, wohin sich die Geschehnisse entwickelten. So war etwa das Programm der NSDAP bekannt; überdies hatte Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“ recht klar beschrieben, worauf er zusteuerte, in zahllosen Reden war dies auch ganz unmissverständlich kommuniziert worden, und sehr viele Maßnahmen der NS-Regierung seit 1933 gaben ganz deutlich die Richtung zu erkennen, worauf dies alles zulief.

Mit einem Ereignis, das in diesen Zusammenhang des „Nicht-sehen-Wollens“ gehört und das sich hier in unserer nächsten Umgebung abspielte, habe ich mich – auch aus persönlicher Betroffenheit – seit Jahren intensiver auseinandergesetzt.² Ich spreche von den Ereignissen, die sich im März 1933 im hohenlohischen Creglingen, also nur ca. 25 km von Brettheim entfernt, abgespielt haben.

Keine zwei Monate nach der sog. „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten in Deutschland kam es in Creglingen am Samstag, den 25. März 1933, zu einem Pogrom an der jüdischen Gemeinde, wie er sich seit dem Mittelalter in dieser Gegend nicht mehr abgespielt hatte. Es war das dramatische Ende einer ereignisreichen Woche in Deutschland.

Am Dienstag, den 21. März, ging der sogenannte „Tag von Potsdam“ über die Bühne, bei dem sich Hitler mit dem Handschlag des greisen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg seine Herrschaft in den Augen des konservativen Bürgertums legitimieren ließ. Schon am Freitag, den 24. März 1933, wurde im Reichstag das sogenannte „Ermächtigungsgesetz“ durchgepeitscht, mit dem sich Hitler durch die Legislative alle Vollmachten erteilen ließ, die er dann so skrupellos einsetzen sollte und wogegen nur die SPD stimmte, mit jener denkwürdigen Rede des Vorsitzenden Otto Wels.

Dann eben kam der Samstag, der 25. März, mit dem Juden-Pogrom in Creglingen: 16 jüdische Mitbürger wurden aus dem Schabbat-Gottesdienst heraus verhaftet, durch das Spalier gaffender Creglinger aufs Rathaus verschleppt und dort bestialisch misshandelt. In der Folge dieser Misshandlungen verstarben zwei jüdische Creglinger Bürger, Hermann Stern und Arnold Rosenfeld. Dies alles spielte sich unter den Augen der anderen Creglinger Bürger ab, ohne dass ein kollektiver Aufschrei durch die Gemeinde und die Öffentlichkeit gegangen wäre. Vielmehr schwieg man und schaute zu, wie die Nationalsozialisten ihr allen bekanntes Programm „abspulten“ – und ganz offen auch dazu standen.

Dies ist nur ein konkretes Beispiel des Schweigens und Wegsehens, dessen sich

nicht nur die Creglinger, sondern ganz Deutschland in dieser Zeit schuldig machten – und womit man dazu beitrug, dass die nachfolgenden Geschehnisse in ihrer Brutalität dann ablaufen konnten, wie sie abgelaufen sind. Menschliche Regungen des Mitgefühls und Mit-Leidens, der Empathie, waren anscheinend nicht vorhanden; man schaute lieber weg und meinte so, sich seine Unschuld vielleicht bewahren zu können, denn es betraf ja „nur“ die anderen. Dies sollte sich schließlich jedoch als ein ganz fataler Irrtum herausstellen, denn all das, was man hier ohne zu protestieren oder gar Widerstand zu leisten geschehen ließ, sollte dann auf ganz Deutschland und all seine Bürger, jeden einzelnen von ihnen zurückfallen, und alle, die geschwiegen und weggeschaut hatten, schließlich selbst ganz hautnah betreffen.

Damit war gleichsam das Muster vorgegeben, nach dem in Deutschland in den nachfolgenden Jahren gehandelt wurde bzw. das man dann schließlich sogar noch überbot, indem man nicht nur weg schaute, sondern sich zu Komplizen machen ließ und an den Verbrechen des NS-Systems mitwirkte. Denn dieses System wäre nicht funktionsfähig gewesen, wenn nicht so viele weggeschaut und mitgemacht und sich damit schuldig gemacht hätten, manche mehr, manche weniger, aber fast alle doch irgendwie.

Gerade die Gegend um Rothenburg,³ Ansbach, Neustadt/Aisch⁴ und Schwäbisch-Hall war eine der Brutstätten des Nationalsozialismus, wo dieser schon sehr früh sehr viele überzeugte, ja fanatische Anhänger gewonnen hatte. Dass es durchaus in Deutschland auch Leute gab, die das Geschehene hellwach wahrnahmen und eben nicht weg schauten, belegte etwa Lion Feuchtwanger mit seinem schon im Herbst 1933 in Amsterdam erschienenen Roman

„Die Geschwister Oppermann“⁵ in den er die Creglinger Ereignisse integrierte.

Dies war – wie ich meine – der in mancherlei Hinsicht vielleicht vermeidbare Auftakt der NS-Herrschaft hier in der Gegend und im gesamten Deutschland. Ich bin der Überzeugung, wir müssen uns klarmachen, dass das nun zu schildernde furchtbare Ende der NS-Herrschaft sehr eng zusammenhängt mit dem in seiner Art nicht weniger schrecklichen Anfang dieser Diktatur.

Nach dem Blick auf den Beginn der Nazi-Herrschaft ändere ich nun also den Fokus und schaue auf das Ende, gleichsam den ‚Kehraus‘ der NS-Bewegung hier in der Gegend. Damit bin ich bei den Brettheimer Ereignissen des Jahres 1945, mit denen sich für mich der Kreis dann auch irgendwie schließt.

Nachdem das nationalsozialistische Deutschland die Welt mit seinem mörderischen Krieg überzogen hatte, kam dieser Krieg nun zu seinen Ursprüngen nach Deutschland zurück, mit Bombenhagel, Kanonenodonner und Panzergeheul – und schließlich dem finalen Terror, den die Nationalsozialisten gegen die eigene Bevölkerung inszenierten. Aber dieser Terror war und wäre ja auch schon die Jahre davor bemerkbar gewesen – siehe das Beispiel Creglingen! –, wenn man ihn nur hätte wahrnehmen wollen und nicht Augen, Herz und Kopf verschlossen hätte!

Dieser finale Terror zeigte dann in Brettheim im Zusammenspiel verschiedener Personen und Instanzen des NS-Staats das Gesicht, an das es in diesem Beitrag zu erinnern gilt:⁶

- die Hitler-Jungen, die fanatisiert und verblendet durch die NS-Propaganda unbedingt kämpfen wollten,
- die deutschen Armeeangehörigen, insbesondere die SS-Schergen, die wohl wider besseres Wissen ebenfalls nicht

kapitulieren, sondern bis zum letzten Blutstropfen kämpfen wollten und damit ein Dorf wie Brettheim ins Verderben zu stürzen bereit waren und die von der Bevölkerung blinden Gehorsam forderten,

- die Mitglieder der staatlichen Verwaltung, die offensichtlich ohne größere Gewissensbisse die Befehle der NS-Schergen willig ausführten.

Dennoch gab es in dieser Welt der heillos verwirrten Köpfe in diesen Tagen in Brettheim auch den einen oder anderen Lichtschimmer: Nicht alle hatten sich in den zwölf Jahren der Gehirnwäsche durch den Nationalsozialismus die letzten Reste des vernünftigen Denkens und eines mithühlenden Herzens eliminieren lassen, sondern waren bereit, wie dies Dietrich Bonhoeffer⁷ formuliert hat, dem Rad der Geschichte in die Speichen zu fallen und dem Irrsinn Einhalt zu gebieten – und das auch mit allen Konsequenzen, die sich daraus für sie ergeben sollten!

Die Brettheimer Bürger Friedrich Hanselmann und Friedrich Uhl nahmen am 7. April 1945 vier Hitlerjungen, die das Dorf in einer sinnlosen Aktion gegen die anrückende US-Armee verteidigen sollten und dies auch blindlings tun wollten, die Panzerfäuste und sonstigen Waffen weg. Sie versenkten diese im Feuerlöschteich und schickten die Jungen nach Hause. Noch am gleichen Abend wurden Hanselmann und Uhl von einem Standgericht unter den SS-Offizieren Simon und Gottschalk im Brettheimer Rathaus wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Tode verurteilt. Da Friedrich Uhl geflohen war, konnte die SS nur Friedrich Hanselmann verhaften.

An diesem Punkt nun kam es zu einem zweiten Zeichen der Empathie und des Widerstandes im Dorf: Bürgermeister Leonhard Gackstatter und der NSDAP-



Abb.: Die Linden am Brettheimer Friedhof – Ort der grausamen Hinrichtung.

Foto: Erinnerungsstätte „Die Männer von Brettheim“.

Ortsgruppenleiter Leonhard Wolfmeyer verweigerten ihre Unterschrift unter Hanselmanns Todesurteil – mit für sie verheerenden Konsequenzen, denn sie wurden daraufhin selbst zum Tode verurteilt und zusammen mit Friedrich Hanselmann am 10. April 1945 an den Linden beim Brettheimer Friedhof von SS-Angehörigen sowie den Hitlerjungen erhängt und zur Abschreckung vier Tage lang an den Linden hängen gelassen; erst dann durften die Angehörigen sie beerdigen. Sie wurden damit übrigens nur wenige Stunden nach dem oben erwähnten Dietrich Bonhoeffer hingerichtet, der wie sie dem Irrsinn des Nationalsozialismus widerstanden hatte und im KZ Flossenbürg erhängt wurde.

Wenige Tage später nahm schließlich, wie nicht anders zu erwarten war, die amerikanische Armee auch Brettheim ein, wobei 17 weitere Einwohner der unsinnigen Verteidigung des Dorfes durch die Waffen-SS zum Opfer fielen und ein Großteil der Häuser zerstört wurde. Der Nazi-Spuk hat-

te damit nach zwölf Jahren sein schreckliches Ende auch in Brettheim gefunden.

Aber damit war noch lange nicht alles vorbei. Ich wage sogar die Behauptung, dass dies alles auch heute noch nicht vorbei ist, denn zu tief waren und sind die Wunden, die die traumatisierenden Ereignisse der Jahre zwischen 1933 und 1945 in den Köpfen und Seelen der Menschen gerissen hatten.

Ein besonders trauriges Kapitel in diesem Drama schrieb übrigens die deutsche Justiz: Sie schaffte es nach 1945 nicht, die Brettheimer Untaten angemessen zu sühnen. Die SS-Täter Simon und Gottschalk wurden freigesprochen bzw. – man höre genau hin! – wegen eines „*Formfehlers beim Standgerichtsurteil*“ mit einer geringen Haftstrafe bedacht. Die urteilenden Richter waren nach wie vor selbst im nationalsozialistischen Denken be- und gefangen.⁸ Für die Hinterbliebenen der Brettheimer Opfer wie auch für uns Heutige hören sich die Urteile wie Hohn an. Aber

hier will ich meinen Gang durch die jüngere deutsche Geschichte abbrechen.

Mein abschließender Appell an uns alle als eine Art Fazit dieser Geschehnisse lautet: Lassen Sie uns nie vergessen, was der Nationalsozialismus in den Köpfen und Herzen der Menschen angerichtet hat und welche Wunden er Deutschland und der Welt geschlagen hat.

Aber wir wollen eben auch nicht vergessen, dass es den einen oder die andere in dieser Zeit gegeben hat, deren Kopf und Herz sich gegen die menschenverachtende Ideologie gewehrt und damit eine nachahmenswerte Zivilcourage bewiesen hat: Die Männer von Brettheim sind hier Beispiele, deren Andenken wir heute und in Zukunft zu Recht hochhalten.

Denn sie waren, wie auch Dietrich Bonhoeffer, nicht nur Opfer, sondern hatten mutig dem NS-Regime – zumindest in einem entscheidenden Moment – widerstanden, waren zu Sand und nicht zu Öl im Getriebe dieses Systems geworden, wie dies der Lyriker Günter Eich formuliert hat. Damit hatten sie ganz sicher auch einen Sieg über dieses unmenschliche Re-

gime errungen, den sie zwar unseligerweise mit ihrem Tod bezahlen mussten, der sie jedoch eine Größe beweisen ließ, zu dem dieses System selbst zu keinem Moment seiner Existenz fähig war – Deshalb gedenken wir Heutigen ihrer mehr als zu Recht!

Univ.-Prof. em. Dr. Horst F. Rupp, geb. 1949 in Rothenburg ob der Tauber. Studium der Theologie, Germanistik, Geschichte und Pädagogik an den Universitäten in Erlangen-Nürnberg und Zürich. Erstes und Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in Bayern, 1. Theologisches Examen für das Geistliche Amt in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Bayern. Promotion in Erlangen, Habilitation in Frankfurt a.M. Von 1993 bis zu seiner Emeritierung 2015 Inhaber des Lehrstuhls für Ev. Theologie und Religionspädagogik an der Universität Würzburg. Seine Anschrift lautet: Obere Landwehr 1, 97204 Würzburg-Höchberg, E-Mail: horst.rupp@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. zum Gesamtzusammenhang auch den Internet-Auftritt der Gedenkstätte in Brettheim: <http://brettheimmuseum.hohenlohe.net/>.
- 2 Vgl. Behr, Hartwig/Rupp, Horst F.: Vom Leben und Sterben. Juden in Creglingen. Würzburg 1999 (2. Aufl. 2001) u. Rupp, Horst F.: Streit um das Jüdische Museum. Würzburg 2004 sowie Behr, Hartwig: Zur Geschichte des Nationalsozialismus im Altkreis Mergentheim 1918–1949. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Thomas Schnabel. Niederstetten 2020.
- 3 Vgl. etwa Bauer, Daniel: Die nationalsozialistische Herrschaft in Stadt und Land Rothenburg ob der Tauber 1933–1945. Eine regionalgeschichtliche Studie (= Bibliotheca Academica. Reihe Geschichte, Bd. 7). Würzburg 2017.
- 4 Vgl. etwa Mück, Wolfgang: NS-Hochburg in Mittelfranken. Das völkische Erwachen in Neustadt a.d. Aisch 1922–1933 (= Sonderband 4 der „Streiflichter aus der Heimatgeschichte“. Geschichts- und Heimatverein Neustadt a.d. Aisch e.V.). Neustadt a.d. Aisch 2016, 5. ergänzte Aufl. 2017.
- 5 Ursprünglich erschienen unter dem Titel „Die Geschwister Oppenheim“ in der „Wartesaal-Trilogie“. Aktuell ist der Band greifbar im Aufbau Verlag: Feuchtwanger, Lion: Die Geschwister Oppermann. Berlin 2008.
- 6 Zum Ablauf der Ereignisse vgl. den Band: Förderverein Erinnerungsstätte „Die Männer von Brettheim“ (Hrsg.): Die Männer von Brettheim. Stuttgart 2019.
- 7 Zu Dietrich Bonhoeffer vgl. die nach wie vor sehr lesenswerte Biographie von Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer. Reinbek 2006.
- 8 Vgl. dazu Schultheiß, Hans: Nachkriegsprozesse, in: Förderverein [...] 2019 (wie Anm. 6), S. 163–196.

Bernhard Wickl

Das ehemalige Birgittenkloster Gnadenberg in der Gemeinde Berg bei Neumarkt in der Oberpfalz

Birgittenklöster sind in unserem Kulturräum eine große Seltenheit. In der Gemeinde Berg bei Neumarkt/Opf. findet sich die älteste Niederlassung dieses Frauenordens in Süddeutschland. Vor einiger Zeit hat die FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg die fränkischen Grenzen überschreitend den Kulturhistorischen Verein Gnadenberg e.V. kräftig unterstützt: Das neue Ausstellungssystem in Klostermuseum Gnadenberg wurde zum großen Teil von der FRANKENBUND-Gruppe finanziert!

Das im Jahr 1426 von Pfalzgraf Johann von Neumarkt-Neunburg und seiner Frau Katharina von Pommern-Stolp gegründete Kloster Gnadenberg ist insofern eine Besonderheit, als es das erste Birgittenkloster Süddeutschlands darstellt.¹ Der Birgittenorden (Ordo Sancti Salvatoris) wiederum geht auf die Heilige Birgitta von Schweden (1303–1373) zurück, die in einer Offenbarung um das Jahr 1345 den Auftrag erhielt, im schwedischen Vadstena ein Kloster für Nonnen und Mönche zu gründen. Der Birgittenorden verbreitete sich vor allem in Nordeuropa.



Abb. 1: Die Ruine der Klosterkirche Gnadenberg (vorne), das Konventgebäude (Mitte) und das zur Kirche umgebaute Refektorium (hinten).

Foto: Bernhard Wickl.



Abb. 2: Das renovierte Konventgebäude des Klosters Gnadenberg.

Foto: Bernhard Wickl.

Einige Zeit nach seiner Weihe im Jahr 1438 blieb Gnadenberg von seinem dänischen Mutterkloster Maribo abhängig. Anlässlich der Weihe des Doppelklosters wurde auch der Grundstein einer neuen, größeren Kirche gelegt, bis zu deren Konsekration aber 45 Jahre vergingen und deren bauliche Vollendung erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erfolgte. Während des Landshuter Erbfolgekriegs (1503–1505) erlitt das Kloster Gnadenberg schwere Schäden und wurde Anfang 1504 von der Freien Reichsstadt Nürnberg erobert, unter deren Herrschaft es bis zum Friedensschluss blieb. Da der Krieg die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Klosters erheblich eingeschränkt hatte, konnte der Kirchenbau aus eigenen Mitteln nicht vollendet werden.

Durch Stiftungen reicher Nürnberger Familien, die Angehörige im Kloster Gnadenberg hatten, wurde der Abschluss des Kirchenbaus ermöglicht, der in den Händen Nürnberger Baumeister lag. Trotz des Landshuter Erbfolgekriegs erlebte das Kloster seine Blütezeit in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Dies findet auch Ausdruck in der Gründung eines Tochterklosters in Maihingen, das zwischen Oettingen und Nördlingen im Ries liegt. 1473 wurde das dortige Birgittenkloster Maria-Mai von acht Nonnen aus Gnadenberg besiedelt.

Bereits mit der Reformation setzte jedoch der Niedergang des Gnadenberger Klosters ein. Obwohl sich die Ordensgemeinschaft lange gegen die Einführung der neuen Lehre sträubte, musste die Äbtissin

Ursula Praun im Jahre 1556 die neue Kirchenordnung des Pfalzgrafen Ottheinrich einführen. In diesem Jahr lebten noch 21 Nonnen und Mönche im Kloster, deren Zahl bis 1563 auf vier zurückging.

In der Zeit nach der Aufhebung des Klosters fehlte es nicht an Versuchen, es wiederzubeleben: So erlaubte Papst Urban VIII. dem bayerischen Kurfürsten Maximilian I. 1631, das Birgittenkloster nach Durchführung der Gegenreformation in der Oberpfalz wiedereinzurichten. Auch der Birgittenorden zeigte großes Interesse daran, in Gnadenberg wieder Fuß zu fassen. 1671 ging das Kloster an die Salesianerinnen von St. Anna in München, wobei der Klosterbesitz sogar noch erweitert wurde, und zwar um Güter, die das Kloster Seligenporten abgetreten hatte. Salesianen-

rinnen haben jedoch nie in Gnadenberg gelebt.

Dass alle Versuche der Wiedereinrichtung des Klosters Gnadenberg scheiterten, lag zum Teil vielleicht auch daran, dass die Kirche und ein Großteil der Gebäude im Jahr 1635 während des 30-jährigen Krieges den Flammen zum Opfer fielen. Zwanzig Jahre später wurde das ehemalige Refektorium des Klosters zu einer Kirche umgebaut. Die dafür benötigten Steine holte man sich aus der Ruine der Klosterkirche, die 1898 letztendlich vom bayerischen Staat übernommen wurde.

Der Kulturhistorische Verein Gnadenberg e.V. hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Baugeschichte des Klosters, das Klosterleben im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit, den Birgittenorden und sei-



Abb. 3: Die Ruine der Klosterkirche, vom Konventgebäude aus gesehen.

Foto: Bernhard Wickl.



Abb. 4: Das neue Ausstellungssystem im Konventgebäude.

Foto: Bernhard Wickl.

ne Gründerin in einer Ausstellung im eigens dafür renovierten Konventgebäude zu dokumentieren und für den Besucher nachvollziehbar zu machen. Für seine herausragenden Leistungen bei der Renovierung des Konventgebäudes wurde der kleine, aber sehr rührige Verein 2016 mit der Verleihung des Denkmal-Kulturpreises des Bezirks Oberpfalz ausgezeichnet. Als es nun darum ging, für das Museum ein neues Ausstellungssystem für gut 6.000 Euro anzuschaffen, übernahm die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES zwei Drittel der Kosten, um dem Verein den Kauf zu ermöglichen. Am 9. September 2018, dem Tag des offenen Denkmals, wurde das neue System seiner Bestimmung übergeben und eine Ausstellung von Bildern des Kunst- und Heimatmalers Alfons Dürr in den Räumen des Konventgebäudes eröffnet.

Weitere Informationen lassen sich unter der Internetseite „www.kloster-gnadenberg.de“ finden.

Dr. Bernhard Wickl unterrichtet die Fächer Deutsch und Englisch am Adam-Kraft-Gymnasium Schwabach und ist Vorsitzender der FRANKEN-BUND-Gruppe Nürnberg. Seine Anschrift lautet: Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach; E-Mail: bwickl@online.de.

Anmerkungen:

- 1 Zum Kloster Gnadenberg siehe: St. Birgitta Gnadenberg (Schnell Kunstdörfer Nr. 967). 2. neu bearb. Aufl. Regensburg 2016; erarbeitet von Monsignore Herbert Lang u. Pfarrer Johann Reicherzer, überarb. u. aktual. v. Dr. Sandra Frauenknecht.

Josef Albert Benkert. Ein fränkischer Maler in Essen

Welche Rolle spielte ein fränkischer Maler im Ruhrgebiet der 1920er Jahre? Der Name Josef Albert Benkert war hier weitgehend unbekannt – sieht man einmal von kunsthistorischen Fachkreisen ab. In Bamberg ist der Künstler vor allem mit seinen Werken aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg präsent. Dagegen ist in Essen und Dortmund an fast keiner Stelle zu seinem Wirken in der Industrieregion geforscht worden.¹

Josef Albert Benkerts Wiederentdeckung fällt mit der Ausstellung „Aufbruch im Westen. Die Künstlersiedlung Margarethenhöhe“ im Jahre 2019 zusammen. Im Verlauf dieses Projekts wurde die Bedeutung Benkerts als Maler in der Essener Kunstszenе in der Weimarer Republik deutlich. So wurde er in einem Beitrag im Begleitband vorgestellt und einige seiner Graphiken – vor allem aus dem Besitz eines Bochumer Sammlers – ausgestellt.² Zudem konnte aus Bamberg ein Ölgemälde, zwei seiner Skizzenbücher und ein opulenter Teppich, den er für seine Bamberger Logenbrüder nach dem Zweiten Weltkrieg gefertigt hatte, als Leihgaben präsentiert werden.

Benkert lebte und arbeitete seit 1924 auf der Essener Margarethenhöhe, zog 1927 ins Werkhaus ein und 1929 um ins Große Atelierhaus. Dass der noch junge Maler in den 1920er ein eigenes Atelier mit Wohnung in einer Essener Siedlung bekam, war der vorausschauenden Kulturpolitik der Ruhrgebietsmetropole geschul-

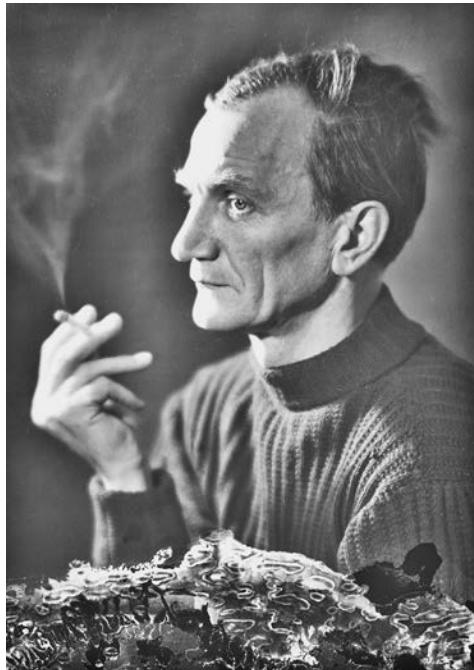


Abb. 1: Josef Albert Benkert, Foto um 1950.
Stadtarchiv Bamberg.

det, die – was in diesem Falle ein Glücksfall gewesen ist – ein Weltunternehmen an seiner Seite wusste: Die Fried. Krupp A.G. baute 1906 gemeinsam mit der Stadt Essen die Gartenstadt Margarethenhöhe, wobei Margarethe Krupp, die seit dem Tod ihres Mannes Friedrich Alfred Krupp dem Konzern vorstand, Initiator und Motor dieses ungewöhnlichen Bauprojekts war. Auf ihre Initiative hin kam es zum Bau der Siedlung, die dank des sie ausführenden Architekten Georg Metzendorf in einem hohen Maße künstlerisch gestaltet wurde. Bis heute stützt sich ihre Bedeu-

tung in der Architekturgeschichte auch auf diese Komponenten. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es – wiederum auf Margarethe Krupps Anregung hin – zum Bau von Ateliers, Werkstätten und Werkhäusern für Künstler und Kunstgewerbler. Das erste Gebäude war das 1920 fertiggestellte Kleine Atelierhaus für den Graphiker und Radierer Hermann Kätelhön. In den 1920er Jahren wurden dann weitere Wohnungen mit integrierten Ateliers und unter anderem ein Werkhaus gebaut, in welches 1927 Josef Albert Benkert einzog. Wie es diesen Mieter, der aus Bamberg stammte, ins tiefste Ruhrgebiet verschlug, wird deutlich, wenn man sich seine Biographie betrachtet.



Abb. 2: „Mein Freund Anton Rauh“. Holzschnitt von Josef Albert Benkert, 1921.

Bernward Dickerhoff, Bochum
(Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

Erste Schritte in Franken

Josef Albert Benkert wurde am 17. August 1900 in Bamberg als Sohn eines Bahnbeamten geboren. Hier besuchte er die Volksschule und anschließend auf den Wunsch des Vaters das Lehrerseminar. Bereits in seiner Jugend zeichnete ihn eine große Kreativität beim Zeichnen und Malen aus. Aus dem Lehrerseminar heraus wurde Benkert im letzten Kriegsjahr an die Front eingezogen.³ Nach Kriegsende schloss er seine Ausbildung ab und übernahm eine Stelle als Lehrer, die er jedoch ein Jahr später kündigte, um sich nun ganz der Malerei zu widmen. In Bamberg freundete er sich mit dem Kunstsammler und Maler Anton Rauh an. Über diese Verbindung kam er in Kontakt mit Otto Boveri, einem älteren Bamberger Maler, der zuerst vom Jugendstil und Impressionismus beeinflusst worden war und sich dann den Fauves und den deutschen Expressionisten annäherte. Seine Porträts besitzen eine visionäre Ausdruckskraft, was den 1886 geborenen Maler – so Karl-Georg Pfändtner – zum „herausragenden fränkischen Expressionisten“ macht.⁴ Boveri wie Benkert wurden Mitglieder der Nürnberger Sezession.

Boveri und Rauh waren die prägenden Persönlichkeiten für die künstlerische Entwicklung Josef Albert Benkerts, was seine 1920 im Privatdruck erschienene Monographie „Malergedichte“ belegt, die er den beiden Freunden widmete.⁵ Zusammen reisten sie nach Italien und besuchten die Gemäldegalerien; ebenso fuhren sie nach München und zu den Dresdener Kunstausstellungen. Benkert schuf eine Reihe von Graphiken und Gemälden, die er erstmals in der Stiegenhaus-Galerie Anton Rauhs ausstellte. Schon als Zwanzigjähriger hatte er seine erste Ausstellung



Abb. 3: Plakat zur Ausstellung Josef Albert Benkerts in der Galerie Hengstenberg, Bochum 1924.

Bernward Dickerhoff, Bochum
(Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

in Bamberg,⁶ der weitere in der Stadt und bei der Nürnberger Sezession folgen sollten. Auch unterstützte der Maler 1922 seinen Freund Rauh bei einer Ausstellung der Expressionisten in Bamberg, die ein großer Publikumserfolg wurde. In diesem Jahr entstand sein erstes großes Gemälde („Landstraße vom Hohen Kreuz nach Bug“); seit diesem Zeitpunkt galt er als expressionistischer Maler. Mit den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs setzte sich Benkert in zwei Kriegsbildern auseinander.⁷ Dank seiner regen Ausstellungsteilnahmen wuchs seine Bekanntheit schnell. In Schweinfurt konnte er 1924 durch die Unterstützung des Industriellen Wilhelm Schäfer im Werkhaus der Stadt seine Werke präsentieren.

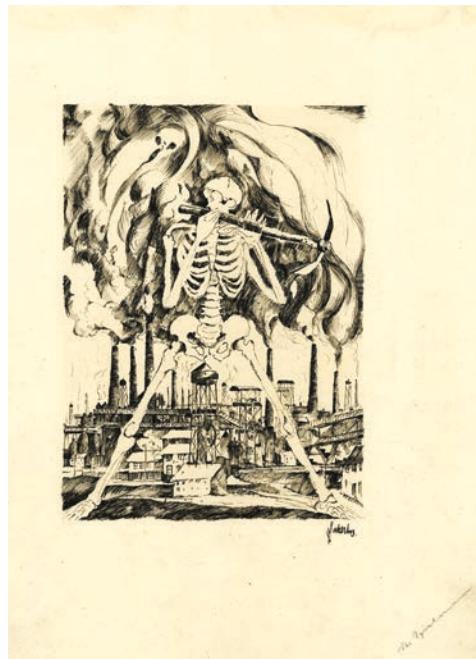


Abb. 4: Federzeichnung Josef Albert Benkerts aus dem „Bochumer Totentanz“, 1923.

Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte / Stadtarchiv (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

Soest, Bochum und Essen

Biographisch nahm die Entwicklung Benkerts durch eine Begegnung mit einem Touristen in Bamberg eine neue Wendung. Der Maler traf im Jahr 1921 mit dem Bochumer Kinderarzt und Kunstsammler Dr. Hugo Gosmann zusammen. Der kunstbegeisterte Arzt aus dem Ruhrgebiet erkannte das Talent des fränkischen Künstlers und vermittelte ihn an den in Soest lebenden berühmten expressionistischen Maler Christian Rohlfs,⁸ bei dem Benkert eine Art Hospitation antrat. Der 1849 geborene Rohlfs dürfte eine Art väterliche Rolle für den jungen Franken gespielt haben, der hierdurch zeitweise zum so genannten „Soester Kreis“ um Rohlfs ge-



Abb. 5: Bericht über die Künstler der Margarethenhöhe mit zwei Darstellungen Benkerts (im weißen Pullover). Essener Anzeiger 26, Nr. 267, 13. November 1929.

Haus der Essener Geschichte/Stadtarchiv (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

hörte. Benkert zog 1922 zumindest zeitweise ins Ruhrgebiet, wo er zuerst in Bochum lebte. Eine erste Begegnung zwischen ihm und Elisabeth Treskow scheint schon zu diesem Zeitpunkt stattgefunden zu haben, denn Benkert stellte 1922 in Bochum im „Kunsthaus Treskow“ aus. Die Zeitschrift „Hellweg“ charakterisierte den Maler als „eine junge ringende Kraft“.⁹ Ein Jahr später nahm er im Rahmen des

Soester Westfalentags an der „Ausstellung Soester Kunst“ teil. Seine Werke standen dabei Seit an Seit mit Arbeiten Wilhelm Morgners, Christian Rohlfs und Eberhard Viegener.¹⁰ Von Soest führte ihn sein Weg wieder nach Bochum, wo er 1924 in der Friedrichstraße 11 gemeldet war.

Eine erste Gesamtausstellung der Vereinigung Westfälischer Künstler und Kunstfreunde organisierte 1923 deren Bochu-

mer Gruppe.¹¹ Die Bochumer Galerie Hengstenberg widmete Benkert dann am 1. Juli 1924 eine eigene Ausstellung.¹² Für den Plakatentwurf verwendete er ein Selbstporträt, in dem er sich als jungen, unbedarften Mann mit einem Brotkorb vor einer Zeche sitzend darstellte. In den Graphiken und Gemälden beschäftigte sich der fränkische Maler fortan mit Themen des Ruhrgebiets. Es finden sich sowohl Industrielandschaften als auch politische Stellungnahmen zur aktuellen Situation, die zum Zeitpunkt seiner Ankunft hochexplosiv war, denn seine Übersiedlung fiel in die Zeit der Ruhrbesetzung durch Franzosen und Belgier. 1923 entstand sein Zyklus „Bochumer Totentanz“, die eine düstere Wahrnehmung der gesellschaftlichen Situation im Ruhrgebiet darstellt. Der personifizierte Tod agiert vor der Kulisse der Schwerindustrie, in diesem Falle vor den Hochöfen und Stahlwerken des Bochumer Vereins. Dieser Auseinandersetzung mit dem politischen Umbruch, mit Gewalterfahrung und wirtschaftlicher Depression verdankte der Künstler letztlich seinen Erfolg.¹³

Mitglied der Künstlersiedlung Margarethenhöhe

Vermutlich verhalf die Vermittlung des Museumsdirektors Ernst Gosebruch Benkert zu einer ersten Wohnung und einem Atelier auf der Margarethenhöhe.¹⁴ Auf der Rückseite einer Graphik ist als Wohnort „Nachtigallental“ vermerkt. In der Presse tauchte der Künstler als Bewohner der Margarethenhöhe nur selten auf. Anlass für die Journalisten, ausführlicher über die dort lebenden Künstler zu berichten, waren die beiden großen Bauprojekte des Werkhauses und des Großen Atelierhauses, welche beide durch ausführliche

Beschreibungen des Journalisten Paul Joseph Cremers im Essener Anzeiger der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Bei der Eröffnung des Werkhauses 1927 stellte er den Maler Benkert zusammen mit den Künstlerinnen Elisabeth Treskow und Frida Schoy vor. Er schrieb, Benkert sei in das Industriegebiet gekommen, „[...] *desen gewaltige Schaffens- und Daseinskraft ihn angezogen und heute noch unvermindert festhalten* [würde]. Benkert verdient die Möglichkeit, im eigenen Atelierheim seinem jungen, zu großen Hoffnungen berechtigten Schaffen leben zu können.“¹⁵ Cremers unterstrich die Bedeutung des fränkischen Malers und zählte seine Ausstellungsbeteiligungen auf. So sei er bei der Nürnberger Sezession und der Münchener Neuen Sezession vertreten und habe seine Werke schon in Zürich, München, Berlin, Erfurt, Bamberg, Nürnberg, Bremen, Bochum, Wiesbaden und im Essener Museum Folkwang präsentiert.

Benkert lebte seit 1927 im Werkhaus, war jedoch mit seiner Mietsituation unzufrieden. Als das Bauvorhaben des Großen Atelierhauses publik wurde, wandte er sich 1928 an den Bauträger, die Margarethe Krupp-Stiftung. Er wünschte, die Wohnung im Werkhaus zu behalten und nur seinen Arbeitsbereich in das neue Gebäude zu verlegen, für den er einen großen Atelierraum benötigte. Als Referenz verwies er auf die Urteile Essener Persönlichkeiten: „Über meine Leistungen kann Auskunft erteilen Herr Museumsdirektor Gosebruch, Herr Professor Metzendorf, Herr Bildhauer Lammert.“¹⁶ Als Gründe für den Wechselwunsch führte er die schlechte Beleuchtung aufgrund eines nur provisorisch eingesetzten Atelierfensters und die zu begrenzten Verhältnisse im Dachgeschoss des Werkhauses an. Sein Atelier hatte eine Höhe von nur 2,45 Metern, so dass er für



Abb. 6: *Hafen mit Ruhrort-Homburger Brücke*. Zeichnung Josef Albert Benkerts, um 1925.
Bernward Dickerhoff, Bochum (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

eine Ausstellung der Nürnberger Sezession das Gemälde „Kreuzigungsgruppe“ zerlegen musste, um es aus dem Atelier hinauszubekommen.

Die Margarethe Krupp-Stiftung für Wohnungsfürsorge (MKS) folgte dem Ansinnen des Malers, der ein 33 Quadratmeter großes Atelier in der ersten Etage des Großen Atelierhauses erhielt. Privat wohnte er weiterhin im Werkhaus, im Stillen Winkel 1. Seine Unterschrift findet sich neben denen der anderen neun Künstler, die am 23. April 1929 ihre Mietverträge bei der MKS unterschrieben. Alle mieteten jeweils ein Atelier im Großen Atelierhaus an.¹⁷ Die jährlichen Mietkosten lagen für Benkert bei 497 Mark.¹⁸

Den Kontakt zu seiner Heimat in Süddeutschland hat Benkert immer aufrecht gehalten. So hielt er bei seinen Reisen malerische Orte wie Günzburg oder Burghausen fest. 1933 zog Benkert aus dem Großen Atelierhaus mit dem Ziel Berlin aus.

Ausstellungswesen in Essen

Seit dem Jahr 1925 war Josef Albert Benkert Teil des Essener Kunstbetriebs. Kaum eine der großen Ausstellungen fand nun ohne ihn statt. Die Kunstkritiker attestierten ihm ein großes Talent und die Aussicht, einer der großen Künstler der Gegenwart zu werden. Bei der „Ausstellung

der Künstlerwerkstätten Margarethenhöhe“ im Museum Folkwang, die kurz vor Weihnachten 1925 eröffnet wurde, war Benkert neben anderen Künstlern und Kunstgewerbetreibenden vertreten. Arbeiten von Hermann Kätelhön, Elisabeth Treskow, Frida Schoy, Margarete Willems, der Keramischen Werkstatt und des Soester Gastkünstlers Eberhard Viegener wurden ausgestellt. Der Journalist Heinz Berns betitelte seine Ausstellungsrezension mit „*Der lebende Folkwang-Gedanke*“ und betrachtete die drei Künstler Eberhard Viegener, Josef A. Benkert und Hermann Kätelhön sowie die Keramische Werkstatt näher. In Bezug auf Benkert hielt er fest: „[Er] ist Stürmer und Dränger von genialischem Pathos. Seine rhythmische Energie und seine farbige Intention zeigt sich für die Unterordnung in ein klassisches System [...] zu unabhängig. Wie Emil Nolde, wie Os-



Abb. 8: Kubistisch komponierte Ansicht eines Wohnraumes. Aquarell Josef Albert Benkerts, um 1923/33. Bernward Dickerhoff, Bochum (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

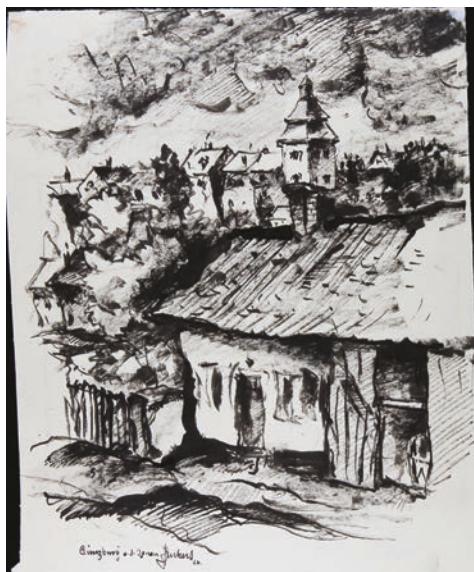


Abb. 7: Günzburg an der Donau. Zeichnung Josef Albert Benkerts, 1926.

Bernward Dickerhoff, Bochum (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

kar Kokoschka malt er in sozusagen impressionistischem Expressionismus.“¹⁹

Bei den „Essener Kunst-Weihnachten“ war Benkert 1927 mit einigen Bildern vertreten. Der Journalist Cremers lobte seine „malerische Kraftnatur ersten Ranges“.²⁰ Ende des nächsten Jahres war er im Museum Folkwang im Rahmen einer Aquarell-Ausstellung beteiligt, bei der neben Arbeiten von Jankel Adler und Erich Heckel auch Werke von Max Pechstein zu sehen waren. „Auch die Essener Künstler stellen eine stattliche Zahl schöner Aquarelle zur Schau. Hier sind es Benkerts sprühend farbige, temperamentvoll gemalte Landschaften und Stadtbilder, die am meisten fesseln“,²¹ bemerkte dazu die Essener Allgemeine Zeitung. Mit dem steigenden Bekantheitsgrad wuchs das Interesse von Museen und Privatpersonen, Benkerts Werke anzukaufen. Wie schon in seiner Zeit in Bamberg unternahm der Maler auch von Essen aus Studi-

enreisen und sammelte in Südeuropa und Nordafrika neue Eindrücke.

Berliner Jahre

Im Jahr 1930 heiratete Benkert Katja Meidinger; aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Mit der Machtübernahme der NSDAP änderte sich Benkerts Haltung. Er zog mit seiner Familie 1933 nach Berlin, anscheinend um ambitionierte Pläne umzusetzen, denn in der Großstadt gründete er gemeinsam mit den Malern Wilhelm Philipp (1906–1993), Otto Andreas Schreiber (1907–1978), Peter Stermann (1903–1945) und Hans Weidemann (1904–1974) bereits im Herbst 1933 den völkischen Künstlerbund „Der Norden“.²²

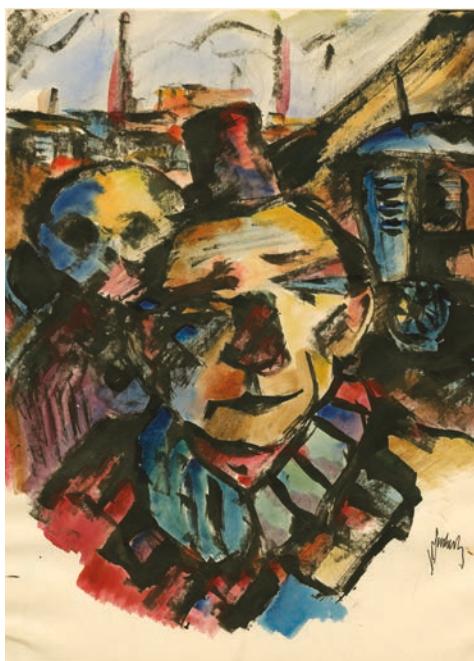


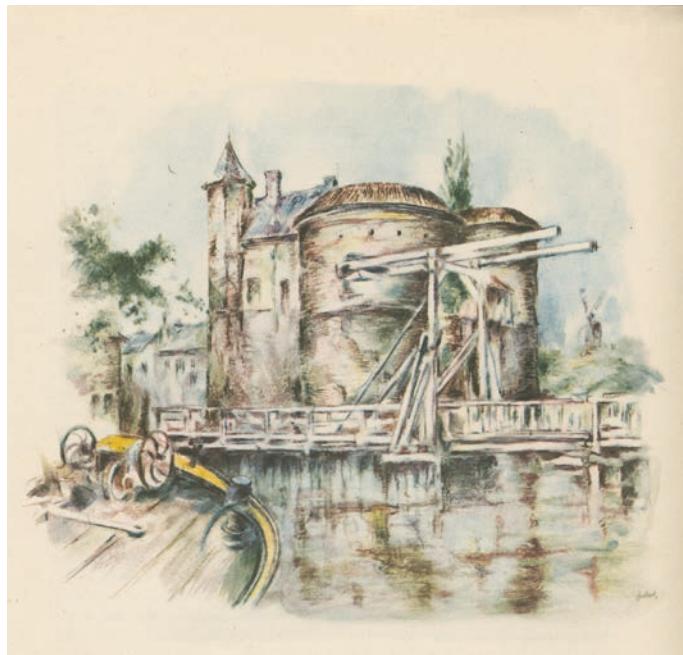
Abb. 9: Clown und Totenkopf vor Industriekulisse.
Aquarell Josef Albert Benkerts, um 1932/33.

Bernward Dickerhoff, Bochum
(Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

Stermann stammte aus Duisburg und Weidemann kam wie er selbst aus Essen; sie hatten beide in der Margarethenhöhe gewohnt. Schreiber war Leiter des Kulturamtes II der Arbeitsfront.²³ Die Gruppe gründete den „Norden“, um – wie sie betonten – für den norddeutschen Expressionismus einzutreten, der eine „*neue deutsche Kunst*“ sei. „*Ihr Anliegen war, die Kunst eines Emil Nolde, Christian Rohlfs, und Edvard Munchs mit einer verklärten, neuromantischen NS-Ideologie zu verknüpfen.*“²⁴ Gemeinsam mit dem Kunsthändler Ferdinand Möller agierte die Gruppe bis zu ihrem Scheitern 1935. Ab 1933 schickte Möller eine Werkauswahl der beteiligten Künstler als Wanderausstellung (unter dem Titel „30 Deutsche Künstler“) durch Deutschland. Die Reaktionen waren mäßig. Nach Stationen in Berlin und Kassel ging die Schau nach Hamburg, wo sich der Direktor des Kunstvereins 1935 an Möller wandte und auf die geringe Qualität der Gemälde und das „*ganz simple Unvermögen*“ der Künstler hinwies.²⁵ Sowohl Werke von Weidemann und Benkert als auch Holzschnitte von Karl Rössing, der bis 1931 in der Sommerburgstraße 56 III in Essen gewohnt hatte, fanden sich in der Wanderausstellung.²⁶

Die Künstlergruppe „Der Norden“ wurde von der Zeitschrift „Kunst der Nation“ protegiert. Die Zeitschrift hatte sich der Förderung des „*Nordischen Expressionismus*“ verschrieben und publizierte unter anderem zu Christian Rohlfs und Eberhard Viegeler. Zu Benkert erschien ein blumiger Artikel ohne viel Substanz, in dem es hieß: „*Man wurde aufmerksam auf diesen Maler, der trotz vehementem Schaffensdrang bei zuweilen etwas nervöser Farbengebung keinerlei hemmungslose Produktion entfaltete, sondern mehr und mehr danach rang, stärkstes Gefühl und entschiedenste Vorstellung in seine Erfassung der gegen-*

Abb. 10: *Stadttor von Brügge*. Zeichnung Albert Josef Benkerts, veröffentlicht in „Umkämpfte Küsten“, Marine-Propaganda-Abteilung West, Paris 1943.
Ruhr Museum, Essen
(Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).



ständlichen Welt zu legen.“²⁷ Drei Abbildungen von Ölgemälden in Kombination mit einem Portraitfoto des Malers entschädigen für den dünnen Text. Auch der zweite Essener Künstler, Hans Weidemann, wurde zwar vorgesellt, allerdings konnte er nur eine Zeichnung in der Zeitschrift platzieren.

Bei einer Galerieausstellung des Berliner Kunsthändlers Ferdinand Möller konnte Benkert im Frühjahr 1936 noch einmal seine Werke zusammen mit Emil Nolde, Wilhelm Philipp und Christian Rohlfs präsentieren. Doch die Kunstpolitik der Nationalsozialisten wurde immer rigider, und damit schwanden die Möglichkeiten, als expressionistischer Maler auszustellen. Die Nationalsozialisten verboten 1935 die Zeitschrift „Kunst der Nation“. Benkerts Versuch, seine Malerei in den staatlichen Kunstbetrieb zu implementieren, scheiterte. Seine Werke wurden in der Ausstellung

„Entartete Kunst“ präsentiert, einige wurden sogar vernichtet.

Benkert verlegte sich nun stärker auf die Buchgestaltung. Zwischen 1937 und 1939 erschienen die Monographien „Luther sagen“ und „Meeressagen“, die sich mit der europäischen Sagenwelt auseinandersetzen und Zeichnungen des Bambergers Künstlers enthalten.

Benkert wurde 1941 zum Kriegsdienst in der Wehrmacht eingezogen und in das Marineministerium versetzt. Er erhielt den Auftrag, die schönsten Orte Frankreichs, Belgiens und Hollands für das dann 1943 erschienene Buch „Umkämpfte Küsten“ zu zeichnen. Am 3./4. September 1943 wurden Benkerts Berliner Wohnung und sein Atelier von Fliegerbomben zerstört sowie seine Sammlung an Plastiken, Gemälden, Graphiken und seine Bibliothek vernichtet. Die Familie verließ Berlin und wurde nach Berchtesgaden evakuiert. Aus den Al-



Abb. 11 u. 12: Zwei Porträts von französischen Küstenbewohnern. Zeichnungen Albert Josef Benkerts, veröffentlicht in „Umkämpfte Küsten“, Marine-Propaganda-Abteilung West, Paris 1943. Ruhr Museum, Essen (Ruhr Museum/Foto: Rainer Rothenberg).

pen zog sie schließlich 1946 zurück in die Bamberger Heimat.

Heimat Franken

Die Nachkriegszeit war für Benkert und seine Familie finanziell schwierig. Sie waren auf die Hilfe der Familie und von Freunden angewiesen, die ihn teilweise durch den Ankauf von Werken unterstützten. Ein regulärer Verkauf war anscheinend schwierig; so hielt er im Tagebuch fest: „Wollte mir doch einer in Erlangen ein Ölbild für 100 DM abkaufen. Nein, lieber den Strick!“²⁸ 1947 trat Benkert der Bamberger Freimaurerloge „Zur Verbrüderung an der Regnitz“ bei und beteiligte sich mit ihr am Wiederaufbau der Stadt. Er wandte sich immer stärker dem Sammeln und Illustrieren von Sagen zu. Schon 1939/1940 hatte er für den im Blut- und Bodenverlag erschienenen Städteführer Goslar²⁹ die Zeilen zu den „Deutschen Meersagen“ geschrieben: „Das Meer ist tausend Wunder voll [...].“³⁰ Schon in der Zeit der Evakuierung nach Berchtesgaden 1944 hatte er

die Herausgabe eines Sagenbuches geplant. Nach Kriegsende erschloss sich der Maler bei Wanderungen seine fränkische Heimat, immer auf der Suche nach den noch im Volksmund überlieferten Sagen. Seine Eindrücke hielt er in Zeichnungen fest, die als Illustrationen für seine Bücher vorgesehen waren.

Zum Œuvre Benkerts fanden 1952 und 1954 Retrospektiven statt. Die Ausstellungen wurden unter anderem in den Siemenswerken in Erlangen veranstaltet. Obwohl seine Werke so wieder eine gewisse Bekanntheit erlangten, verkauften sie sich allerdings nicht. Seine Zeichnungen wurden wieder expressiver, jedoch ohne abstrakt zu sein. Noch 1959 veranstaltete er eine Ausstellung mit dem Kunstverein Bamberg, um seine aktuellen Bilder zu zeigen. Ein Jahr später, am 13. Februar 1960, starb Benkert in seinem Atelier in Bamberg an den Folgen eines Schlaganfalls. Einige Freunde und seine Logenbrüder gaben ihm das letzte Geleit. Seine Urne wurde später neben seinem Enkel und seiner Tochter in den USA beigesetzt.³¹

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
73. Jahrgang 2021

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2021 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet;
vor den Seitenzahlen steht in römischen Ziffern die Nummer des jeweiligen *FRANKENLAND*-Heftes)

I. Geschichte

<i>Beck, Hans-Jürgen</i>	Jack Steinberger (1921–2020) – Stationen eines Lebens	I/10
<i>Beck, Hans-Jürgen</i>	Von Bad Kissingen nach Ein Gedi – Die Lebensgeschichte Joske Erelis (1921–2014)	II/84
<i>Ennes, Laura/Porsch, Elisabeth</i>	Zwei jüdische Familien in Bamberg: Tilly Viktoria Rehbock – Max Wiesenfelder	III/180
<i>Rupp, Horst F.</i>	Brettheim, April 1945	IV/236
<i>Schäfer, Annette</i>	Von der Königsstraße zum Frankenschnellweg – Verkehrsweg im Regnitztal	III/149
<i>Schäfer, Annette</i>	Mauritia von Pflummern – Wohltäterin und ‚Kirchenpatronin‘	III/165
<i>Schellakowsky, Johannes/ Süss, Peter A.</i>	„Fest baue ich auf die Liebe und Treue meiner lieben Franken“. Prinzregent Luitpold von Bayern (1821–1912) und Würzburg	II/75
<i>Schwierz, Israel</i>	Die Jüdische Laubhütte in Zell am Main	IV/231
<i>Spazier, Ines</i>	Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthüringen (2. Teil)	I/3
<i>Stenger, Eduard</i>	Die „Meekuh“ – eine schwimmende Lokomotive mit beweglicher Schiene. Aus dem Archiv des Lohrer Schulmuseums	IV/224

II. Kunst

<i>Heimsoth, Axel</i>	Josef Albert Benkert. Ein fränkischer Maler in Essen	IV/245
-----------------------	--	--------

<i>Kastner, Klaus</i>	Das Multitalent E.T.A. Hoffmann – Jurist, Dichter, Musiker, Theaterregisseur – und seine Bamberger Zeit	III/195
<i>Klug, Michael</i>	Die Entwicklung des Königsberger Schlossbergs bis zum Jahr 1615	I/26
<i>Sander, Johannes</i>	Eulogius Böhler und die evangelisch-lutherische Kirche St. Paul in Würzburg-Heidingsfeld	II/99
<i>Wickl, Bernhard</i>	Das ehemalige Birgittenkloster Gnadenberg in der Gemeinde Berg bei Neumarkt in der Oberpfalz	IV/241

III. Kultur

<i>Distler, Ulrich</i>	Jean-Philippe Baratier – Schwabacher Wunderkind und jüngster Magister Deutschlands: Betrachtungen anlässlich dessen 300. Geburtstags	I/42
<i>Rhein, Ewald F.</i>	„Schwalbengezwitscher“ aus einem fränkischen Dorf	II/111
<i>Welker, Manfred</i>	Der Schlachttag und das „Wärschd kratz'n“ in Niederndorf und Vergleichbares in Franken	IV/257
<i>Wentzlaff-Eggebert, Harald</i>	Gedicht auf Bamberg	III/210

IV. Aktuelles

<i>Gollner, Gerhard</i>	23. und 24. Oberfränkische Malertage: Bad Steben 2020 – Pettstadt 2021	56*
<i>Hümmer, Rebecca</i>	„Frankenbund.de‘ – die neue Website des FRANKENBUNDES	IV/264
<i>Ringer, Jochen</i>	Schaudepot in Neustadt an der Aisch eröffnet	II/115
<i>Süß, Peter A.</i>	Großartige Schenkung der FRANKENBUND-Gruppe Würzburg an das Martin von Wagner-Museum der Universität Würzburg	I/52
<i>Wagner, Bettina</i>	Joseph Heller und die Kunst des Sammelns – Eine Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg	III/212

V. Bücher zu fränkischen Themen	I/55, II/122, 57*,
Hinweis zu Buchbesprechungen	III/179, IV/268

VI. Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

Gernert, Jürgen	Der Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V. – Gruppe im Frankenbund	I/62
-----------------	--	------

VII. Frankenbund intern

Achtung Adressenänderung!	I/9	
Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber!	I/51	
Trauer um Frau Doris Dürr	I/66	
Wickl, Bernhard	Unserem Bundesfreund Prof. Dr. Hermann Rusam zum 80. Geburtstag	I/66
Wickl, Bernhard	Drei Ehrenmitglieder in der Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES	I/68
Veranstaltungen im 1. Halbjahr 2021	I/70	
Neuerscheinung zum Anschluss Coburgs an Bayern im Jahr 1920	I/71	
Blessing, Werner K.	„Teilhabe an Heimat und kritische Zeitgenossenschaft“. Gedenken an Hartmut Heller	II/123
Weichmann, Martin	„Am Ende zählt, ob einer ist, was er vorgibt zu sein“ – Zum Tod von Dr. Günter W. Zwanzig (1932–2021)	II/134
Der FRANKENBUND	gratuliert Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof zum 70. Geburtstag!	II/135
Der FRANKENBUND	gratuliert Herrn Peter Wesselowsky zum 80. Geburtstag!	II/136
Flachenecker, Helmut	Bildstöcke in Franken – ZOOM-Konferenz des FRANKENBUNDES am 24. April 2021	II/137
Bergerhausen, Christina	Weitere Informationen zum Thema: Bildstöcke in Franken	II/138
Süß, Peter A.	Bericht über den 9. Fränkischen Thementag: „Bildstöcke in Franken“	II/140
Gillmeister-Geisenhof, Evelyn	Franken um 1920 – Eine Wanderausstellung des FRANKENBUNDES e.V. – 6. August bis 10. Oktober 2021 im <i>Museum für Franken</i> Würzburg	II/142
Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung <i>Franken um 1920</i> am 6. August 2021 im <i>Museum für Franken</i> /Würzburg	II/144	
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Bamberg Andreas Starke zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	III/147	
Grußwort des Landrats des Kreises Bamberg Johann Kalb zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	III/148	

Franken um 1920 – die Jubiläumsausstellung des Frankenbundes e. V. zum 100jährigen Bestehen	III/214
<i>Stickler, Matthias</i> Jubiläumsausstellung des FRANKENBUNDES im Museum für Franken eröffnet!	III/215
Festakt zum 100-jährigen Bestehen des Frankenbundes	III/216
Einladung zum 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021	III/217
<i>Porsch, Elisabeth</i> Die Gruppe Bamberg des FRANKENBUNDES	III/218
<i>Schellakowsky, Johannes</i> 100 Jahre FRANKENBUND. Festakt und Staatsempfang auf der Festung Marienberg	IV/275
Bericht über den 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021 in Bamberg	IV/277
Der FRANKENBUND dankt seinem ehemaligen 2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing und gratuliert zu seinem 80. Geburtstag!	IV/283
Herzlicher Dank an die ausgeschiedenen Mitglieder der Bundesleitung!	IV/284
Professor Dr. Georg Seiderer – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender!	IV/284
Die Bundesleitung begrüßt ihre weiteren neuen Mitglieder!	IV/286
Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber!	IV/287
Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2022	IV/288

VIII. Sonderheft 2021: „Bildstöcke in Franken“

<i>Flachenecker, Helmut</i> Bildstöcke in Franken	7*
<i>Göbel, Bernd</i> Grußwort des Hausherrn des Bildstockzentrums Egenhausen zum virtuellen 9. Thementag des FRANKENBUNDES „Bildstöcke in Franken“ am 24. April 2021	5*
<i>Ramming, Jochen</i> Bildstockpflege durch Wissensvermittlung – Das Fränkische Bildstockzentrum Egenhausen	35*
<i>Sabatzki, Christoph</i> Der Umgang mit Bildstöcken in Franken – Steindenkmäler vor Ort erhalten	46*
<i>Schneider, Wolfgang</i> Bildstöcke als Zeugnisse gelebter Frömmigkeit	23*
Zu diesem [Sonder-]Heft „Bildstöcke in Franken“	3*

Dr. Axel Heimsoth studierte Germanistik und Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Er ist Kurator für das 19. Jahrhundert im Ruhr Museum, Essen. Neben der Verkehrsgeschichte beschäftigt er sich auch mit kulturgechichtlichen Themen zum Ruhrgebiet. Seine Anschrift lautet: Stiftung Ruhr Museum, Dr. Axel Heimsoth, Fritz-Schupp-Allee 15, 45141 Essen, E-Mail: axel.heimsoth@ruhrmuseum.de.

Anmerkungen:

- 1 Allein in der Publikation „Siebenundneunzig Sachen“ wird 2007 sein Zyklus „Bochumer Totentanz“ vorgestellt; vgl. Hieksch-Picard, Sepp: Bochumer Totentanz, in: Siebenundneunzig Sachen. Sammeln, bewahren, zeigen. Bochum 1910–2007. Hrsg. v. Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte. Bochum 2007, S. 56–57.
- 2 Heimsoth, Axel: „Joseph Albert Benkert“, in: Aufbruch im Westen. Die Künstlersiedlung Marienheim. Hrsg. v. Heinrich Theodor Grütter u. Axel Heimsoth. Essen 2019, S. 196–205.
- 3 Vgl. Gosmann, Hugo: Joseph Albert Benkert, in: Hellweg. Wochenschrift für Deutsche Kunst. Heft 5, 31.01.1923, S. 79–80.



Abb. 13: Wandteppich für die Freimaurerloge in Bamberg. Josef Albert Benkert, 1948.
Freimaurerloge „Zur Verbrüderung an der Regnitz“, Bamberg.

- 4 Vgl. Saur Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker [künftig: SAKL]. Bd. 13. München 1996, S. 425f.
- 5 Müller, Benno: Josef Albert Benkert. Ein expressionistischer Maler aus Franken (1900–1960), in: Josef Albert Benkert. Katalog zur Ausstellung in der „kleinen galerie“. Bamberg 1969, o.S.
- 6 Vgl. Thorwald: Ein Portraitist der Landschaft: Josef Albert Benkert, in: Kunst der Nation Nr. 13, 01.07.1934.
- 7 Vgl. SAKL. Bd. 9. München 1994, S. 88f.
- 8 Vgl. Unser Jahrhundert. Kunst in den Sammlungen der Stadt Bamberg. Bamberg 1998, S. 113.
- 9 Cremers, Paul Joseph: Ausstellung westfälischer Künstler, in: Hellweg. Westdeutsche Wochenschrift für Deutsche Kunst. Heft 39, 27.09.1922, S. 768f.
- 10 Vgl. Cremers, Paul Joseph: Soest und seine Maler, in: Rheinisch-Westfälische Zeitung Nr. 333, 27.06.1923.
- 11 Gosmann: Benkert (wie Anm. 3), S. 79–80.
- 12 Vgl. Cremers, Paul Joseph: Josef Albert Benkert-Ausstellung, in: Rheinisch-Westfälische Zeitung Nr. 510, 03.07.1924 (Zeitungssammlung Christoph Dorsz, Essen).
- 13 Vgl. Pfändtner, Karl-Georg: Josef Albert Benkert (1900–1960) zum 100. Geburtstag, in: Heimat Bamberger Land. Heft 1 (2000), S. 3–11, hier S. 6.
- 14 Vgl. Müller: Benkert (wie Anm. 5).
- 15 Cremers, Paul Joseph: Kunst und Kunstgewerbe in Essen. Die Essener Kunstwerkstätten auf der Margarethenhöhe, in: Essener Anzeiger Nr. 208, 06.09.1927.
- 16 Margarethe Krupp-Stiftung für Wohnungsfürsorge/Historisches Archiv Krupp (HAK), MKS 650, Bl. 159: Brief Benkerts an die MKS v. 23.11.1928.
- 17 HAK, MKS 650, Bl. 176: Mietvertrag v. 23.04.1929.
- 18 Vgl. HAK, MKS 650, Bl. 176: Liste der Mietbeträge für das Große Atelierhaus, 23.04.1929.
- 19 Berns, Heinz: Der lebende Folkwang-Gedanke in Essen. Ausstellung Eberhard Viegener, A. J. Benkert, H. Kätelhön, Keramische Werkstatt in Essen [...], in: Essener Volks-Zeitung Nr. 223, 16.12.1925.
- 20 Cremers, Joseph Paul: Essener Kunst-Weihnachten. Zur heutigen Eröffnung der großen Essener Kunstausstellung im Folkwangmuseum, in: Essener Anzeiger Nr. 278, 27.11.1927.
- 21 Müller-Schlemmin, Hermann: Aquarelle im Folkwang, in: Essener Allgemeine Zeitung Nr. 585, 11.12.1928.
- 22 Vgl. Hartewig, Karin: Kunst für alle! Hitlers ästhetische Diktatur. Norderstedt 2017, S. 26.
- 23 Vgl. Engelhardt, Katrin: Ferdinand Möller und seine Galerie. Ein Kunsthändler in Zeiten historischer Umbrüche. Diss. Hamburg 2013, S. 97.
- 24 Ebd., S. 91.
- 25 Vgl. ebd., S. 93.
- 26 Vgl. Dreißig Deutsche Künstler, in: Kunst der Nation Nr. 14 (2. Juli-Nr.), 1934.
- 27 Thorwald: Portraitist der Landschaft (wie Anm. 6), Nr. 13, 01.07.1934.
- 28 Müller: Benkert (wie Anm. 5).
- 29 Titel: Reichsbauernstadt Goslar am Harz. Die tausendjährige Kaiser-, Reichs- und Hansestadt.
- 30 Zitiert nach Roth, Elisabeth: Volkskultur in Franken. Bd. II: Bildung und Bürgersinn. Bamberg–Würzburg 1992, S. 275.
- 31 Müller: Benkert (wie Anm. 5).

Manfred Welker

Der Schlachttag und das „Wärschd kratz’n“ in Niederndorf und Vergleichbares in Franken

Zu den größten Familien- und Hausfesten der fränkischen Bauern zählte der Schlachttag zur Herbstzeit. Eine Schlachtschüssel war immer schon ein Ereignis, da die Anlässe eher seltener waren, heute noch mehr als in früheren Zeiten. Mit der Schlachtschüssel ist noch ein weiterer Brauch verschwunden: das „Wärschd kratz’n“. Früher war dies auch in Niederndorf üblich.

Nach der amtlichen Erhebung von 1925 hatte Niederndorf 536 Einwohner und 95 Wohngebäude.¹ Für das Kontrolljahr 1941 sind in Niederndorf 64 Milchablieferer belegt.² Im Maurerdorf Niederndorf (jetzt ein Ortsteil von Herzogenaurach) hatten allerdings nicht nur die Bauern eine Anzahl Schweine im Stall, sondern auch die Handwerker fütterten wenigstens ein Borstentier bis zur Schlachtreife.

So war das auch bei Moritz Gumbmann (1885–1953), der im Anwesen Hauptstraße 13 (ehemals Hausnummer 29) ein Maurergeschäft betrieb. Nebenbei hatte er, auch während des Zweiten Weltkriegs, vier Milchkühe im Stall, in dem auch noch zwei Schweine versorgt wurden, stehlen³. Diese beiden Schweine wurden stets zur Selbstversorgung gehalten.⁴ Sie wurden ebenfalls mit Grünzeug oder Disteln vom Acker gefüttert. Noch weit bis ins 19. Jahrhundert waren sie zur Eichelmaßt in den Wald getrieben worden, damit sie bis zum Herbst noch etwas mehr Gewicht angesetzt hatten, denn sie sollten mög-

lichst fett sein. Außerdem war das Fett als Schweineschmalz vielseitig einsetzbar. Begeht waren auch die Grieben, die beim „Auslassen“ entstanden. Wenn sich das Jahr dem Ende zuneigte, war das Schlachten aus mehreren Gründen angesagt. Zum einen war die Erntearbeit getan und zum anderen musste ein Fleischvorrat für den Winter angelegt werden. Das kältere Wetter begünstigte zudem die Lagerung. Vielfach hätte man auch den Gesamtbestand des Viehs mit den oft wenigen vorhandenen Futtervorräten nicht den ganzen Winter über ernähren können, so dass es sich anbot, die Anzahl des Viehs bis zum Frühjahr zu reduzieren.

Bald nahte im Herbst der langersehnte Schlachttag. Das erste Schwein musste um die Niederndorfer Kirchweih herum, also im Oktober des Jahres, sein Leben aushauchen. Meist war das Tier dann ein Jahr alt und wog an die vier Zentner. Nach sechs Wochen folgte die zweite Sau, wenn das Salzfleisch gegessen oder in die Räucherung gehängt worden war. Bei großen Bauern wurden bis zu vier Borstentiere nacheinander verarbeitet, um einen über den Winter und weit bis ins neue Jahr ausreichenden Essensvorrat für alle Bewohner des Hofes anzulegen. So diente das geräucherte Fleisch dann vor allem im Sommer als Fleischbeilage bei den Mahlzeiten, denn es gab ja noch keinen Kühlenschrank.

Am Schlachttag kam frühmorgens der Dorfmetzger mit Schlachtmesser, Wurstmaschine und Schlachtbeil. In Niederndorf war dies oft der Metzger vor Ort, näm-

lich Konrad Gulden, oder ein sogenannter „Brandmetzger“. Dies konnte z.B. Fritz Ruhmann, vulgo „Pfeiffer“, aus Hauptendorf sein. Er betäubte das Tier mit einem gezielten Schlag, öffnete mit dem Messer die Halsschlagader und fing das Blut auf, das von einem Helfer gerührt werden musste, damit es nicht gerann. Nach dem Brühen und Entfernen der Borsten folgte das Ausnehmen und Zerteilen.

Die ersten Fleischstücke wurden im vorgeheizten Wurstkessel zugesetzt. War das Borstentier ohne lautes Gequieke dahingeschieden, dann roch man spätestens am

Duft des Kesselfleisches, wo geschlachtet wurde. Oder man sah es an der Schweinsblase, die irgendwo am Haus zum Trocknen hing.

Während das Bauchfleisch kochte, wurden die anderen Fleischstücke zerlegt. Ein Teil davon wurde in großen Fässern eingesalzen. Nach sechs Wochen kam es dann als Salzfleisch mit Kraut auf den Tisch, außerdem wurden Bauchstücke und die Schinken zur Haltbarmachung geräuchert.

Das Vorbereiten der Wurstsorten stellte einen weiteren Arbeitsgang dar. Dazu zählte das Kleinschneiden, Durchdrehen, Wür-



Abb. 1: Das Schlachten, aus: Johann Alexander Boener: Des Heil: Röm: Reichs Stadt Nürnberg Zierde. Bestehend in Geist- und Weltlichen Gebäuden, anmuthigen Plätzen und Prospecten inn- und auser derselben; wie auch Kleider, Trachten, Handwerks Umzügen und unter Ihrer bottmäßigkeit habenden Landschafften. Herausgegeben von Johann Alexander Boener, Kunsthändler in Nürnberg. [Nürnberg] 1702.

Foto: Archiv Manfred Welker.

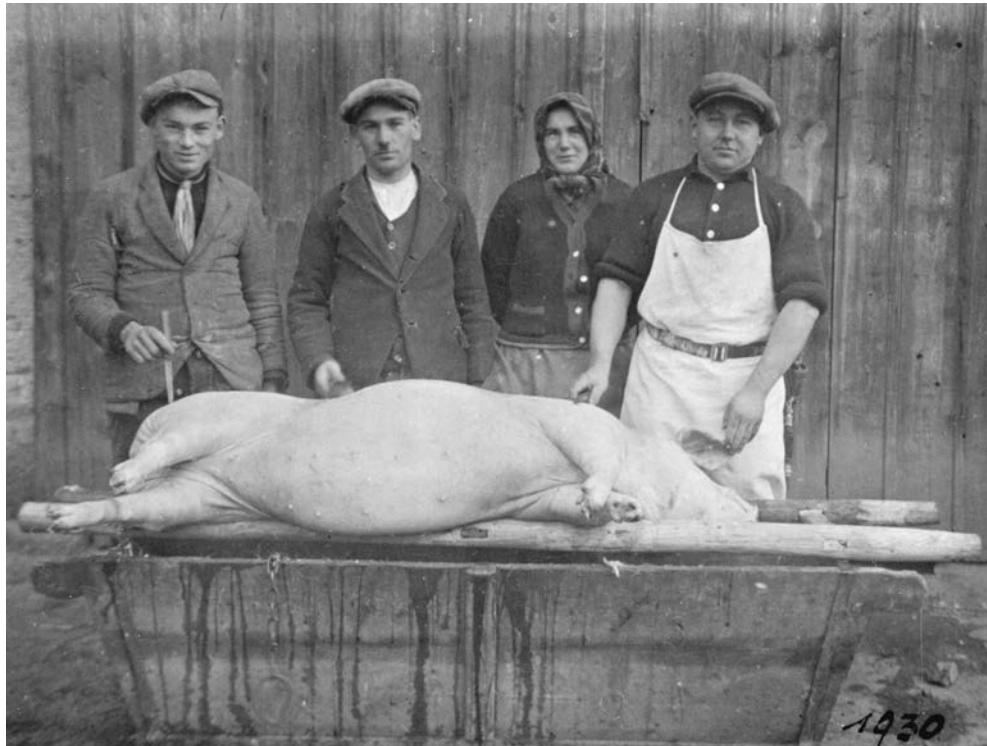


Abb. 2: Konrad Gulden (rechts) bei einer Hausschlachtung in Niederndorf 1930.

Foto: Archiv Hans Fink.

zen etc. des Fleisches für feinen roten und weißen Preßsack, sowie die Blutwürste. Das aufgefangene Blut musste der Wurstmasse für die Blutwurst und den Preßsack zugegeben werden. Besonders die Herstellung von Wurstfülle, des Bräts, verlangte die Heranziehung von Hilfskräften. „Ich stehe hier und schneide Speck...“, lautete daher das Motto. Nachdem der Speck teilweise gegessen, teilweise aber auch für die Würste weiterverarbeitet worden war, kamen die ganzen schmackhaften Sachen in den siedenden Wurstkessel.

Den Höhepunkt des Schlachtfestes stellten gekochtes Schweinefleisch, Leber- und Blutwürste, Sauerkraut, fränkische Klöße und gut gefüllte Bierkrüge für die Helfer

dar. Denn während die Männer die Arbeiten in der Wurstküche erledigten, hatte die Bäuerin in der Küche Klöße und Gemüse als Beigaben für den leckeren Braten hergerichtet.

Beim Mittagessen, das erst ziemlich spät eingenommen wurde, konnte jeder so viel essen, wie er wollte. Auch für Bier in Flaschen oder im Fass war bestens gesorgt, weil das viele Versuchen und Würzen durstig machte! Jeder, der „zufällig“ ins Haus kam, wurde eingeladen, am Essen teilzunehmen. Meist benötigte der Metzger die Zeit von 7 Uhr bis ca. 13 Uhr und konnte also am frühen Nachmittag seine Arbeit abschließen.

Waren die Würste fertig, begann das

Austragen. Oft wurden bis zu zehn Häuser mit der Schlachtschüssel und der Wurstsuppe bedacht, was natürlich auf Gegenseitigkeit beruhte. Denn das nächste Mal war dann der Nachbar mit dem Schlachten dran. Auch der Pfarrer, der Lehrer und die Ordensschwestern erhielten eine nahrhafte Sendung. Preßsack, Blutwurst, Leberwurst und Bratwürste wurden zur Haltbarmachung teilweise auch geräuchert.

„Wärschd kratz'n“ zum Abschluss der Arbeit

Am Abend, wenn die Arbeit abgeschlossen und die Aufräumarbeiten erledigt waren, wurde es gemütlich. Verwandte und



Abb. 3: Aufgehängte Schweinsblasen künden von einer Schlachtschüssel.

Foto: Archiv Manfred Welker.

Bekannte kamen, aßen und tranken, spielten Karten und sangen bis in die späte Nacht.

Dann kam auch der Zeitpunkt für das „Wärschd kratz'n“. Dabei handelt es sich um einen Volksbrauch, der sich nicht bei Tag und in der großen Öffentlichkeit abspielte, sondern im Abenddunkel und in dem Haus, in dem am Morgen ein Bortentier sein fettes Leben ausgehaut hat.

Bei den Akteuren handelte es sich meist um Leute, die zu dem Haus, in dem geschlachtet wurde, in näherer Beziehung standen. Diese taten sich zusammen, legten allerlei Verkleidungen und Larven an und sprachen am Abend in dem betreffenden Hause vor. Auf einmal ging die Haustür auf, Musik ertönte, und der wunderliche Zug der sogenannten „Wärschd-kratzer“ betrat das Zimmer. Ein beliebter Spruch dazu lautete:

*„Ich hab gherd, ihr habd gschlachd
und habd so große Wärschd gmachd.
Gebd uns nur die langa,
die kurzen laßder hänga.
Gebd uns nur des Fleisch,
die Gnochn, die g'her'n eich.“⁵*

Voraus ging die Musik, meist eine Ziehharmonika, gefolgt von allerhand Volk, die durch Larven unkenntlich gemacht waren. Ein lustiges Treiben begann. Die Musik lockte meistens noch andere Jugendliche an, und ein lebhaftes Gewoge herrschte in der Stube. Das Tanzbein wurde geschwungen, komische Vorträge und Lieder ließen keine Langeweile aufkommen. Inzwischen versuchte man sich an der Demaskierung der „Wärschd-kratzer“, was aber nicht immer gelang. Manchmal wurden nach einer gewissen Zeit die Masken abgelegt, und der hungrige Magen kam zu seinem Recht. Dazu gab es Bier, Wein und Schnaps. Tanz, Vorträge, Essen und Trinken lösten einander ab, und nur zu bald begann für die



Abb. 4: Lustige Gesellschaft beim „Wärschd kratz'n“ in der Stube von Moritz Gumbmann in Niederdorf, 1930/1932. Kunigunda Gumbmann (vorne rechts) und ihre Töchter Maria (Mitte), Babette (ganz links) sowie Margarethe (vorne links) mit den „Wärschdkratzern“.

Foto: Archiv Manfred Welker.

„Wärschdkratzer“ der neue Tag. In einer mitgebrachten Schüssel wurden noch Würste, Fleisch, Kraut und Klöße verstaut, und mit einem Tusch verließen die lustigen Gäste das Haus. Oftmals wurden im Wirtshaus die mitgegebenen Bestandteile der Schlachtschüssel dann noch gemeinsam verzehrt.⁶

Der Niederndorfer Hans Fink (Jahrgang 1931) erinnert sich an eine weitere Variante, die er um 1950 selbst erlebt hat. Zu sechst machte sich eine Truppe zum Anwesen seines Verwandten Thomas Fink (Peter-Fleischmann-Straße 4) auf, wo ein Schwein geschlachtet worden war. Die lustige Gesellschaft blieb außerhalb des Hau-

ses stehen. Es wurde an das Fenster geklopft und als dieses geöffnet wurde, reckte man an einer langen Bohnenstange ein Behältnis zum Fenster hinein.⁷ Diese wurde dann von den Hausbewohnern nach Belieben mit milden Gaben, d.h. verschiedenen Würsten, beschickt. Nach dem erfolgreichen Beutezug begab sich die Truppe in ein Gasthaus in Niederndorf, wo das Fleisch und die Würste verspeist wurden. Als nach dem Krieg die Bezugsmarken für die Beschaffung von Lebensmitteln nicht mehr nötig waren, hörte auch dieser Brauch in Niederndorf zu existieren auf. Jeder hatte genug zu essen und konnte sich nach Belieben damit eindecken.⁸

Verbreitung in Franken und Ausprägungen

Auch in Eckenberg (Ortsteil von Emskirchen) wurde dieser Brauch gepflegt. Hans Gießberger hat 1919 einen Spruch dazu mitgeteilt bekommen. Wenn beim Nachbarn Schlachtfest war, ging man zu ihm „Würste kratzen“. Man langte mit einem Stock zum Fenster hinein und sprach:

„Hier reck’ ich meinen Spieß,
ein Würstlein ist mir g’wieß.“⁹

In Weingarts lauteten die Sprüche, die Lehrer Heinrich Rink in den 1930er Jahren dokumentieren konnte, folgendermaßen:

„Recka, recka Spieß,
a Wörstla is’ ma gwiß,
die häng ma na a Stange,
a großa und a klana!“

„Mir ham ghört, Ihr habt gschlacht,
und habt recht gute Wörscht gmacht,
mir san Mannres acht, mir san vom Sta-
grobm
und möchte a gern wos hom!“

„Ich hab ghört, Ihr habt gschlacht,
und habt recht große Wörscht gmacht,
gebt uns bloß die langa,
die kurzen laßt Ihr hanga!“¹⁰

In Oberfranken wurde der Brauch als „Spiaslarecka“ tituliert, der Ablauf war ähnlich. Auch dort wollte der Nachbar am Schlachttag teilhaben. „Er reckt heute kei-
nen Spieß mehr heischend in die Stube, wie
vor eh“, konnte Ludwig Waldweber zu Be-
ginn der 1930er Jahre feststellen. Er hatte

das Vorgehen vereinfacht und stellte einen Eimer vor die Haustür. Darin war ein Zettel mit der Aufschrift: „*Ihr habt geschlachtet ein Schwein – mir bilden uns ein, daß dieses Schwein auch für uns sollt sein.*“ Dieser Eimer wurde vor der Haustüre platziert und angeklopft. Danach verschwand der Bittsteller im Nachtdunkel. Die Hausfrau oder der Hausherr öffneten die Tür und brachten den Eimer in das Haus. Gefüllt mit Sauerkraut, darauf Leberwürste gelegt, ganz obenauf ein durchwachsenes Stück von der Schulter, so wurde er wieder vor die Haustüre gestellt, wo ihn der Nachbar möglichst unerkannt abholte.¹¹

Die Hausschlachtung ist inzwischen fast ausgestorben. Das Kesselfleischessen bei der fränkischen Kerwa stößt aber immer auf eine sehr gute Resonanz.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition, aber auch neuerer Zeitgeschichte. So hat er das Verhältnis von katholischer Kirche und den NS-Machthabern in Herzogenaurach aufgearbeitet. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Ortschaften-Verzeichnis für den Freistaat Bayern. Nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 und dem Gebietsstand vom 1. Januar 1928. München 1928, Sp. 1078.
- 2 Ergebnisse der Milchleistungsprüfung im Bereich des Leistungsamtes Nürnberg – Landkreis Höchstadt a.A., Kontrolljahr 1941. [Nürnberg 1942], S. 70/71.
- 3 Ebd., S. 71.
- 4 Frdl. Mitteilung von Anni Mirschberger v. 21.08.2018.
- 5 Pf[ister], E[rnst]: Vom Wurstfahren, in: Der Fränkische Schatzgräber. Heimatkundliche Beilage zum „Forchheimer Tagblatt“. 7. Jg., Nr. 1. Forchheim 1929, S. 6; ähnlich aus Langenselbach überliefert.
- 6 So der Ablauf in Niederndorf. Vergleichbar auch im Hollfelder Land. Siehe H. R.: Die „Werschtfahrer“ im Hollfelder Land, in: Die Fränkische Schweiz. Zeitschrift des Fränkische Schweiz Vereins. Nr. 1. Streitberg 1927, S. 14/15.
- 7 Mögel, Willy: Der Schlachttopf geht um, in: Fränkische Heimat. 8. Jg. Nürnberg 1929, S. 222, beschreibt diese Variante auch für Württembergisch-Franken.
- 8 Frdl. Mitteilung von Hans Fink v. 31.10.2003 u. v. 22.8.2018.
- 9 Volkskundliche Erinnerungen eines alten Eckenbergers. Nach einer handschriftlichen Vorlage mitgeteilt von Hans Gießberger, in: Erlanger Heimatblätter 1919, Nr. 45, S. 177/178.
- 10 Rink, [Heinrich]: „Recka, recka Spies!“, in: Die Fränkische Schweiz. Zeitschrift des Fränkische Schweiz Vereins. Nr. 6. Streitberg 1933, S. 94.
- 11 Waldweber, Lud.: 's Spiaslarecka, in: Fränkische Heimat (Vereinigte Zeitschriften „Fränkische Monatshefte“ & „Mein Frankenland“). 12. Jg. Nürnberg 1933, S. 238.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte an, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – de Gruyter Oldenbourg – Elmar Hahn Verlag – Frankenbund – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Rebecca Hügger

„Frankenbund.de“ – die neue Website des FRANKENBUNDES

Der FRANKENBUND verfügt seit Kurzem über eine neue Internetpräsenz mit moderner Optik, intuitiver Navigation, Information und Austausch für Vereinsmitglieder und jene, die es werden wollen.

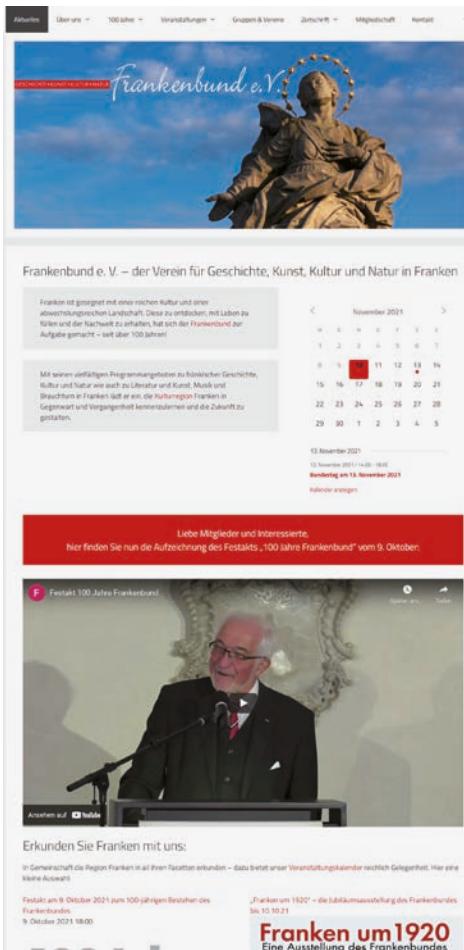


Abb. 1: Die Startseite des neuen Internetauftritts des FRANKENBUNDES.

Über ein Jahr arbeitete Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen zusammen mit Markus Krenzer, IT-Experte aus der Gruppe Heidenfeld, intensiv an einem zeitgemäßen Auftritt des FRANKENBUNDES im Netz. Einige Monate vor der Veröffentlichung kam Rebecca Hügger als Medienbeauftragte des Vereins unterstützend hinzu. Nun können Mitglieder und Interessierte anhand der acht Menüpunkte mühelos durch alle Be lange und Themenfelder navigieren; stets unter der Ägide der Patrona Franconiae oben im „Header“ jeder Seite, die dem Nutzer mit einem Klick zurück zur Startseite verhilft.

Mit dem Relaunch, der neuen und verbesserten Gestaltung, wurde die Website „frankenbund.de“ zu einem noch effektiveren Instrument der Öffentlichkeitsarbeit des FRANKENBUNDES. Die Optimierung hinsichtlich der Sehgewohnheiten im Netz und ausführliche Informationen zu allen Belangen sorgen für mehr Aufmerksamkeit; sie stehen nun allen Vereinsangehörigen und potenziellen Neumitgliedern sowie allen Interessierten zur Verfügung.

Generell erschließt sich mit einer gut aufgebauten Website die Möglichkeit, alle Inhalte in einen sinnvollen Kontext zu rücken und dabei dem Betrachter seinen eigenen persönlichen Nutzen und Mehrwert zu vermitteln, den ihm der FRANKENBUND zu bieten vermag. Durch die ständige Abrufbarkeit und das responsive Design (optimierte Abrufbarkeit auf kleineren Geräten wie Smartphones) finden

sich sämtliche Inhalte nachhaltig präsentiert; nachhaltig gerade in unserer Zeit, wenn Informationsvermittlung in Präsenz nicht selbstverständlich ist und nachhaltig auch im Vergleich mit Printprodukten. Das gilt ebenso für die vereinfachte Option der Kontaktaufnahme mit der Bundesgeschäftsstelle oder mit den angegliederten Gruppen und Vereinen. Ganz konkret werden beispielsweise die Veranstaltungen aller Teile des FRANKENBUNDES gebündelt; stets unter Angabe von Treffpunkt, Kosten, Inhalt, Dauer, Anmeldeoptionen und weiteren Kerninformationen. Änderungen können spontan in die Seite eingepflegt und zugänglich gemacht werden.

Überdies eignet sich die moderne Internetpräsenz hervorragend für die Positionierung als ernstzunehmende Entität über den regional-kulturellen Bereich hinaus. Sie fungiert als Aushängeschild; Erstbesuchern bietet sich ein zeitgemäßer erster Eindruck: ästhetisch ansprechend, strukturiert, professionell, somit leicht zu erkunden und glaubwürdig.

Da die Möglichkeiten der Öffentlichkeitsarbeit und ebenso der internen Kommunikation im Internet mit einer Website noch nicht erschöpft sind, wurden bereits jetzt auch andere Internetpräsenzen für den FRANKENBUND erschlossen. Mit einem Videomitschnitt vom kompletten Festakt zum 100-jährigen Jubiläum werden Seitenbesucher derzeit begrüßt, was nur mit der Eröffnung eines YouTube-Kanals, wo das umfangreiche Video eingespeist und anschließend in die Website eingebettet werden konnte, möglich war. „Google my Business“ wurde überdies in Betrieb genommen, wodurch der FRANKENBUND in „Google Maps“ auftaucht und erste Informationen als „Knowledge

The screenshot shows a section titled 'Überregionale Veranstaltungen' (Overregional events). It includes three main items:

- Fränkischer Thementag:** A thumbnail image of a person's hand raised, with text describing it as a 'Fränkische Thementag' (Franconian Thementag) event. It's described as a 'Fest der Fränkischen Kultur' (Festival of Franconian culture) held every two years.
- Orgelwanderung:** A thumbnail image of an ornate organ, with text describing it as an 'Orgelwanderung' (organ walk) through Franconia. It's described as a 'Fest der Orgel' (Festival of the organ) held every two years.
- Mainschiffahrt:** A thumbnail image of a long boat on the water, with text describing it as a 'Mainschiffahrt' (Main river cruise). It's described as a 'Fest der Mainlandschaft' (Festival of the Main landscape) held every two years.

Abb. 2: Die Seite mit den Hinweisen auf überregionale Veranstaltungen.

Box“ nun immer rechts neben den Suchergebnissen für alle erscheint, die „Frankenbund“ o.ä. in die Google-Suchmaschine eintippen (dieselbe Funktion wurde für die Suchmaschine „Bing“ initialisiert). Diese „Box“ wiederum speist sich teilweise aus Informationen von „Wikipedia“, wo der FRANKENBUND einen aktualisierten Auftritt erhielt. All diese Kanäle verbessern die Auffindbarkeit der neuen Seite im Netz (das „Ranking“ in den Suchergebnissen) und ermöglichen Suchenden einen schnellen Zugang zu verschiedenen Vereinsinhalten. Damit ist die Ausgangsbasis für eine große Reichweite durch die Mittel des Internets geschaffen.

Übersichtlich gliedert sich die Navigation in acht Menüpunkte auf; zum Teil noch in weitere Unterpunkte:

- Aktuelles
- Über uns
- 100 Jahre
- Veranstaltungen
- Gruppen und Vereine
- Zeitschrift
- Mitgliedschaft
- Kontakt

Je nach Intention des Besuchs findet sich unter den Themenblöcken alles Wissenswerte sowie Verweise bzw. Verlinkungen zu weiteren Informationen.

Einladend und zweckmäßig zugleich steht oben auf der **Startseite** „frankenbund.de‘ sowohl eine Kurzvorstellung des FRANKENBUNDES als auch ein interaktiver monatlicher Terminkalender, in dem alle bevorstehenden Termine rot markiert sind. Ein wenig heruntergescrollt erscheinen aktuelle und vergangene Veranstaltungen als Beiträge mit Bild, die zum Anklicken und Weiterlesen einladen. Dazwischen finden sich Videos dieser Veranstaltungen. Gerade in der momentanen Situation ist eine Nutzung dieser digitalen Mittel sinnvoll, um die Teilhabe jener, die den Festakten und Vorträgen nicht live beiwohnen können oder wollen, zu gewährleisten. Natürlich darf auch die Vereinszeitschrift *FRANKENLAND* nicht fehlen, deren aktuelle Ausgabe schon hier beworben wird.

Unter „**Über uns**‘ begrüßt unser 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer die Leser direkt. Hier stellt sich der FRANKENBUND e.V. in seinen Facetten „Geschichte, Kunst, Kultur, Natur‘ vor. Die Gründungsziele sind genauso nachzulesen wie die Satzung und die Liste der Mitglieder der aktuellen Bundesleitung. Um den richtigen Kontext für den FRANKENBUND herzustellen, finden sich in dieser Sektion auch die Historie des Vereins und Erörte-

rungen über die Rolle Frankens als „Kulturregion‘ in Europa.

,1920–2020. 100 Jahre Frankenbund‘ erhält als wichtiges Vereinsjubiläum einen eigenen Menüpunkt und wird entsprechend mit dem Geleitwort Dr. Paul Beinhofers eröffnet. Multimedial geht es auch hier zu: Als Podcast steht ein von Professor Helmut Flachenecker geleitetes Podiumsgespräch über Franken um 1920 zur Verfügung, die Enthüllung der Gedenkplakette im Oktober 2020 gar als Video. Überdies findet auch die Ausstellung „Franken um 1920‘ hier ihren Platz.

Bereits weiter oben wurde skizziert, dass **Veranstaltungen** einen wichtigen Platz auf der Website einnehmen; im entsprechend Menüpunkt gegliedert in „Veranstaltungskalender‘ und „Überregionale Veranstaltungen‘. Unter Weiterem werden sich Rückblicke der veranstaltenden Gruppen in Wort und Bild finden, sobald die Durchführung von Veranstaltungen wieder möglich sein wird.

Auf der Unterseite „**Gruppen und Vereine‘** ist eine ansprechende Auflistung eben jener zu finden; immer mit einem Klick ist die Informationsseite der jeweiligen regionalen Zusammenschlüsse erreichbar. Ein geleitet wird dieser Teilbereich von einer eigens angefertigten Landkarte, auf der sämtliche Gruppen und Vereine des FRANKENBUNDES mit Legende verzeichnet sind.

Der **Zeitschrift** *FRANKENLAND* als viel rezipiertes Medium von überregionaler Bedeutung widmet sich ein eigener Navigationspunkt. Das klassische Printmedium, das dem FRANKENBUND seit langem als Forum der Information und Kommunikation dient, steht in keinerlei Widerspruch zur neu eröffneten Online-Präsenz – ganz im Gegenteil erschließt sich der Zeitschrift mit der Website eine zusätz-

liche Werbeplattform für das *FRANKENLAND*. Es sind die Zusammenfassungen der aktuellen und älteren Ausgaben hier zu finden, Kurzvorstellung und Historisches sowie alle Möglichkeiten, das *FRANKENLAND* zu abonnieren oder ein Einzelheft zu erwerben.

Unter dem Menüpunkt „**Mitgliedschaft**“ werden die verschiedenen Formen der Mitgliedschaft im FRANKENBUND übersichtlich präsentiert: Je Stichpunkt kann ein Ausklapptext geöffnet und dort das entsprechende PDF-Dokument zur Anmeldung heruntergeladen werden. Auch hier wird noch einmal die Möglichkeit angeboten, Zugriff auf Unterlagen für das (Geschenk-) Abonnement des *FRANKENLANDES* zu erhalten. Auf der **Kontaktseite** werden abschließend die wichtigsten Adressen und Links vermittelt.

Noch ein Tipp zum Schluss: Nutzen Sie das Lupenzeichen zur Suche spezieller Themen, um alle Erwähnungen Ihres Suchbegriffs in einer übersichtlichen Liste aufgezeigt zu bekommen.

Rebecca Hümmer ist an der Universität Würzburg magistrierte Archäologin und Kunsthistorikerin. Beruflich spezialisierte sie sich auf den Bereich PR/Öffentlichkeitsarbeit mit Schwerpunkt auf Online-Marketing. 2015 gründete sie die Agentur „hümmer kommunikation“. Seit Anfang des Jahres 2021 ist sie Medienbeauftragte des FRANKENBUNDES. Ihre Anschrift lautet: Grombühlstraße 11, 97080 Würzburg, E-Mail: mail@huemmer-kommunikation.de.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Karl Heinz Martini: **Goethe und die Egloffsteins in Weimar. Fränkische Adelige im klassischen Weimar.** Würzburg [Verlag Königshausen & Neumann] 2020; ISBN 978-3-8260-7018-1, 392 S., 44,80 Euro.

Ein prächtiges Buch legt Karl Heinz Martini vor. Darin wendet er sich äußerst leserfreundlich an sein Publikum, um gewissenhaft und gründlich viele Informationen aus dem biographischen, historischen und literarischen Füllhorn auszubreiten. „Goethe und die Egloffsteins in Weimar. Fränkische Adelige im klassischen Weimar“ ist einprägsam geschrieben, mit sprechenden Zitaten angereichert, übersichtlich durchgestaltet – und erweist sich als eine unverzichtbare Ergänzung im Kosmos der Goethe-Darstellungen. Denn es enthüllt das „*bisher übersehene Mosaik von fast 500 Kontakten*“ des Dichterfürsten mit der Adelsfamilie aus der „Fränkischen Schweiz“.

Das Werk lädt zu detaillierter, abschnittsweiser Beschäftigung mit Besinnungspausen ein. Es handelt von den persönlichen Begegnungen im privaten und gesellschaftlichen Umfeld der fränkischen Kleinadeligen mit dem nobilitierten Minister und Dichter, auch vom Getriebe in höfischen Kreisen des (Groß-)Herzogtums Weimar, dessen Kulturleistungen sich ab 1775 bis heute zum „Weltgespräch“ aufschwangen.

Mit klug durchgeplanter und sicherer Führung seiner Leserschaft gelingt es dem Autor, einen mühelosen Spagat vom Individuellen in die großen kulturellen und politischen Zusammenhänge des guten Jahrhunderts zwischen 1768 und 1869 zu vollziehen. Dabei würdigt er pointiert die epochalen Wechselfälle ab der „Morgenröte“ Weimars (Wieland, Goethe) hin über die Turbulenzen in Europa durch das

revolutionäre und napoleonische Frankreich bis zur Metternich'schen Restauration. Zwar herrscht überall Faktizität; aber deren Überborden vermeidet der Autor durch entschiedenen Zuschnitt auf seine spezielle Thematik.

Drohender Verwirrung durch die vielen auftretenden Personen beugt der Verfasser konsequent vor, indem er die Methode der knappen steckbriefartigen bzw. stichwirthaften Wiederholung von Namen und Ereignissen nutzt, auf die optische Einprägsamkeit (häufiger Fettdruck) setzt und als keine Fragen mehr offen lassende Quintessenz im Anhang ein kommentiertes 31-seitiges Register von 340 Namen liefert. Sichere Einordnung ist somit gewährleistet!

Als Hauptaktion arbeitet Martini die nachhaltig fruchtende positive Wirkung am Hof Anna Amalias und Carl Augusts heraus, sobald Goethe auftrat, um dort sein Leben lang zu bleiben. Im herzoglichen Blickfeld und Wohlwollen bewegt sich auch Caroline von Aufseß, die mit ihrem Ehemann Gottlob von Egloffstein aus dem bescheidenen Schlösschen Heckenhof auf der nördlichen Frankenalb nach Weimar zog. Elf weitere Verwandte folgten; die Männer dieses „*Egloffsteiniums*“ in Weimarischen Diensten als Staatsbeamte oder Militärs, die Damen als kulturell hellwache Gesellschafterinnen und – zugegeben – in rückhaltloser, oft schwärmerischer Bewunderung des Dichters.

Vieles aus dessen Leben ist zur Genüge bekannt, aber der Umgang mit den Egloffsteiner Damen verleiht Goethes Persönlichkeit neue Charakteristika. Er war der Gebende, soweit es seine Poesie, seine Theaterkompetenz und seine Gedankenwelt betraf, auch soweit er sich zur Förderung der talentierten Malerin Julie von Egloffstein verpflichtet sah. Er war der Neh-

mende im anregenden Gespräch mit den „Kindern“ aus Franken, in seiner Genugtuung über deren Patenschaft für seine Enkel, in seiner insgeheim und eher verschämt gewählten väterlichen Rolle, die Fürsorglichkeit, behutsame Kritik und verhaltene Stolz einschloss. Das bekundete Bedauern der Egloffsteinerinnen anlässlich der Brandkatastrophe des Weimarer Hoftheaters 1825, die ihn existenziell traf, brachte ihm dankbar empfundenen Trost.

Die fast 500 Begegnungen dokumentiert der Autor kurz, doch akribisch, aus den von ihm sorgsam gemusterten Quellen, die das breite Spektrum zwischen Alltäglichem und Tiefgründigem abdecken. Oft entsteht aus dem Nacheinander des Faktischen allein die Atmosphäre einer entfernten Zeit. Exemplarisch nachzuprüfen, ist dies am Kapitel „Tod Anna Amalias“, noch eindrücklicher am Großabschnitt „Beginn der intensiven Beziehungen Goethes zu den Egloffsteins“, dem Zentrum des Buches.

Sympathisch ist, dass der Verfasser die aus eigener beharrlicher Forschertätigkeit resultierenden Präzisierungen (Carolines Geburtstag!) und Richtigstellungen unaufdringlich einbringt. Sachlichkeit ist seine Devise; nur manchmal lässt er – mit den Adjektiven „schön“ u. „wunderbar“ – seine Begeisterung für das Thema aufblitzen.

Den Haupttext hat er in ein nützliches Tableau von Voraus-, Hintergrund- und Zusatzinformationen eingebettet, deren Zwecksetzung sich sofort erschließt – sei es bei den Textpassagen aus anspruchsvoller Heimatliteratur (August Sieghardt, Hans Max von Aufseß), in den Schaubildern oder tabellarischen Übersichten. Diese Beigaben entfalten keine zentrifugale Wirkung, sondern verstärken den Zusammenschnitt des Ganzen. Daher passt es gut, dass das Buch seine Einstimmung und

seinen Ausklang in der Peripherie ansiedelt: Es beginnt mit dem Versteck Aufseß-Heckenhof und wirft am Ende einen erheiternden Blick auf die Bier-Szene, denn Carolines Schlösschen ist heute als „Kathi-Bräu“ Kultstätte der Motorradfahrer.

So zieht sich ein Bogen von einstiger landadeliger Abgeschiedenheit über die wirkmächtige Kultur Weimars und die europäische Großmachtpolitik bis in die heutige ‚Idylle‘ parkender Motorräder. Mit 46 sachverständig ausgewählten und treffend platzierten meist farbigen Abbildungen ist das Werk ansprechend ausgestattet. Solch ein Buch zu schaffen, war gewiss der nun erfüllte Lebenstraum des Autors.

Siegfried Ziegler

Hartwig Behr: **Zur Geschichte des Nationalsozialismus im Altkreis Mergentheim 1918–1949**. Mit einem Geleitwort v. Prof. Dr. Thomas Schnabel.: Niederstetten [Günther Emigs Literatur-Betrieb] 2020; ISBN 978-3-948371-64-7, geb., Fadenheftung, 335 S., 54 Abb., 18 Euro.

Der Autor des vorliegenden Bandes, Hartwig Behr (geb. 1943 in Uetersen, Schleswig-Holstein, lange Jahre Gymnasiallehrer am Deutschordens-Gymnasium in Bad Mergentheim), hat sich in den zurückliegenden Jahrzehnten mit diversen Vorträgen, Artikeln, Aufsatz- und Buchpublikationen als ein äußerst produktiver Forscher zur Geschichte der Region Hohenlohe-Franken bzw. spezieller noch des Taubertals einen Namen gemacht. In den letzten Jahren ist Behr in der Region auch durch das Auffinden und die historische Auswertung von lange verschollenen Finanzamtsakten hervorgetreten, anhand derer er die finanzamts-bürokratische Entrechtung der jüdischen Bevölkerung in der Zeit des Na-

tionalsozialismus in und um Mergentheim detailliert belegen konnte.

Das bevorzugte methodische Vorgehen Behrs besteht in der Archivrecherche vor Ort, dem Aufspüren bislang in der Forschung unberücksichtigt gebliebener Quellen und deren Auswertung. Vom kleinen Ortsarchiv bis hin zum Bundesarchiv reicht dabei die Spannweite seiner Recherchen. Hartwig Behrs große Verdienste um die regionale Geschichtsschreibung wurden vom Land Baden-Württemberg im Jahre 2017 durch die Verleihung der Heimatmedaille gewürdigt.

Ein bevorzugter Gegenstand seines historischen Arbeitens war und ist bei all seinen Forschungen das Judentum, wie es über Jahrhunderte hinweg in dieser Region bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts heimisch war. Angestoßen wurde diese Beschäftigung mit dem Judentum wohl insbesondere durch das Erschrecken über die Ereignisse im sogenannten „Dritten Reich“. Behr hat hier bereits sehr früh festgestellt, dass schon 1933, also kurz nach der sogenannten „Machtergreifung“ Ende Januar, die Region von Juden-Pogromen und anderen schlimmen Ereignissen betroffen war. Im Fokus standen dabei vor allen Dingen die Geschehnisse vom März 1933, als sich in Hohenlohe-Franken der brutale Terror der braunen Horden durch staatliche Instanzen weitgehend ungehemmt austobte und etwa in Creglingen mit Hermann Stern und Arnold Rosenfeld die beiden reichsweit ersten jüdischen Todesopfer im sogenannten „Dritten Reich“ zu verzeichnen waren (vgl. die Buch-Publikation „Vom Leben und Sterben. Juden in Creglingen. Würzburg 1999 bzw. 2. Aufl. 2001). Vor Jahrzehnten entstand in diesem Forschungskontext gemeinsam mit Claus Peter Mühleck, dem ehemaligen Redaktionsleiter der Tauber-

Zeitung in Bad Mergentheim, auch schon der Plan, die Geschichte des Altkreises Mergentheim während der Zeit des Nationalsozialismus differenzierter aufzuarbeiten, etwas was bislang noch in der Forschungslandschaft fehlt(e). Leider konnte dieser gemeinsame Plan durch den viel zu frühen Tod Mühlecks im Jahre 2012 nicht realisiert werden. So musste sich Hartwig Behr notgedrungen die letzten Jahre alleine an die Abfassung des geplanten Werkes machen, das er nun der Öffentlichkeit präsentieren konnte und in dem er auch auf die in den letzten Jahrzehnten erarbeiteten eigenen Forschungsergebnisse zurückgreift, wie er sie in diversen Vorträgen, Aufsätzen und auch Büchern schon vorgelegt hat.

Das Werk weist folgende inhaltliche Struktur auf: Nach dem von Thomas Schnabel, dem ehemaligen Direktor des Stuttgarter „Hauses der Geschichte“, verfassten „Geleitwort“ folgt eine profunde Einleitung durch den Autor (S. 15–19), in welcher er den Leser in den nachfolgenden Text einführt. Er sieht in diesem Rahmen auch bislang vorliegende Ortsdarstellungen aus der Region Mergentheim und erhebt, ob sie sich denn überhaupt mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen. Bei nicht wenigen dieser Ortschroniken ist dies bedauerlicherweise überhaupt nicht der Fall, bzw. es wird nur eine sehr selektive Darstellung ausgewählter Aspekte geboten. Dem sucht Behr seinen eigenen Ansatz gegenüberzustellen. Ihm geht es u.a. um die „*Besonderheiten bei Wahlen im Kreis, Organisation des Staates und der Partei nach 1933, Gewalt gegenüber Menschen mit unangepasstem Verhalten, Konflikte zwischen den Kirchen und nationalsozialistischen Institutionen, Brutalität gegenüber Zwangsarbeitern*“ (S. 18) – und damit um Defizite bisheriger Forschungsarbeit. Intendiert

ist in der Sicht des Autors bei alledem „*ein Lesebuch für historisch Interessierte im ehemaligen Kreis Mergentheim*“, welches „*Lücken*“ ausfüllt, die „*es mit Sicherheit gab und noch immer gibt*“ (S. 19).

Den Hauptteil des Werkes gliedert der Autor in insgesamt fünf Abschnitte: 1. 1918–1930/31 Vom Krieg bis zum ersten verstärkten Auftreten der Nationalsozialisten im Oberamt (S. 20–69), 2. 1932–1934 Machtergreifung (S. 71–120), 3. 1933–1939 Aspekte des Lebens unter der NS-Diktatur (S. 121–181), 4. 1939–1945 Der Krieg: Siege in der Ferne und die Niederlage im Bezirk (S. 183–237) u. 5. 1945–1949 Von der Besetzung durch die Amerikaner bis zur Bildung der Bundesrepublik (S. 239–298).

Auf gut zwanzig Seiten schließen sich an den Textteil dann die mehr als fünfzig Abbildungen aus dem Privatarchiv des Autors an (S. 299–323), die gleichsam ‚intime‘ Einblicke in diese Zeit im Altkreis Mergentheim geben, wie sie sicherlich bislang noch nicht in dieser kompakten Form publiziert worden sind. Ein „Nachwort“, der Hinweis auf die verwendeten „Quellen und Literatur“, eine Danksagung sowie Informationen zur Person des Autors runden den Band ab.

Nun ist es in einer naturgemäß umfangmäßig limitierten Rezension nicht möglich, für die Leser den Inhalt komprimiert wiederzugeben. So müssen an dieser Stelle einige wenige Schlaglichter genügen. Um den zumindest partiell auch biographisch ausgerichteten Ansatz des Autors zu verdeutlichen, sei hier der Blick des Lesers paradigmatisch auf zwei biographische Skizzen des Bandes gelenkt, eine auf Seiten der Täter, die andere auf Seiten der Opfer.

Der wohl mächtigste nationalsozialistische Partefunktionär im Kreis Mergentheim war der Zeichenlehrer an der örtli-

chen Realschule wie auch am Progymnasium Reinhold Seiz (Behr schildert das Leben von Seiz bis zur Machtergreifung auf den S. 61–66 seines Buches). 1894 in Aalen geboren, begann er ab 1913 nach einer kurzen Verwaltungstätigkeit ein Kunstgewerbestudium an der Königlichen Kunstakademie in Stuttgart. Am Ende des Ersten Weltkrieges wurde er noch als Soldat eingesetzt. 1919 konnte er in Stuttgart als Kriegsteilnehmer eine Art Not-Reifeprüfung mit der Qualifikation „genügend“ beenden, was ihm den Zugang zu einem Studium der Kunst und Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Stuttgart ermöglichte, das er 1924 beendete. Ab 1924/25 wirkte er dann im Schuldienst in Bad Mergentheim, wo er relativ schnell Anerkennung fand und im Jahr 1927 auch Elisabeth Schlör, die Tochter des dortigen Oberamtmannes, ehelichte. Im Oktober 1931 trat er der NSDAP bei und startete so seine regionale Parteikarriere. Schnell profilierte er sich als besonders aggressiver Vertreter des Nationalsozialismus, der sich nicht scheute, sich mit den lokalen Honoratioren, etwa dem Bürgermeister der Stadt, anzulegen (so beschimpfte er im Oktober 1931 den Mergentheimer Bürgermeister Dr. Brönnner mit den Worten: „*Halten Sie endlich Ihr Maul mit ihren ewigen Wortbrüchen!*“; vgl. S. 61) und auch sehr deutliche antisemitische Töne anschlug. Schon im Dezember 1931 wurde er für die NSDAP in den Gemeinderat gewählt. Mit der Installation als Kreisleiter und der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Januar 1933 wurde die Macht von Reinhold Seiz im Kreis Mergentheim gleichsam absolut. Von seiner Tätigkeit als Studienrat war er unter Beibehaltung der Bezüge freigestellt und konnte zwischen 1933 und 1945 im Kreis Mergentheim fast nach Belieben schalten und

walten. Wie rücksichtslos, ja brutal er seine Macht einsetzte, erläutert Behr an vielen Stellen seines Werks. Als sich die Niederlage Deutschlands im Frühjahr 1945 abzeichnete, setzte sich Seiz in Richtung Alpen ab. Sein Leben endete im Mai 1945 in Vorarlberg.

Den besonders eindrücklichen Fall eines bzw. wohl richtiger mehrerer Opfer schildert der Autor auf den S. 212–216 des Buches. Der polnische Zwangsarbeiter Boleslaw Galus, einer von mehr als 6.300 Zwangsarbeitern während des Krieges im Kreis Mergentheim und schon Ende 1939 zum Einsatz vor Ort gekommen, freundete sich an seinem Arbeitsort Bronn mit zwei jungen deutschen Frauen, Paula Nicklas und Maria Löwenguth, an, von denen die erstere schwanger wurde. Der Bronner Ortsgruppenleiter denunzierte sie bei Kreisleiter Seiz, der wiederum die Gestapo einschaltete. Im August 1940 wurde Galus verhaftet; über verschiedene Gefängnisse landete er schließlich im Konzentrationslager Welzheim. Er bekam keinen ordentlichen Gerichtsprozess, sondern wurde auf administrativem Wege durch das Reichssicherheitshauptamt wegen Verstoßes gegen das Rassengesetz zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde in Gegenwart anderer polnischer Zwangsarbeiter, die man zur Abschreckung zur Hinrichtung abkommandiert hatte, sowie u.a. auch des Kreisleiters Seiz am 27. Juni 1941 vollstreckt. Die beiden jungen Frauen landeten nach demütigender Behandlung und einem unwürdigen Gerichtsverfahren in Ellwangen wegen Rassenschande (der Vorwurf lautete, „sich in ehrvergessener Weise mit Polen eingelassen“ zu haben) ebenfalls im Konzentrationslager, und zwar in Ravensbrück, was Maria nicht überlebte. Der aus der Beziehung hervorgegangene Sohn wurde einer Pflegefamilie in Creglingen

übergeben. Der Autor bietet mit solchen und ähnlichen Schicksalen bedrückende Einsichten in das brutale und menschenverachtende Alltagsleben im sogenannten „Dritten Reich“, wobei dieses Alltagsleben immer wieder auch rückgekoppelt wird an die großen weltpolitischen Ereignisse der Zeit.

Als Fazit kann der Rezensent festhalten, dass damit eine äußerst fundiert gearbeitete Darstellung der Zeit des Nationalsozialismus und ihrer Vor- und Nachgeschichte im Altkreis Mergentheim vorliegt, die sowohl den Blick auf die Opfer wie aber auch auf die Täter nicht vernachlässigt. Immer wieder stellt Behr das Schicksal von Einzelindividuen in den Fokus seiner historischen Analysen. So entstehen dichte und für den Leser eindrückliche Bilder von Lebensschicksalen der Menschen dieser Region während der Zeit des Nationalsozialismus.

Der Band sollte in keiner öffentlichen Bibliothek der Region fehlen, ebenso wenig wie in privaten Bücherschränken, zumal auch der vom Verlag offerierte Verkaufspreis von 18 Euro bei mehr als 300 Seiten inklusive reichem Bildmaterial fast schon ‚Schnäppchen‘-Charakter hat. Insbesondere in Schulen empfiehlt er sich zur Lektüre für die nachwachsenden Generationen, worauf etwa auch Thomas Schnabel in seinem „Geleitwort“ hinweist. Der Verfasser hat wohl bewusst auch auf einen aufwendigen und für manchen vielleicht abschreckenden wissenschaftlichen Anmerkungsapparat verzichtet, um vor allen Dingen die historisch interessierten Laien anzusprechen und so eine breite Rezeption zu erreichen. Gewünscht hätte sich der Rezensent ein Personen- und vielleicht auch noch ein Ortsregister, welche eine vertiefte Lektüre hätten weiter unterstützen können. Hilfreich für den Leser sind

aber auch die zahlreichen Abbildungen in dem Band (insgesamt mehr als fünfzig, nahezu ausschließlich aus dem reichhaltigen Privatarchiv des Autors), die den Text und seine Thesen in sinnvoller Weise ergänzen und illustrieren. Besonders sei betont, dass bei der Lektüre immer wieder bewusst wird, dass das beschriebene Geschehen nichts ist, was für uns in historischer Ferne liegt; denn unser aller (Groß-)Eltern waren wohl in diese Ereignisse verstrickt, manche mehr, manche weniger, aber irgendwie doch alle. Ohne dieses Verstrickt-Sein aller hätte wahrscheinlich die verhängnisvolle Geschichte, die schließlich nicht nur den Altkreis Bad Mergentheim, sondern ganz Deutschland und Europa wie auch die übrige Welt grundstürzend verändert und ins Unglück gestürzt hat, so nicht ablaufen können.

Horst F. Rupp

Ärztlicher Kreisverband Bamberg (Hrsg.): **Bamberger Medizingeschichten. Medizingeschichtlicher Rundgang durch Bamberg.** Bamberg [Heinrichs-Verlag] 2020; ISBN 978-3-89889-229-2, 188 S., Festeinbd., 16,90 Euro.

Bei der oberfränkischen Stadt Bamberg, die seit 1993 als Weltkulturerbe in die Liste der UNESCO eingetragen ist, denken viele Leute wahrscheinlich an den mittelalterlichen Dom, barocke Prachtarchitektur oder eine vielfältige Biertradition. Während anderen vielleicht noch die Bamberger Symphoniker, Basketball oder kulinarische Genüsse in den Sinn kommen, dürften die wenigsten jedoch Bamberg mit Medizin und Medizingeschichte in Verbindung bringen. Dabei hat die geschichtsträchtige Stadt auch auf diesem Gebiet durchaus Denkwürdiges zu bieten, war

Bamberg doch besonders im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert ein wichtiger Brennpunkt für die Entwicklung der modernen Medizin in Deutschland und des öffentlichen Gesundheitswesens in Bayern.

Wer sich für das Thema interessiert oder die Domstadt einmal unter medizinhistorischen Gesichtspunkten erkunden möchte, dem sei das mit Schwarzweiß- und Farabbildungen reich bebilderte Buch „Bamberger Medizingeschichten“ ans Herz gelegt. Für die Herausgabe der Veröffentlichung, die sich ihrer Leserschaft in hochwertiger Ausführung mit Festeinband und Fadenheftung präsentiert, zeichnet der Ärztliche Kreisverband Bamberg verantwortlich, der sich – 1871 gegründet und als Körperschaft des öffentlichen Rechtes gegenwärtig über 900 Mitglieder zählend – als Dienstleister für Patienten, Mitarbeiter in den Praxen und natürlich auch für die Ärzteschaft versteht.

Hervorgegangen ist das ansprechend gestaltete Buch aus dem Wirken des Arbeitskreises Medizin-Geschichte beim Ärztlichen Kreisverband Bamberg, der anlässlich verschiedener Jubiläen (wie etwa dem 150. Todestag von Johann Lukas Schönlein 2014 oder dem 200. von Adalbert Friedrich Marcus 2016) mit einer ganzen Reihe von Aktivitäten seine Arbeit aufnahm und dabei Vorlesungen, Vorträge, Symposien und sonstige Veranstaltungen zu Ehren dieser beiden großen Bamberger Mediziner veranstaltete. Zugleich erstellte er ein Faltblatt „Medizinhistorischer Rundweg Bamberg“, der nicht nur geographisch gemeint war, sondern versuchte, alle medizingeschichtlichen Orte Bambergs zu erfassen. Darauf aufbauend entstand schließlich das vorliegende Buch zur Bamberger Medizingeschichte.

An dem gut 180 Seiten starken Werk, zu dem der Erzbischof Lud-

wig Schick, MdL Melanie Huml (seinerzeitige Bayerische Staatsministerin für Gesundheit und Pflege) und Georg Knoblach (Erster Vorsitzender des Ärztlichen Kreisverbandes Bamberg) ein Vorwort beisteuerten, haben 18 namhafte Autorinnen und Autoren verschiedener Fachrichtungen mitgewirkt, die in knapp 30 Beiträgen vielfältige Themen zur Bamberger Medizingeschichte – auch solche, die bisher nicht oder wenig bekannt waren – anschaulich beleuchten und in Wort und Bild lebendig werden lassen.

Das Spektrum der Darstellung, deren zeitlicher Rahmen mit dem Zweiten Weltkrieg (1939–1945) endet und damit rund tausend Jahre umfasst, reicht dabei vom frühesten Dokument der Klostermedizin aus dem abendländischen Frühmittelalter, dem „Lorscher Arzneibuch“ der Staatsbibliothek Bamberg im UNESCO-Register „Memory of the World“, über Medizinerpersönlichkeiten, Barbiere, Apotheker und jüdische Ärzte bis hin zu den Physikatsberichten des 19. Jahrhunderts im Kontext der bayerischen Gerichtsärzte, die durch eine Betrachtung kunsthistorischer Objekte mit Bezug zur Heilkunde, wie etwa dem Grab Kaiser Heinrichs II. im Dom oder dem „Himmelsgarten“ in der Klosterkirche St. Michael, ergänzt werden. Vorgestellt werden schließlich auch die historischen Krankenanstalten und Badestuben in Bamberg einschließlich der Lazarette in den beiden Weltkriegen, die Schwesternhäuser beziehungsweise das Beginenwesen und ihr Beitrag zur Krankenpflege sowie die Geschichte der Bamberger Hebamenschule, Entbindungsanstalt und Frauenklinik.

Zur Bedeutung und Intention des Buches schreibt Georg Knoblach in seinem Vorwort unter anderem: „Es soll natürlich Merk-Würdiges weitertragen, es soll uns aber auch zeigen, wie wichtig es für den Arzt ist,

sich im entscheidenden Augenblick zu wehren und unsere Berufsehre gegen die Widrigkeiten der Zeit zu verteidigen.“ Insbesondere mit Blick auf die Ärzteschaft fährt er sodann weiter fort: „Marcus, Schölein, Heinkelmann, Lobenhoffer und viele andere Kollegen, die vor uns in dieser schönen Stadt gewirkt haben, sollten uns immer Vorbild sein, wie wir unser ärztliches Handeln leben: nicht als Job, sondern als Berufung mit der Verpflichtung, Krankheiten nicht nur zu behandeln, sondern auch deren Ursachen zu erkennen und zu bekämpfen, selbst wenn diese in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen begründet sind“ (S. 7).

Insgesamt betrachtet belegen die „Bamberger Medizingeschichten“ eindrucksvoll, dass die Heilkunde in Bamberg schon seit jeher einen hohen Stellenwert hat. Zugleich verdeutlichen sie auch, wie lang und mühsam der Weg in die medizinische Gegenwart war, wobei weder ideologisch begründete Greuel noch dem Zeitgeist geschuldete medizinische Verirrungen ausgeblendet werden. Sofern sich jemand in das eine oder andere Thema vertiefen möchte, kann er dabei auf das zu jedem Beitrag gesondert gefertigte Literaturverzeichnis mit weiterführenden Hinweisen zurückgreifen.

Zur praktischen Nutzung für einen „Medizingeschichtlichen Rundgang durch Bamberg“ hätte es sich unterdessen für Einheimische wie Fremde angeboten, dem Buch eine Karte von Bamberg beizufügen, in dem die vorgestellten Handlungsorte eingetragen sind. Unabhängig hiervon kann man dem Ärztlichen Kreisverband Bamberg zu dem gelungenen Buch nur gratulieren und eine große Leserschaft wünschen, hat die Veröffentlichung doch ein in der Bamberger Geschichtsschreibung bislang viel zu wenig beachtetes Thema ins rechte Licht gerückt. *Hubert Kolling*

Johannes Schellakowsky

100 Jahre FRANKENBUND Festakt und Staatsempfang auf der Festung Marienberg

„Das Frankenland als selbstbewusste Region in der Mitte Deutschlands und Europas stärken und sichtbar machen“, mit diesen Worten umriss der 1. Bundesvorsitzende, Regierungspräsident a.D. Dr. Paul Beinhofer, anlässlich des Festaktes zum 100-jährigen Bestehen des FRANKENBUNDES im Museum für Franken auf der Würzburger Festung Marienberg am 9. Oktober 2021 dessen Aufgabenstellung und Zielsetzungen. Im Namen der Bundesleitung und der aktuell über 6.200 Mitglieder, die in 30 Gruppen in allen drei fränkischen Regierungsbezirken organisiert sind, begrüßte Dr. Beinhofer vor zahlreichen geladenen Gästen die Bayerische Staatsministerin für Digitales, Judith Gerlach, MdL, die in Vertretung von Ministerpräsident Dr. Markus Söder gekommen war und dem FRANKENBUND zum 100-jährigen Gründungsjubiläum die herzlichsten Glückwünsche und Grüße der Bayerischen Staatsregierung überbrachte. An den Festakt im würdevollen Rahmen der Schönbornhalle des Museums für Franken schloss sich ein Staatsempfang an, zu dem die Bayerische Staatsregierung geladen hatte.

Im Rahmen seiner Begrüßungsansprache erinnerte der 1. Bundesvorsitzende an die historischen Rahmenbedingungen der Gründung des FRANKENBUNDES in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg durch den Bamberger Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider. In einer Zeit „tiefgreifender Verunsicherung“ in der Gesellschaft nach der Urkatastrophe des Ersten Weltkrieges wurde die überparteilich und überkonfessionell angelegte Vereinsgründung von einer



Abb. 1: Der 1. Bundesvorsitzende während seiner Begrüßungsansprache anlässlich des Festaktes 100 Jahre FRANKENBUND.

Foto: Johannes Schellakowsky.

breiten zivilgesellschaftlichen Initiative künftig das kulturelle Erbe Frankens und seiner Landesteile pflegen und eine gemeinsame fränkische Identität entwickeln, um – wie es sein Gründer formulierte – „die vielen Entwurzelten [...] wieder zu Heimatmenschen [zu] machen.“ Dabei sollten die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung an ein breites Publikum vermittelt werden, um das Wissen und die Kenntnis über die Bedeutung Frankens zu erweitern und die eigene Heimat zu erschließen.

So sei es auch „kein Zufall, dass der Begriff ‚Heimat‘ in jüngster Zeit angesichts der fortschreitenden Globalisierung über alle Parteigrenzen hinweg eine neue Wertschätzung erfährt“, stellte Dr. Beinhofer heraus. Mit zahlreichen, wissenschaftlich fundierten Ange-

boten bringe der FRANKENBUND, der mit seinen lokalen und regionalen Gruppen dezentral organisiert sei, die Geschichte und Kultur Frankens einem breiten Publikum und allen Altersgruppen näher. Zudem leiste er einen wichtigen Beitrag „auf dem gemeinsamen Weg in eine hoffentlich friedvolle Zukunft in einem Europa der Regionen, das dem [...] wieder aufkeimenden Nationalismus keine Chance bietet.“



Abb. 2: Die Bayerische Staatsministerin für Digitales, Judith Gerlach, MdL, vertrat den Ministerpräsidenten auf der Jubiläumsveranstaltung. Foto: Johannes Schellakowsky.

„Wenn es den FRANKENBUND nicht schon seit 100 Jahren gäbe, müsste ihn ein Franke schleunigst erfinden“, betonte die Bayerische Staatsministerin für Digitales, Judith Gerlach, MdL, eine gebürtige Würzburgerin, in ihrer Ansprache. Mit seiner Arbeit auf dem Gebiet der Kultur und Heimatpflege leiste der FRANKENBUND einen wichtigen Beitrag zur Stärkung der regionalen Identität und somit für „die gesellschaftliche Stabilität in unserem Lande“. Die Stärkung des Heimatgefühls durch die Pflege der Kultur und die Weitergabe der Tradition habe eine besondere Bedeutung, um Veränderungsprozesse aktiv zu gestalten. „Heimat ist da, wo ich verstanden werde“, hob die Staatsministerin hervor und verwies auf die Herausbildung einer eigenen fränkischen Identität, die gerade auch im Bereich des Vereinslebens durch digitale Instrumente unterstützt und gefördert werden könne. „In den Vereinen ist die Digitalisierung heute ein ‚must have‘“, forderte Staats-

ministerin Gerlach, um neue Zielgruppen anzusprechen und neue Kommunikationsstrukturen zu etablieren. Mit der Gratulation zum 100-jährigen Jubiläum des FRANKENBUNDES verband sie zugleich den Dank an alle, die sich über Jahre hinweg ehrenamtlich für die Ziele der Vereinigung eingesetzt haben und wünschte dem FRANKENBUND und seiner Arbeit weiterhin viel Erfolg.

Der Erlanger Historiker Professor Dr. Werner Blessing, der 2. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, der sich in zahlreichen Publikationen mit der Geschichte des FRANKENBUNDES befasst hat, erinnerte an das historische Umfeld, in dem der FRANKENBUND gegründet wurde, und die wegweisenden Ideen und Ansätze seiner charismatischen, aber nicht unumstrittenen Gründergestalt Dr. Peter Schneider. Als moderne Vereinsgründung schuf der FRANKENBUND einen politisch wie weltanschaulich „neutralen Begegnungs- und Handlungsraum“, in dem erfolgreich anspruchsvolle Bildungsarbeit geleistet werden konnte, in der aber auch aufgrund der Heterogenität der verschiedenen Gruppen eine gewisse „Konfliktlatenz“ vorhanden war. Als bürgerliche, christlich fundierte und konservativ-liberale Vereinigung zielte der FRANKENBUND auf eine „Erziehung zum Frankentum“ – eine Formulierung, die heute durchaus kritisch und ambivalent zu deuten ist. Der politische Bruch, der sich mit dem Jahr 1933 auch für den FRANKENBUND verband, und die „Geschichte verdrängter Verführung“ nach



Abb. 3: Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof führte durch die von ihr kuratierte Ausstellung „Franken um 1920“.

Foto: Bayerisches Staatsministerium für Digitales.

2020 und ein Lebkuchenpräsent mit dem Signet der Jubiläumsfeier. Dr. Beinhofer dankte abschließend allen Rednern, vor allem auch dem Museum für Franken sowie dessen Leiter, Jörg Meißner, für die Unterstützung und die Hilfe bei der Organisation, wie auch der Durchführung des Festaktes.

Bericht über den 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021 in Bamberg

Der aufgrund der Corona-Pandemie in der Teilnehmerzahl reduzierte 91. Bundestag des FRANKENBUNDES fand am 13. November 2021 in Bamberg bei nebligem und feuchtkaltem Wetter statt. Da der sonst am Vormittag übliche Festakt wegen der Infektionslage nicht durchgeführt werden konnte, trafen sich die wenigen zugelassenen Bundesfreunde um 14 Uhr im Foyer des Sitzungssaales des Bamberger Landratsamtes in der Ludwigstraße 23 zu einem Begrüßungsimbiss. Um 15 Uhr begann die Delegiertenversammlung, bei der außer der Bundesleitung für jede der Gruppen des FRANKENBUNDES bzw. der angeschlossenen Vereine jeweils nur ein Vertreter teilnehmen durfte.

1945, die sich partiell in der Anpassung an die Sprache und die Rituale des nationalsozialistischen Regimes zeigte, stellten heute, so unterstrich Professor Blessing abschließend, für die Geschichte des FRANKENBUNDES wichtige Themen dar, mit denen man sich kritisch auseinandersetzen sollte.

Die Festveranstaltung des FRANKENBUNDES, die aufgrund der Corona-Pandemie um ein Jahr hatte verschoben werden müssen und nun mit einer deutlich reduzierten Teilnehmerzahl auf der Festung Marienberg stattfinden konnte, wurde auch für das Internet aufgezeichnet. Das aus der Bayerischen Musikakademie Hammelburg hervorgegangene Fränkische Blechbläserquartett umrahmte die Feier. Das Jubiläum wird begleitet von einer Wanderausstellung „Franken um 1920“, die von der Kuratorin Evelyn Gillmeister-Geisenhof im Rahmen des Festaktes vorgestellt wurde und im Anschluss in ganz Franken zu sehen sein wird. Nach dem Eintrag der Staatsministerin ins Gästebuch überreichte der 1. Bundesvorsitzende Staatsministerin Gerlach den Jahresband der Zeitschrift *FRANKENLAND* aus dem Jahr



Abb. 1: Die Bundesfreunde beim Imbiss vor der Delegiertenversammlung.
Foto: Peter A. Süß.

In seiner Begrüßungsansprache dankte der 1. Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, dem stellvertretenden Landrat und 1. Bürgermeister von Rattelsdorf, Bruno Kellner, für die Möglichkeit, den Bundestag im Landratsamt Bamberg abhalten zu können. Darüber hinaus begrüßte er Bundesfreund Siegfried Stengel, den langjährigen Angehörigen des Oberfränkischen Bezirkstags und ehemaligen Bamberger Kreisrat.

In einem knappen historischen Rückblick gedachte Dr. Beinhofer nochmals der Gründung des FRANKENBUNDES vor 100 Jahren in Würzburg und verwies auf die kurz danach ins Leben gerufene Bamberger Gruppe unseres Vereins. In Bamberg fand dann auch bereits die 2. Jahresversammlung des FRANKENBUNDES am 29. Juli 1922 statt, auf der die erste Bundesverfassung beschlossen wurde. Die Bamberger Sektion zählt heute zu den mitgliederstarken Gruppen des Vereins.

Der 1. Bundesvorsitzende betonte, dass die Gründungsidee des FRANKENBUNDES bis heute zeitgemäß geblieben sei. Dabei stelle es ein Desiderat dar, sich gerade auch mit der „Geschichte verdrängter Verführung“ (Prof. Blessing) in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft zu befassen. Dieser Anforderung wolle sich der Bund stellen. Dennoch, so meinte Dr. Beinhofer, sei aber die Kernaufgabe des FRANKENBUNDES immer noch die gleiche wie vor 100 Jahren. Sie sei sogar aktueller denn je: Die fränkische Identität müsse gestärkt und in ihrer Eigenart erhalten werden, und dies vor allem angesichts der Globalisierung und des erstarkenden Nationalismus in Deutschland und Europa.

In seinem folgenden Grußwort übermittelte der stellvertretende Landrat Bruno Kellner die besten Grüße und Wünsche des Landrats von Bamberg Johann Kalb. Im Kreis des FRANKENBUNDES müsse Bamberg nicht weiter vorgestellt werden; Franken müsse vielmehr seine Fahne hochhalten und seine Identität als Region wahren, ohne Europa aus dem Blick zu verlieren. Abschließend wünschte er der Versammlung einen guten Verlauf und dem FRANKENBUND für die Zukunft alles Gute.

Abb. 2: Die Bundesleitung während der Delegiertenversammlung.

Foto: Peter A. Süß.



Nach diesem Grußwort trat Dr. Beinhofer in die Behandlung der neun Punkte umfassenden Tagesordnung ein. Im Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2020 schilderte der 1. Bundesvorsitzende, dass alle mit Engagement und teilweise umfangreichen Vorbereitungen geplanten Veranstaltungen des Gesamtbundes, nachdem man sie wegen der Entwicklung der Pandemie zunächst zum Teil vom Frühjahr in den Herbst verschoben hatte, ausfallen mussten. Seit dem Ende des Lockdowns im Mai 2021 konnten jedoch einige der Veranstaltungen nachgeholt werden.

Er dankte der Schriftleitung für Ihren Einsatz, die Zeitschrift *FRANKENLAND* trotz der schwierigen Umstände der Corona-Pandemie ohne Einschränkungen in gewohnter Weise zur Publikation gebracht zu haben. Gerade in den Zeiten der Pandemie und wegen des 100-jährigen Jubiläums, dem das Sonderheft 2020 gewidmet war, dürfte der letzte Jahrgang ein wichtiger sein und den Zusammenhalt der Gruppen in einer Phase, in der persönliche Kontakte unmöglich waren, gefördert haben.

Der 1. Bundesvorsitzende bedauerte die Auflösung der FRANKENBUND-Gruppen Aschaffenburg und Augsburg im vergangenen Jahr, gab aber seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Beitrittsplanungen des Heimat- und Kulturvereins „Phönix“ aus Lauda-Königshofen zum Erfolg führen werden. Zum Jahreswechsel 2020/21 zählte der FRANKENBUND 6.121 Mitglieder.

Die Kassen- und Kassenprüfungsberichte wurden vom Bundesschatzmeister, Peter Feuerbach, und Bundesfreund Ernst Petersen vom Historischen Verein Schweinfurt für die kassenprüfenden Gruppen erstattet. Der FRANKENBUND konnte nach einem deutlichen Verlust im Jahr 2019 diesmal eine leichte Mehreinnahme verbuchen, die partiell auch durch den Anfall des Vermögens der beiden aufgelösten Gruppen entstanden ist. Da die Kassenprüfung keine Beanstandungen ergeben hatte, wurden die beiden Berichte kurz diskutiert und daraufhin der Bundesleitung einstimmig die Entlastung erteilt.

Unter Tagesordnungspunkt 5 schlug die Bundesleitung eine Änderung der Satzung vor. In § 22 soll die Bestellung eines Bezirksvorsitzenden für Tauberfranken in den Text aufgenommen werden. Diese Ergänzung wurde von der Delegiertenversammlung einstimmig beschlossen.

Dann erfolgte die anstehende Neuwahl der Bundesleitung, bei der einige neue Kandidaten präsentiert wurden, da sich frühere Amtsträger nicht mehr zur Verfügung stellten. Ausgeschieden sind mit dem 91. Bundestag in Bamberg: der 2. Bundesvorsitzende, Prof. Dr. Werner K. Blessing, der Stellvertretende Bundeschatzmeister, Peter Wesselowsky, sowie die Stellvertretende Bezirksvorsitzende für Unterfranken, Dr. Birgit Speckle. Auch der Bezirksvorsitzende für Oberfranken, Dr. Bernd Nägel, gab zwar diese Funktion ab, bleibt aber als sonstiges Mitglied der Bundesleitung erhalten.

Allen ausscheidenden Mitgliedern der Bundesleitung dankte der 1. Vorsitzende herzlich für ihr Engagement im FRANKENBUND. Besonders würdigte er Professor Blessing, der den FRANKENBUND über viele Jahre wesentlich geprägt habe und dem FRANKENBUND allerdings im Rahmen eines historischen Buchprojektes zu unserem Verein verbunden bleibt. Da Professor Blessing an der Teilnahme am Bundestag verhindert war, wandte er sich in einem persönlichen Grußwort an die Delegierten. Darin unterstrich er, wieviel ihm die Mitarbeit im FRANKENBUND bedeutet habe und wie sehr er auch persönlich davon habe profitieren dürfen. Ebenfalls schlug er Professor Dr. Georg Seiderer von der Universität Erlangen als seinen Nachfolger vor, der sich der Versammlung kurz vorstellte.

Mit Bedauern verabschiedete dann Dr. Beinhofer den Vorsitzenden der Gruppe Marktbreit-Ochsenfurt, Peter Wesselowsky, aus seinem Amt als Stellvertretender Bundesschatzmeister. Er hob hervor, dieser habe wichtige Akzente im FRANKENBUND gesetzt und 2019 in Marktbreit einen geglückten Bundestag organisiert. Dafür sprach der 1. Vorsitzende ihm den Dank aller Bundesfreunde aus und verlieh dem mit der Übergabe eines Kunstwerks von Theophil Steinbrenner Ausdruck.

Sein Nachfolger im Amt soll Bundesfreund Ernst Petersen vom Historischen Verein Schweinfurt werden. Auch dieser präsentierte sich den Mitgliedern persönlich, wobei er seine langjährige Tätig-



Abb. 3: Die Verabschiedung von Bundesfreund Peter Wesselowsky als Stellvertretender Bundesschatzmeister.
Foto: Peter A. Süß.

Abb. 4: Im Sitzungssaal des Bamberger Landratsamtes konnten sich wegen der Pandemie-Bedingungen nur wenige Delegierte versammeln.

Foto: Peter A. Süß.



keit für den uns angeschlossenen Verein als 2. Vorsitzender und Schriftleiter der „Mainleite“ unterstrich, in der er auch Erfahrungen im Arbeitsbereich Finanzen habe sammeln können.

Frau Dr. Speckle bat wegen der Umorganisation der Kulturverwaltung des Bezirks Unterfranken, wo sie beruflich wirkt, und damit verbundener neuer Aufgaben darum, nicht mehr gewählt zu werden. In ihrer Nachfolge schlug die Bundesgeschäftsführerin Frau Rebecca Hümmel vor, mit der sie bei der Entstehung der neuen Internetseite des FRANKENBUNDES gut zusammengearbeitet habe. Frau Hümmel ist Kunsthistorikerin und Inhaberin einer PR-Agentur. Von ihr verspricht man sich eine tatkräftige Mitarbeiter.

Aufgrund einer beruflichen Neuorientierung wünschte auch Dr. Nägel, von seinem Amt entlastet zu werden. Dennoch bleibt er als sonstiges Mitglied weiter in der Bundesleitung tätig. Für ihn soll der Vorsitzende der Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES, Klaus Trendel, den Bezirksvorsitz für Oberfranken übernehmen. Als neuer Bezirksvorsitzender für Tauberfranken kandidierte Dr. Jürgen Gernert vom Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld. Bundesfreund Gernert ist Gymnasiallehrer und Schulleiter in Lauda.

Als Kassenprüfende Gruppen sollen weiterhin die Gruppe Würzburg und die Gruppe des Historischen Vereins Schweinfurt fungieren. Wegen des neuen Stellvertretenden Schatzmeisters, der im Falle der Wahl aus dieser Gruppe stammen würde, plädierte der Schatzmeister jedoch dafür, eine andere Gruppe zu benennen. Da sich aber keine andere anwesende Gruppe dazu bereitfand, belief man es beim genannten Vorschlag.

Diesen Gesamtwahlvorschlag stellte anschließend der zum Wahlleiter bestellte Bundesfreund Wesselowsky in toto zur Abstimmung. Da niemand eine geheime, schriftliche Abstimmung wünschte, konnte per Akklamation gewählt werden: Die neue Bundesleitung für die nächsten zwei Jahre wurde in der eben beschriebenen Form einstimmig

von der Delegiertenversammlung in ihren Ämtern bestätigt. Herr Wesselowsky verband seine Aufgabe als Wahlleiter damit, dem 1. Bundesvorsitzenden und der Bundesgeschäftsführerin für ihre Tätigkeit und Frau Gillmeister-Geisenhof für ihren großen Einsatz im Zusammenhang mit der Jubiläumsausstellung 2020 herzlich zu danken. Zum Schluss dieses Tagesordnungspunktes wies der 1. Bundesvorsitzende darauf hin, dass im Spätjahr 2022 die Bundesgeschäftsführerin, Frau Dr. Bergerhausen, in den Ruhestand treten werde.

Dann stellte die Bundesgeschäftsführerin die bislang geplanten Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2022 vor. Am 14. Mai soll endlich die 2020 und 2021 ausgefallene Orgelwanderung von Stegaurach nach Bamberg und zurück durchgeführt werden. Die verschobene Oberfrankenfahrt nach Werneck, Hammelburg und Bad Kissingen ist nun für den 11. Juni 2022 angesetzt. Am 25. Juni 2022 wird die Bundesbeiratstagung in Ansbach durchgeführt. Zu einem leider noch nicht festgelegten Termin wird der 10. Fränkische Thementag „Feuerwehr“ (Geschichte/Bedeutung) in der Würzburger Feuerwehrschule stattfinden. Den Schlusspunkt im Jahresreigen wird der für den 15. Oktober 2022 vorgesehene 92. Bundestag bilden, der in Lichtenfels abgehalten werden soll. Ab dem Juli 2022 soll im Übrigen die (erweiterte) Wanderausstellung „*Franken um 1920*“ in Aschaffenburg zu sehen sein.

Abschließend betonte die Bundesgeschäftsführerin die Bedeutung unserer neuen Homepage, auf der künftig alle Veranstaltungen aller Gruppen und Vereine direkt zu finden sein werden. Sie dankte Frau Gillmeister-Geisenhof für ihre Mühe bei der Kuratierung der Ausstellung „*Franken um 1920*“ und Herrn Hochstrate für deren Transport von einem Ausstellungsort zum anderen sowie dem Museum für Franken für dessen Unterstützung anlässlich des Festaktes am 9. Oktober 2021.

Unter dem Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ wurde schließlich noch bekannt gegeben, dass künftig die Kosten für das goldene Bundeabzeichen, das laut Satzung für 25-jährige Mitgliedschaft zu verleihen ist, jeweils von den die Ehrung vornehmenden Gruppen selbst zu tragen sein werden. Zum letzten Punkt der Agenda lagen keine Anträge vor. Der Schriftleiter berichtete von der mangelhaften Resonanz auf seine mehrfach erfolgten Anfragen an die einzelnen Gruppen bezüglich einer Vorstellung in der Zeitschrift im Jubiläumsjahr.

Frau Feuerbach erwähnte abschließend die Tatsache, dass Gaibach vom Präsidium des Bayerischen Landtages (auf Empfehlung des wissenschaftlichen Beirates des Projektes) im Oktober 2020 als „Ort der Demokratie“ benannt worden sei. Dies sei ein Ansporn auch für den FRANKENBUND, dieses Bewusstsein zu pflegen. Herr Schellakowsky verwies in diesem Zusammenhang auf die im Jahre 2021 ins Leben gerufene „Stiftung Orte der deutschen Demokratiegeschichte“ des Bundes mit Sitz in Frankfurt am Main, um die Bedeutung dieser Orte für die demokratische Entwicklung in ganz Deutschland noch stärker ins öffentliche Bewusstsein zu rücken und Projekte zu fördern.

Am Ende der Tagung bedankte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Verlauf der Beratungen. Mit guten Wünschen für den Nachhauseweg und die nächste Zeit schloss er den 91. Bundestag des FRANKENBUNDES.

PAS

**Der FRANKENBUND dankt seinem ehemaligen
2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing
und gratuliert zu seinem 80. Geburtstag!**



Abb.: Der 2. Bundesvorsitzende Professor Dr. Werner K. Blessing während des Festaktes „100 Jahre FRANKENBUND“ am 9. Oktober 2021 auf der Festung Marienberg in Würzburg.

Foto: Bayerisches Staatsministerium für Digitales.

den FRANKENBUND wesentlich geprägt, werde uns Gottseidank aber auch zukünftig verbunden belieben.

Da Professor Blessing leider beim Bundestag nicht in Bamberg anwesend sein konnte, wird Dr. Beinhofer den bescheidenen Ausdruck unserer aufrichtigen Dankbarkeit in Form eines Präsents, zu dem alle Mitglieder der Bundesleitung beigesteuert haben, seinem früheren Stellvertreter bei einem Besuch persönlich überreichen.

Am 20. November 2021 konnte Herr Professor Blessing sein 80. Lebensjahr vollenden. Daher sollen die Glückwünsche zu seinem Wiegenfest hier gleich angeschlossen werden. Zu seinem runden Geburtstag möchte ihm die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES und die Schriftleitung zugleich im Namen aller Mitglieder unserer Gruppen und angeschlossenen Vereine auf das Herzlichste gratulieren! Wir wünschen ihm weiterhin beste Gesundheit sowie recht viel Schwung und Lebensfreude. Zugleich hoffen wir für ihn, dass er nun im „Ruhestand“ Zeit und Muße findet, seinen weiteren Interessen nachzugehen und er noch viele Jahre eines glücklichen Lebens im Kreise seiner Familie vor sich haben möge. Dazu begleiten ihn unsere besten Wünsche!

PAS

Auf dem 91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 13. November 2021 in Bamberg schied unser bisheriger 2. Bundesvorsitzender, Herr Universitätsprofessor i.R. Dr. Werner K. Blessing (Erlangen), nach acht langen Jahren verdienstvollen Engagements in dieser Funktion für unsere Vereinigung zur fränkischen Landeskunde und Kulturflege aus dem Amte. Am 84. Bundestag 2013 in Bayreuth hatte er diese Aufgabe übernommen, nachdem Professor Blessing zuvor seit der Bundesbeiratstagung im Oktober 2003 in Herzogenaurach zehn Jahre lang bereits die Funktion des Stellvertretenden Bundesvorsitzenden bekleidet hatte. Somit kann Herr Professor Blessing auf insgesamt 18 Jahre segensreichen Wirkens in leitenden Positionen unseres Vereins zurückblicken, wofür wir ihm großen Dank und Anerkennung schulden.

Diesen wohlverdienten Dank für seinen tatkräftigen Einsatz sprach ihm während der Sitzung der Delegiertenversammlung unser 1. Bundesvorsitzender, Dr. Paul Beinhofer, der betonte, für die gesamte Bundesleitung und alle Bundesfreunde sprechen zu dürfen, von Herzen aus. Professor Blessing habe

Herzlicher Dank an die ausgeschiedenen Mitglieder der Bundesleitung!

Auf dem 91. Bundestag, der am 13. November 2021 in Bamberg tagte, schieden einige Mitglieder aus der Bundesleitung des FRANKENBUNDES aus. Neben dem 2. Bundesvorsitzenden, Prof. Dr. Werner K. Blessing, der an anderer Stelle in diesem *FRANKENLAND*-Heft gewürdigt wird, traten der Stellvertretende Bundeschatzmeister, Peter Wesselowsky, sowie die Stellvertretende Bezirksvorsitzende für Unterfranken, Dr. Birgit Speckle, nicht mehr zur Neuwahl an. Auch der Bezirksvorsitzende für Oberfranken, Dr. Bernd Nägel, gab zwar diese Funktion ab, bleibt aber als sonstiges Mitglied der Bundesleitung erhalten, worüber wir uns freuen.

Bundesfreund Peter Wesselowsky, der dem FRANKENBUND seit 1981 angehört und seit 2007 die Gruppe Marktbreit-Ochsenfurt führt, bekleidete seit 2015 das Amt des Stellvertretenden Bundesschatzmeisters. In dieser Funktion konnte er wichtige Akzente setzen und unterstützte gerade auch im Jubiläumsjahr 2020 die Planungen. Seine kommunikative, liebenswürdige Art trugen zur guten Zusammenarbeit in der Bundesleitung entscheidend bei.

Bundesfreundin Dr. Birgit Speckle war auf dem Bundestag 2017 in Suhl in die Position der Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Unterfranken gewählt worden. Nach vier Jahren in dieser Aufgabe, in der sie sich intensiv in der Arbeit unseres Vereines engagierte, zahlreiche Ideen einbrachte und uns als hervorragende Netzwerkerin diente, musste sie wegen der sie zeitlich stärker fordernden Umorganisation der Kulturverwaltung des Bezirkes Unterfranken ihr Amt leider aufgeben.

Die Bundesleitung bedauert sehr, auf die Expertise und Unterstützung der nun aus der Bundesleitung ausgeschiedenen Mitarbeiter verzichten zu müssen, und dankt ihnen im Namen aller Mitglieder des FRANKENBUNDES sehr herzlich für ihren großen Einsatz für unseren Verein. Wir wünschen ihnen für die Zukunft alles Gute und freuen uns, sie möglichst oft bei Veranstaltungen des FRANKENBUNDES wieder begrüßen zu dürfen!

PAS

Professor Dr. Georg Seiderer – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender!

Auf der Delegiertenversammlung des 91. Bundestags in Bamberg am 13. November 2021 wurde als Nachfolger für den nicht mehr kandidierenden Professor Dr. Werner K. Blessing Professor Dr. Georg Seiderer von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg zu unserem neuen 2. Bundesvorsitzenden gewählt. Sein Vorgänger hatte ihn in seinem Grußwort an den Bundestag mit warmen Worten zur Wahl empfohlen. Damit wird der FRANKENBUND auch weiterhin gute Kontakte zur größten mittelfränkischen Hochschule und zur Wissenschaft pflegen können.

Georg Seiderer kam am 2. September 1961 in Gunzenhausen (Mittelfranken) auf die Welt. Von 1982 bis 1989 studierte er Neuere Geschichte, Mittelalterliche Geschichte,

Philosophie und Psychologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg sowie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und schloss das Studium mit einer Magisterarbeit über Adolph Freiherr von Knigge und die Politisierung der Aufklärung ab. 1995 wurde er in Erlangen bei Prof. Dr. Horst Möller mit einer Arbeit über Formen der Aufklärung in fränkischen Städten. Ansbach, Bamberg und Nürnberg im Vergleich (erschienen in der Schriftenreihe für bayerische Landesgeschichte, München 1997) promoviert.

Anschließend wirkte er von 1995 bis 2002 als wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Assistent am Lehrstuhl von Prof. Dr. Adolf M. Birke an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, wo er sich 2005 mit einer Arbeit über Oesterreichs Neugestaltung, Verfassungspolitik und Verwaltungsreform im österreichischen Neoabsolutismus unter Alexander Bach 1849–1859 (erschienen in den Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie 34, Wien 2015) habilitieren konnte. Seit 2005 war er als Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig und arbeitete in den Jahren 2004 bis 2006 an mehreren Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsprojekten des Stadtarchivs Nürnberg mit. Im Sommersemester 2007 und im Wintersemester 2007/08 vertrat er den Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg.

Zum Sommersemester 2008 erreichte ihn der Ruf auf die Professur für Neuere Bayerische und Fränkische Landesgeschichte und Volkskunde an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Seit Sommersemester 2019 ist er Kommissarischer Leiter des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte. Professor Seiderer hat bislang zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts vorgelegt (vgl. die umfangreiche Liste auf seiner Internetseite bei der Universität Erlangen: <https://www.geschichte.phil.fau.de/person/georg-seiderer/#sprungmarke2>).

Sein weiteres Engagement ist vielgestaltig. So ist er 2. Vorsitzender und Schriftleiter des Historischen Vereins für Mittelfranken (Herausgeber des Jahrbuchs des Historischen Vereins für Mittelfranken sowie der Mittelfränkischen Studien) und Mitglied des Vorstands des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Professor Seiderer wirkt auch als Beiratsmitglied des Jüdischen Museums Franken und des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichte. Außerdem ist er Mitherausgeber des Jahrbuches für fränkische Landesforschung sowie der Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte.

Die Forschungsschwerpunkte Professor Seiderers liegen hauptsächlich im Bereich der Geschichte Frankens und Bayerns im 19. und 20. Jahrhundert, in der Geschichte Fran-



Abb.: Prof. Dr. Georg Seiderer ist der neue 2. Bundesvorsitzende. Foto: Peter A. Süß.

kens und der deutschen Aufklärung im 18. Jahrhundert sowie auf epochenübergreifenden Fragestellungen zu langfristigen Prozessen im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Neben sozial-, geistes- und politikgeschichtlichen Themen gilt sein besonderes Interesse der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, der Stadtgeschichte insbesondere Nürnbergs, der Geschichte der Markgraftümer Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Bayreuth sowie der inneren Entwicklung Bayerns im 19. und 20. Jahrhundert. Da die Ausrichtung der Professur die Fächer Landesgeschichte und Volkskunde/Europäische Ethnologie verbindet, bietet dies die Chance zur interdisziplinären Verknüpfung im Rahmen einer umfassenden Landeskunde Frankens unter dem Aspekt einer auf die Region bezogenen Kulturgeschichte.

Der FRANKENBUND gratuliert Prof. Dr. Georg Seiderer herzlich zur Wahl zum Zweiten Bundesvorsitzenden und dankt ihm für die Bereitschaft, diese verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen. Wir wünschen ihm in seinem neuen Amt viel Freude und Schaffenskraft zum Wohle unserer Vereinigung.

PAS

Die Bundesleitung begrüßt ihre weiteren neuen Mitglieder!

Die Delegiertenversammlung des 91. Bundestag in Bamberg am 13. November 2021 hatte die Aufgabe für die ausgeschiedenen Mitglieder der Bundesleitung neue Amtsträger in den Funktionen des Zweiten Bundesvorsitzenden, des Stellvertretenden Bundes- schatzmeisters sowie des Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Unterfranken zu wählen. Auch das neu geschaffene Amt des Bezirksvorsitzenden für Tauberfranken musste erstmals besetzt werden. Der dazu von der Bundesleitung eingereichte Wahlvorschlag wurde letztlich vom Bundestag einstimmig akzeptiert. Hier möchten wir allen Bundes- freunden im FRANKENBUND die neuen Mitglieder der Bundesleitung kurz vorstellen und sie in der Mitte des Vereinsvorstandes begrüßen.

Da der neue Zweite Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Prof. Dr. Georg Seiderer, in diesem *FRANKENLAND*-Heft in einem eigenen Beitrag präsentiert wird, wollen wir uns an dieser Stelle auf die anderen vier Verantwortungsträger konzentrieren. Wir begrüßen als tatkräftige Unterstützer unserer Vereinsarbeit die folgenden Persönlichkeiten:

Herr **Ernst Petersen** ist der neue Stellvertretende Bundes- schatzmeister. Er ist evangelischer Theologe und war bis 2018 als Religionslehrer an der Schweinfurter Berufsschule tätig. Ehrenamtlich engagiert er sich in unserer Gruppe „Historischer Verein Schweinfurt e.V.“, wo er seit 16 Jahren das Amt des 2. Vorsitzenden bekleidet. Bereits seit 20 Jahren ist er auch der Schriftleiter des vierteljährlich erscheinenden Periodikums „Die Schweinfurter Mainleite“. Durch seine verantwortliche Tätigkeit beim Historischen Verein Scheinfurt ist er mit Vereinsfinanzen vertraut, was ihn gut für seine neue Aufgabe im FRANKENBUND qualifiziert.

Herr **Klaus Trendel** ist der neue Bezirksvorsitzende für Oberfranken. Er ist Diplom- Betriebswirt (FH) und leitet die Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES seit 2020. Seine erste Initiative soll ein informelles Treffen aller oberfränkischen Gruppen – analog

zu den anderen Regionen – sein, um gemeinsame Veranstaltungen zu besprechen und Wege zur Werbung neuer Mitglieder zu finden.

Frau **Rebecca Hümmer M.A.** ist die neue Stellvertretende Bezirksvorsitzende für Unterfranken. Sie ist Archäologin und Kunsthistorikerin und hat sich beruflich auf den Bereich PR/Öffentlichkeitsarbeit mit dem Schwerpunkt „Online-Marketing“ spezialisiert. 2015 gründete sie die Agentur „hümmer kommunikation“ und ist seit Anfang des Jahres 2021 Medienbeauftragte des FRANKENBUNDES.

Herr **Dr. Jürgen Gernert** ist der neue Bezirksvorsitzende für Tauberfranken. Er ist beruflich als Gymnasiallehrer tätig und leitet als Oberstudiendirektor das Martin-Schleyer-Gymnasium in Lauda-Königshofen. Ehrenamtlich betätigt er sich in unserer Gruppe „Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V.“, dessen 1. Vorsitzender er ist. Er stieß mit seinem Verein als erste unserer jungen tauberfränkischen Gruppen bereits 2011 zum FRANKENBUND. Einen besonderen Schwerpunkt seiner Arbeit sieht er in der Pflege der zahlreichen Kleindenkmäler in unserer fränkischen Landschaft.

Die gesamte Bundesleitung dankt den neuen Mitgliedern im Vorstandsgremium für ihre Bereitschaft, sich für unsere Vereinigung engagieren und rege bei den anstehenden Aufgaben und Entscheidungen mitarbeiten zu wollen. Wir hoffen sehr auf ihre guten Ideen und tatkräftigen Einsatz zum Wohle des FRANKENBUNDES und heißen sie alle recht herzlich in der Bundesleitung willkommen!

PAS

Von Frankenbund-Mitgliedern – für Würzburg-Liebhaber!

Würzburg galt früher als Stadt der tausend Madonnen. In seinen Straßen finden sich heute noch 200 Hausmadonnen und 60 Madonnen in Kirchen. In diesem Buch zeigen die Autoren Mariendarstellungen aus der Zeit der Gotik (26), der Blütezeit des Barock und Rokoko (100) sowie in einer bisher noch nicht dokumentierten Zusammenstellung aus dem 20. Jahrhundert 134 weitere Plastiken.

Der Leitfaden (Teil I) erläutert die verschiedenen Stilrichtungen anhand von Beispielen und gibt Auskunft über die Bildhauer und deren Werke. Im zweiten Teil werden die einzelnen Kunstwerke detailliert dargestellt und beschrieben. Alle Objekte sind hierbei in den beigefügten Plänen der Stadtteile in der Reihenfolge eines vorgeschlagenen Spaziergangs nummeriert. Straßenbahn- und Bushaltestellen sind eingezzeichnet.

Gerdi und Willi Kreußer / Karl-Franz Hoffmann

Würzburgs Madonnen

mit Leitfaden und Stadtteil-Plänen

Würzburg [Verlag Königshausen & Neumann GmbH]

2021



Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des Frankenbundes im Jahr 2022

Wir hoffen, dass wir – wenn es die staatlichen Vorgaben zur Eindämmung der Pandemie erlauben – im nächsten Jahr wieder Veranstaltungen anbieten können. Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses des Dezember-Heftes der Zeitschrift *FRANKENLAND* waren die folgenden Veranstaltungen geplant:

14. Mai 2022: Orgelwanderung in Oberfranken: Wanderung von Stegaurach nach Bamberg und wieder zurück; ganztägige Veranstaltung mit Führung durch St. Jakob und Orgelvorführung in der Stegauracher Pfarrkirche.

Wanderleitung und Orgelspiel: Prof. Arno Leicht, Waldbrunn.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 1 – 2022.

11. Juni 2022: Oberfränkische Regionalfahrt von Bamberg nach Werneck mit Besichtigung der von Balthasar Neumann errichteten Schlossanlage, der Musikakademie in Hammelburg und Kuranlage in Bad Kissingen. Angebot für die oberfränkischen Gruppen. Abfahrt in Bamberg mit weiteren Zusteige-Möglichkeiten.

Leitung: Siegfried Stengel, Stegaurach.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 1 – 2022.

25. Juni 2022: Bundesbeiratstagung – eine interne Fortbildungstagung für die Gruppenvorsitzenden und die Bundesleitung; am Vormittag: Besuch der Bayerischen Landesausstellung „Typisch Franken“ in Ansbach; am Nachmittag: kritische Standortbestimmung zur zukünftigen Ausrichtung des Frankenbundes.

15. Oktober 2022: 92. Bundestag in Lichtenfels.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 3 – 2022.

Der Termin für den **10. Fränkischen Thementag: Feuerwehr** stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Er wird in der Feuerwehrschule in Würzburg stattfinden. Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 1 – 2022.

Unsere Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* ist zu Gast:

16. November 2021 – 16. Februar 2022: im Markgrafenmuseum in Ansbach.

2. Juli 2022 – 19. August 2022: im Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg.

INHALT

Zu diesem Heft	3*
----------------------	----

„Bildstöcke in Franken“

Bernd Göbel

Grußwort des Hausherrn des Bildstockzentrums Egenhausen zum virtuellen 9. Thementag des FRANKENBUNDES „Bildstöcke in Franken“ am 24. April 2021	5*
---	----

Aufsätze

Helmut Flachenecker

Bildstöcke in Franken	7*
-----------------------------	----

Wolfgang Schneider

Bildstöcke als Zeugnisse gelebter Frömmigkeit	23*
---	-----

Jochen Ramming

Bildstockpflege durch Wissensvermittlung – Das Fränkische Bildstockzentrum Egenhausen	35*
--	-----

Christoph Sabatzki

Der Umgang mit Bildstöcken in Franken – Steindenkmäler vor Ort erhalten	46*
---	-----

Aktuelles

Gerhard Gollner

23. und 24. Oberfränkische Malertage: Bad Steben 2020 – Pettstadt 2021	56*
--	-----

Bücher zu fränkischen Themen	57*
---	------------

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de
Bernd Göbel	1. Vorsitzender des Historischen Vereins Markt Werneck e.V. Bergsiedlung 19, 97440 Werneck mail@bernd-goebel.de
Gerhard Gollner	Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth gerdgollner@yahoo.de
Ingeborg Höverkamp	Dozentin, Schriftstellerin Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten ingeborg-hoeverkamp@t-online.de
Dr. Peter Kolb	Ltd. Regierungsdirektor i. R. Felix-Dahn-Straße 6, 97072 Würzburg peterkolb@kolb-architektur.de
Adolf Mörtl	Freiberufl. Kunsthistoriker Birkenweg 17, 92637 Weiden a.moertl@gmx.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiontek@gmx.de
Dr. Jochen Ramming M.A.	Volkskundler, Mitinhaber des Kulturbüros frankonzept GbR Schießhausstraße 15, 97072 Würzburg kontakt@frankonzept.de
Christoph Sabatzki	Dipl.-Restaurator beim Fachbereich Stein / Praktische Denkmalpflege: Bau- und Kunstdenkmäler / Referat A V Restaurierung Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf christoph.sabatzki@blfd.bayern.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Wolfgang Schneider M.A.	Diözesankonservator bei der Diözese Würzburg Abteilung Kunst in der Hauptabteilung Bildung und Kultur Sterngasse 16, 97070 Würzburg wolfgang.schneider@bistum-wuerzburg.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger des Landkreises Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

*Liebe Leserinnen und Leser der Zeitschrift
FRANKENLAND!*

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen die informativen und ansprechenden Beiträge des diesjährigen 9. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, der sich den „Bildstöcken in Franken“ widmete. Nachdem in Franken seit jeher, jedoch in den letzten Jahren wieder vermehrt, ein starkes Interesse an diesem Thema zu beobachten ist, was gerade die zahlreiche Literatur zu dieser Materie zu belegen vermag, veranlasste dies den FRANKENBUND schon im Jahr 2019, die Fragestellung der „Bildstöcke in Franken“ für einen künftigen Thementag ins Auge zu fassen. Als Kooperationspartner konnte der FRANKENBUND dazu den „Historischen Verein Markt Werneck e.V.“ unter seinem engagierten 1. Vorsitzenden Bernd Göbel gewinnen, der das Bildstockzentrum in Werneck/Egenhausen betreut.

Ursprünglich hätte dieser Thementag eigentlich bereits im vergangenen Jahr am 7. November in der Marktgemeinde Werneck und eben im Bildstockzentrum in deren Ortsteil Egenhausen stattfinden sollen. Aber damals machte die zweite Welle der Erkrankungen, die der Corona-Pandemie geschuldet waren, unseren Planungen einen kräftigen Strich durch die Rechnung, und die Veranstaltung musste notgedrungen abgesagt werden. Allerdings stand dann leider auch die von der Bundesleitung für den 24. April 2021 organisierte Neuauflage des Thementages unter keinem guten Stern, denn im Frühjahr 2021 grässerte immer noch die Pandemie in ihrer dritten Welle. Deswegen war erneut ein persönliches Treffen von Refe-

renten und Tagungsteilnehmern unmöglich. So sah sich die Bundesleitung letztlich gezwungen, auf die Möglichkeiten zurückzugreifen, die uns die moderne, digitale Technik heutzutage bietet, und den Thementag wenigstens virtuell durchzuführen. Der Erfolg dieses virtuellen Formates spricht für sich: Die als etwa zweieinhalbstündige, kostenlose ZOOM-Konferenz durchgeführte Tagung wurde von über 60 Interessenten besucht, was für einen solchen ersten Versuch sicherlich eine erfreulich hohe Zahl an Teilnehmern darstellt.

Da für die virtuelle Tagung nur der Vormittag zur Verfügung stand, konnte kein ganz so umfangreiches Programm, wie es sonst bei den Fränkischen Thementagen des FRANKENBUNDES üblich ist, angeboten werden. Vielmehr füllten nach den zwei kurzen Begrüßungsreden zu Eingang der virtuellen Konferenz (einerseits durch den wissenschaftlichen Tagungsleiter, Herrn Prof. Dr. Helmut Flachenecker, dem Lehrstuhlinhaber für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg, der die Organisation in gewohnter Qualität übernommen hatte, und andererseits durch den Hausherrn des Bildstockzentrums Egenhausen, Herrn Bernd Göbel) vier etwa halbstündige, längere Beiträge den Morgen und frühen Nachmittag des 24. April.

Die Referate der Fachleute wollten Hintergrundinformationen und Verständnishilfen zur prägenden Bedeutung der Bildstöcke für unsere christliche Kulturlandschaft und zur Ausdeutung der Darstellungen auf ihnen liefern. Die Aufgaben des Bildstockzentrums konnten ebenfalls beleuchtet werden. Über-

dies sollten den Zuhörern auch praktische Hilfestellungen zum rechten Umgang mit Kleindenkmälern und bei der Problematik ihrer Erhaltung gegeben werden. Damit gab es auf der Veranstaltung zwei Grundsatzreferate und zwei an der Praxis orientierte Themenvorträge.

Zu Beginn erläuterte Professor Flachenrecker, dass Bildstöcke unabdingbar zur fränkischen Kulturlandschaft, die ihre christlichen Wurzeln auch in der Gegenwart nicht verbergen kann, gehören und unterstrich deren bereichernden Anteil am Erscheinungsbild unserer Heimat. Im anschließenden Vortrag von Dr. Wolfgang Schneider, der als Diözesankonservator im Bistum Würzburg wirkt, ging es um Bildstöcke als Zeugnisse gelebter Frömmigkeit und ihre Aussagekraft. Denn mittlerweile ist es vielfach nötig, ihre zur Dekoration verwendeten christlichen Motive den Betrachtern zu erläutern, weil es vielen in unserer eher säkular geprägten Zeit oft schwer fällt, deren religiöse Bedeutung zu entschlüsseln.

Im zweiten Teil des Thementages, der einen größeren Praxisbezug aufwies, befasste sich zunächst Dr. Joachim Ramming vom Kulturbüro „FranKonzept“, das vor einigen Jahren für die Entwicklung des Konzepts und die Gestaltung des Bildstockzentrums Egenhausen verantwortlich gezeichnet hatte, mit dem Aspekt der Bildstockpflege durch

Wissensvermittlung vor Ort, wobei sich dies sehr gut am Beispiel des Bildstockzentrums veranschaulichen ließ. Zum Schluss des Vortragsreignens stand die Fragestellung des fachgerechten konservatorischen Umgangs mit Bildstöcken im Blickpunkt der Ausführungen von Herrn Christoph Sabatzki. Der Diplom-Restaurator beim Fachbereich Stein / Praktische Denkmalpflege des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Schloss Seehof erläuterte, wie Steindenkmäler die notwendige Pflege erfahren können und ihre Erhaltung vor Ort möglich ist.

Alle Vorträge und Überlegungen zum Thema, die auf unserem virtuellen Fränkischen Thementag zu hören waren, sind in diesem FRANKENLAND-Heft enthalten. Die Schriftleitung dankt allen Autoren herzlich für Ihre engagierte Mitarbeit und die fristgerechte zur Verfügungstellung der Beiträge.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND einen recht tiefen, vielfältigen Eindruck von der Bedeutung und der Symbolkraft der „Bildstöcke in Franken“ gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und zahlreiche Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

*Ihr
Dr. Peter A. Süß*

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne

*zum Preis von **5,00 Euro** (zzgl. **2,50 Euro** Versandgebühr)
über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES.*

*Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die
Bundesgeschäftsstelle in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06;
E-Mail: info@frankenbund.de.*

Grußwort des Hausherrn des Bildstockzentrums Egenhausen zum virtuellen 9. Thementag des FRANKENBUNDES „Bildstücke in Franken“ am 24. April 2021

Sehr geehrte Veranstaltungsteilnehmer des FRANKENBUNDES,
sehr geehrte Leser der Zeitschrift *FRANKENLAND*!

Mein Name ist Bernd Göbel, und ich möchte Sie sowohl als 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Markt Werneck als auch im Namen des 1. Bürgermeisters des Marktes Werneck, Herrn Sebastian Hauck, sehr herzlich virtuell in Werneck begrüßen. Leider kann die Veranstaltung aufgrund der Gegebenheiten nicht vor Ort stattfinden, und aus diesem Grunde möchte ich Ihnen auf diesem Wege einige Informationen vermitteln.

Unser Historischer Verein feiert in diesem Monat sein 20. Gründungsjubiläum, ist also noch sehr jung und hat etwa 80 Mitglieder. Der Markt Werneck dürfte Ihnen zumindest vom Namen her bekannt sein. Im Jahr 2023 wird Werneck das 800-jährige Jubiläum seiner urkundlichen Ersterwähnung feiern können, prähistorische Funde gehen aber bis in die Zeit des Neolithikums zurück.

Der Markt Werneck ist heute ein Zusammenschluss aus 13 Gemeindeteilen mit etwa 10.000 Einwohnern, den im Wesentlichen zwei Faktoren prägen. Zum einen bestehen hier vier verschiedene Kliniken: Ein Gemeindekrankenhaus und eine Privatklinik sowie eine Orthopädische und eine Psychiatrische Klinik, die beide vom Bezirk Unterfranken betrieben werden. Die beiden letztgenannten Kliniken sind im Bereich des Barockslosses Werneck untergebracht. Damit wären wir schon beim zweiten Werneck prägenden Faktor, nämlich dem bekannten Sommerschloss



der Würzburger Fürstbischöfe, das zwischen 1732 und 1745 von dem berühmten Baumeister Balthasar Neumann errichtet wurde.

Von diesem bemerkenswerten Schloss fällt die Überleitung zum Thema der Veranstaltung „Bildstücke in Franken“ sehr leicht, denn jenes Gebäude wurde, ebenso wie Teile der Würzburger Residenz, mit Sandsteinen aus den Steinbrüchen der Umgebung erbaut. Diese Steinbrüche finden sich in den Gemeindeteilen Eckartshausen,

Rundelshausen, Vasbühl, Schleerieth und Egenhausen. Betrieben wurden sie von vielen lokalen Steinmetzbetrieben. Dementsprechend groß ist auch die Zahl von Kunstwerken aus dem hiesigen Sandstein. So konnte ich bei den Recherchen zu meiner Zulassungsarbeit im Rahmen der Prüfung für das Lehramt an Volksschulen im Jahr 1973 allein in Schleerieth 14, in Zeuzleben 28 und in Egenhausen 35 religiöse Denkmäler wie Bildstöcke, Prozessionsaltäre und Steinkreuze aus diesem Material nachweisen.

Unter diesen Voraussetzungen fiel im Jahr 2010 die Wahl des Standortes für das Fränkische Bildstockzentrum nicht von ungefähr auf den Ort Egenhausen. Da die von mir angerissenen Themen in den fol-

genden Referaten ausführlich beleuchtet werden, möchte ich Sie nach dem Motto, dass eine gute Rede eine kurze Rede sei, hier in Werneck noch einmal begrüßen und sie ermuntern, wenn es wieder möglich ist, sich selbst ein Bild von Werneck, dem Bildstockzentrum und den Bildstöcken zu machen, denn selbst die beste virtuelle Präsentation vermag nicht den Eindruck des Gesamtkunstwerkes von Bildhauerei, Landschaft, Menschen und Gastkultur zu ersetzen. In diesem Sinne: Herzlich willkommen und auf Wiedersehen in Werneck.

Bernd Göbel

1. Vorsitzender des
Historischen Vereins Markt Werneck e.V.



Abb.: Die barocke Sommeracher „Viersäulenmarter“ stammt aus dem Jahr 1700 und steht an der Landstraße in Richtung Volkach. Die beiden Stifter Johann Bartel und Elisabetha Ulrich ließen die Säulen mit üppigen Traub- und Fruchtgehängen verzieren. Die Baldachinform des Bildstocks weist darauf hin, dass er wohl als Altar zum Absetzen des Allerheiligsten während der Flurprozessionen gedient hat.

Foto: Monandowitsch – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Viers%C3%A4ulenmarter#/media/File:Viers%C3%A4ulenmarter_1,_Sommerach.JPG.

Helmut Flachenecker

Bildstöcke in Franken

Bildstöcke gehören unabdingbar zur fränkischen Kulturlandschaft, die ihre christlichen Wurzeln auch in der Gegenwart nicht verbergen kann. Auch wenn natürlich nicht alle von ihnen bis heute überlebt haben und durch Raub bzw. Zerstörung nicht mehr vorhanden sind, so bilden sie doch einen grundlegenden Teil einer christlich geprägten Kulturlandschaft in den katholisch gebliebenen Gebieten Frankens. Flurkreuze am Wegesrand, kleine Kapellen in der Flur oder aufwendig gestaltete Kalvarienberge sowie Kreuzwege finden sich zusätzlich zu den Bildstöcken bis heute. Das Bildstockzentrum Egenhausen bei Werneck erzählt diese eindrucksvolle Geschichte. Damit entstand eine besondere christliche Kulturlandschaft, die nicht nur mit Kirchen und Kapellen die Landschaft prägt, sondern auch mit religiösen Kleinkunstwerken, meist aus Stein, bisweilen auch als Holz bereichert.

Befund

Menschen gestalteten schon immer die natürliche Umgebung, in der sie leben, nach ihren Bedürfnissen um. Sie rodeten die Wälder, machten sie urbar, errichteten Siedlungen und Agrarflächen, Straßen und Wege. Damit entstand eine Infrastruktur, welche die einzelnen Siedlungen miteinander verband. Menschen prägten im Laufe der Geschichte ihre Umgebung auch mit ihren Glaubensvorstellungen durch Kult-

plätze und im christlichen Sinne mit Kirchen und Kapellen.

In den katholisch geprägten Regionen Frankens lassen sich daher eine Menge von Kleindenkmälern finden, welche die jeweilige Kulturlandschaft in besonderer Weise prägen. Damit entsteht eine besondere christliche Kulturlandschaft, die nicht nur mit Kirchen und Kapellen die Landschaft verändert, sondern auch mit religiösen Kleinkunstwerken, meist aus Stein, bisweilen auch als Holz. Dazu gehören seit dem Spätmittelalter viele Bildstöcke und Kapellen sowie seit der Frühen Neuzeit Kreuzwege und Kalvarienberge, welche eine augenfällige christlich-religiöse Note in die Landschaft bringen.¹

Sie wurden nicht nur von den jeweiligen katholischen Landesherren, etwa den Bischöfen von Würzburg, Bamberg oder Eichstätt aufgestellt, sondern auch von vielen Laien, die ihre glaubensmäßigen Grundhaltungen öffentlich zeigen wollten. Dies ist besonders offensichtlich, wenn Bildstöcke und Marterln auf bestimmte Katastrophen im Alltag hinweisen, deren Gefahren man im Glauben an Gott entgangen sei. Daher ist der Standort dieser Kunstwerke sehr mit Bedacht gewählt worden;² er steht in enger Beziehung sowohl zum Stifter als auch zum Grund der Stiftung: die Verehrung sollte sichtbar gemacht und die erwiesene Dankbarkeit dauerhaft in Erinnerung und Gedanken bleiben. Dazu gehörte etwa das Andenken an Verunglückte und Getötete, deren Ort ihres gewaltsamen Endes bereits im Spätmittelalter mit sogenannten Sühnekreuzen markiert worden waren.

Ein Aufschwung bei der Zahl errichteter Bildstöcke lässt sich besonders in der Zeit der katholischen Reform ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts feststellen, auch wenn diese Tradition ebenfalls schon spätmittelalterliche Vorformen kannte. Nun aber waren Bildstöcke nicht nur Ausdrucksformen individueller Glaubenserfahrungen, sondern auch sichtbare Manifestationen des katholischen Konfessionsstaates – in starker Abgrenzung zu protestantischen Gebieten, denn gerade in Franken ist ein sehr kleinräumiges Nebeneinander der Religionen zu finden.

In der Folge des Trierer Konzils (1545–1563) versuchten die katholischen Konfessionsstaaten ihre Herrschaft mit neuen Verehrungsformen – etwa der Förderung von Wallfahrten und Flurprozessionen – bei gleichzeitiger Normierung der Liturgie zu stärken. Diese Frömmigkeitsarten wurden von oben dekretiert und mit Hilfe neuer Orden wie der Kapuziner oder Jesuiten durchgeführt. Auch die protestantischen bzw. calvinistischen Staaten standen mit ihren Kirchenordnungen, wenn auch höchst unterschiedlich in der Ausprägung, jedoch von der Intention her ihren Rivalen in nichts nach. Gleichgültig, ob es nun der lutherische oder der canisische bzw. der heidelbergische Katechismus war, er bedeutete für die Bevölkerung eine wöchentlich wiederkehrende Schulung, besonders im Kinder- und Jugendalter, und damit letztlich eine religiöse Disziplinierung durch permanente Wiederholung.

Gebete, Gesänge und die Anzahl der Kommunionbesuche wurden verordnet und überprüft, Frömmigkeitsformen wie die bereits genannten Prozessionen und Wallfahrten offensiv propagiert. Die katholischen Herzogtümer Bayern oder Jülich, die Hochstifte Köln oder Würzburg

unter Fürstbischof Julius Echter (1573–1617) bieten hierfür eindrucksvolle Beispiele. Die Oberpfalz beispielsweise wurde ab den 1620er Jahren unter großen Anstrengungen vom Calvinismus zum Katholizismus zurückgeführt. Dahinter stand Herzog Maximilian I. (1598–1651). Ähnliches findet sich im Herzogtum Westfalen, das von den Kölner Erzbischöfen aus dem Hause der Wittelsbacher entschieden rekatholisiert wurde.

In jedem dieser Fälle musste die Bevölkerung der alten Religion abschwören und die neue widerspruchslös annehmen. Der vorherrschende Glauben zeigte sich in der Kirchenausstattung und in der Frömmigkeitspraxis. Letztere wurde bis in die Gegenwart hinein von der jeweiligen Amtskirche wie von der Forschung höchst unterschiedlich interpretiert.

Bildstöcke in der Frühen Neuzeit

„Es ist unserm Deutschland ein sehr altes und löbliches Herkommen gewesen, an den offenen Landstraßen gottseelige Bilder uffzurichten, damit die vorüberreisenden dadurch einen Antrieb zu der Gottseeligkeit, und ihrer im Reisen übernommenen Arbeit etzlicher maßen eine Leichterung oder Enthebung empfinden mögten. Welcher Gebrauch denn auch an denjenigen Orthen nicht ohne sonderbaren Nutzen und Frucht bestehet, an welchen der alte Glaub und Religion unverendert erhalten wurd.“³ So charakterisierte der Würzburger Weihbischof Eucharius Sang die Bildstöcke und ihre Funktionen zu Beginn des 17. Jahrhunderts in den katholisch gebliebenen Territorien Deutschlands. Die Errichtung von Gnadenbildern in Bildstöcken wird von Sang als eine weit verbreitete Tradition in den altgläubigen Regionen angesehen. Diese sollten den Reisenden an sei-

nen Glauben bildhaft erinnern, zu einem kurzen Gebet einladen und über den Sinn seines Lebens nachdenken lassen. Zugleich sollten sie helfen, die Strapazen und Gefahren einer Reise im frühen 17. Jahrhundert erträglicher und die weiteren Wege angenehmer zu machen.

Der etwas verengte Zusammenhang zwischen Wallfahrt und Bildstock ist aber älter und wird in einem, Johannes Geiler von Kaysersberg (1455–1510) zugeschriebenen Spruch deutlich, der auf einem Titelblatt eines nach dem Tod Johannes Geilers gedruckten Buches aus dem frühen 16. Jahrhundert steht: „*Bilgerschafft will ich mich pflegen, Vnd zien zum ewigen leben, Ach engel min, mir eben wiß, Den rechten weg mit allen fliß. O christ, din stym hör ich gar wohl, Jherusalem ich suchen sol, Zur port des heils den weg mir melt der bildstock clein in witem feldt.*“⁴ Der kleine Bildstock in agrarischer Umgebung symbolisiert hier den irdischen Wegweiser auf der ewigen Pilgerfahrt zu Christus. Der Pilger wird in dem beigegebenen Bild in der typischen Gewandung eines Wallfahrers dargestellt, während Christus am Eingangstor zum himmlischen Jerusalem steht.

In den drei fränkischen Diözesen Würzburg, Eichstätt und Bamberg sind zwar häufig Bildstöcke zu finden, jedoch sind sie nicht gleichmäßig verteilt, sondern abhängig von der Präsenz der ‚Macher‘ dieser Bildstöcke, nämlich der Steinmetze. Von denen ist allerdings nur selten etwas bekannt.⁵ Dies gilt auch für die Steinbrüche, die das Rohmaterial für die Kunstwerke lieferten.⁶ Im Taubertal, aber auch im Ochsenfurter Gau haben sich sehr viele von ihnen erhalten.⁷ Ferner lassen sich im Gebiet des südlichen Hochstifts Bamberg, im heutigen Landkreis Forchheim, verschiedene Bildstöcke und Martern finden.⁸ Dies gilt auch für den Raum des Oberen Wern-

tals um Egenhausen und Werneck, wo die notwendigen Steinbrüche zur Verfügung standen (und stehen).

Thematische Karten im Bildstockzentrum Egenhausen zeigen die dichte Verteilung von Bildstöcken für das Spätmittelalter: ab dem ausgehenden 15. Jahrhundert, genauer seit 1489, haben sich neun Stein- bzw. Sühnekreuze und Bildstöcke erhalten – ihre Zahl nimmt im 16. und 17. Jahrhundert erheblich zu, besonders seit der Zeit Bischof Julius Echters. Der aktuelle Stand der Gegenwart zeigt, dass die Zeit der Bildstöcke noch nicht vorbei ist, ja dass sogar neue hinzukommen.⁹ Ein vergleichbarer Befund ergibt sich im Umland von Würzburg, wo Herbert Hopf eine beeindruckende Dichte feststellen konnte.¹⁰

Formen

Die Bildstöcke zeichnen sich durch vielfältige Formen aus:

- Sühnekreuze (ab dem 13. Jahrhundert bis nach 1500): grob behauene Steine, meist ohne Inschriften, die schwer einem bestimmten Ereignis oder einer bestimmten Person zuzuordnen sind und deshalb oft die Magie des Geheimnisvoll-Rätselhaften ausstrahlen. In einigen Urkunden wird der Totschläger zu Seelenmessen für den Getöteten, zu Wallfahrten nach Rom oder Aachen und eben zur Errichtung eines Steinkreuzes am Ort des Verbrechens verurteilt. Daneben sind zum Teil lebenslängliche Renten an die Hinterbliebenen zu zahlen.¹¹ Diese Steinkreuze sind also Ausdruck einer individuellen Sühne des Verurteilten, wobei die Obrigkeit darauf achtete, dass diese auch errichtet wurden. Die Erinnerung an Freveltaten, an Mord und Totschlag, hat sich, wie etwa beim Bildstock in Heidings-

feld von 1428, niedergeschlagen,¹² wo an einen Totschlag erinnert wurde. Der Ortspatron, der hl. Laurentius, wird am Sockel abgebildet.¹³ Derartige Erinnerungsformen bleiben auch in der Frühen Neuzeit greifbar.

- Einige Bildstöcke haben auch Wappen: Sie weisen entweder auf einen adeligen Spender hin oder verweisen auf territoriale Grenzen.¹⁴
- Ein Bildstock besitzt in der Regel einen Sockel (rund bzw. oval), eine Säule oder einen Blockpfeiler (Vierkantpfeiler) und eine Ampel an der Spitze. Dabei handelte es sich häufig um vier flache, hochrechteckige Bildnischen. Es konnten aber auch nur zwei oder, besonders bei Blockpfeilern, nur eine Nische sein. Gegebenenfalls befindet sich noch ein Aufsatz in Form eines Stein- oder Eisenkreuzes auf dem Dach.

Die Säule konnte mit Weinlaub und Reben verziert sein. In Großrinderfeld dürfte der sog. Träubele-Bildstock bekannt sein, der im Jahr 1762 von einem Ehepaar („*Bartolomä und Abolonia G.*“) errichtet wurde. Es finden sich noch zwei weitere dieses Typus in der Ortschaft.¹⁵ Im Mergentheimer Raum gibt es eine vergleichbare Säule aus dem Jahre 1676, die heute im dortigen Deutsches Chordensmuseum steht. Eine derartige Bildstocksäule hat sich auch in Forchheim erhalten (um 1690).¹⁶ Auch im Rhön-Grabfeldgebiet kann man eine weitere Säule, die mit Weinreben verziert ist, betrachten. In einem Weinblatt hat sich sogar der Meister des Bildstockes, Jakob Bindrim, 1723 verewigt.¹⁷ Somit sind Bildstöcke mit Weinreben in weiten Teilen Frankens beheimatet.

Eine besondere spätgotische Säulenform befindet sich in Oberstreu bei

Mellrichstadt. Der dortige, 1488 errichtete Bildstock hat ineinander verflochtene Säulen. In den Bildnischen zeigen sich Abbildungen der Kreuzigungsszene, des Schmerzensmanns, der Gottesmutter Maria sowie der hl. Katharina. Außergewöhnlich ist dabei, dass der Aufsatz hier aus „*drei gotischen Fialen mit Kreuzblumen*“ besteht.¹⁸

- Ein hölzerner Bildstock, hier aus der Rhön. Bildstöcke aus Holz waren nicht so lange haltbar wie jene aus Stein. Eine „Bildeiche“ mit dem Erzengel Michael wurde 1933 gestiftet und befindet sich am Ortsrand von Albertshausen.¹⁹
- Flurkreuze, die meist an Weggabelungen anzutreffen sind.

Bildstöcke sind ein vielfältiger Ausdruck einer sowohl obrigkeitlich gesteuerten, als auch auf individuellen Wurzeln fundierten Frömmigkeitsartikulation in der Kulturlandschaft. Bildlich stellen sich zwei ganze Familie unter den Schutz des Kreuzes, die Familien Kriger und Wolz. Der Bildstock von 1626, also zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges entstanden, lässt die einzelnen Familienmitglieder in Stein gemeißelt auftreten.²⁰ Die Familie Lippert mit zwei Erwachsenen und sechs Kindern ist auf einem Bildstock von 1622 in Schwemmelsbach bei Wasserlosen zu bewundern. Die Familie stellt sich unter den Schutz des Kreuzes.²¹ In Großbardorf bei Bad Königshofen zeigt sich eine dreizehnköpfige Familie unter dem Kreuz. Errichtet wurde der Bildstock wohl von den Kindern, die den Tod ihres Vaters Wolf Riter Hofbauer 1594 sowie der Mutter Ursula 1610 betrauerten und ihre Umgebung stets daran erinnern wollten.²² Ebenfalls in demselben Zeitraum, 1626, wurde in Salz ein Bildstock aufgestellt, auf dem links vom auferstandenen Christus

vier Männer und rechts davon vier Frauen dargestellt sind. Die Namen bleiben leider unbekannt.²³

Eine besondere Form, das Sühnekreuz, hat spätmittelalterliche Wurzeln. Es mag in der ein oder anderen Weise bei der Entstehung von Bildstöcken Pate gestanden haben, kann aber das Phänomen der hier vorzustellenden Frömmigkeit nicht in Gänze erklären.

Bildstöcke lassen sich seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert in größerer Zahl bis heute auffinden. Hier seien einige Beispiele genannt: Schwer datierbar – 15. Jahrhundert oder gar 14. Jahrhundert – ist ein Bildstock, der zwischen Bildhausen und Lörieth aufgerichtet wurde. Er muss einen Bezug zum benachbarten Zisterzienserkloster gehabt haben, denn ein Abt kniet vor dem Kruzifixus, unterhalb Mariens, die ihn beschützen sollte.²⁴

In Röttingen steht nun ein – aus ursprünglich Burgerroth stammender – Bildstock mit einer Kreuzigungsszene aus dem Jahre 1463. Die Inschrift gibt irrtümlicherweise bereits für 1462 den Hinweis, dass er vom Würzburger Amtmann Johann Christopher a Nicola renoviert worden sei. Der ursprüngliche Stifter wird gar nicht genannt.²⁵ In Eggolsheim (Lkr. Forchheim) befindet sich ein vierkantiger Bildstock aus der Zeit um 1500. Auf der Stirnseite ist eine Kreuzigungsszene dargestellt, auf der Rückseite Christus als Schmerzensmann, während an den beiden Schmalseiten der hl. Georg bzw. der hl. Laurentius zu erkennen sind.²⁶ Bereits aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt der ebenfalls vierkantige Bildstock aus dem benachbarten Drügendorf, erneut mit der schon bekannten Kreuzigungsszene und Laurentius an der Schmalseite.²⁷ Für Prozessionen bzw. Bittgänge wurden diese Bildstöcke als Ziele angesteuert, weswe-



Abb. 1: Hohenstadt, Jesus an der Martersäule, 1757.
Foto: Verf.

gen sie an wichtigen Durchgangsstraßen standen. Eine berühmte Marter bei Gerlachshausen – das Original steht nun in Sommerach – verweist auf ein Geschehen aus dem Jahr 1511, als der dortige Bürgermeister Heinrich Zorn verstarb. Zu seinem Gedenken wurde dieser prächtige spätgotische Bildstock errichtet.²⁸ In Hohenstadt findet sich ein Bildstock von 1757 mit Christus an der Martersäule.

In Sommerach erhebt sich ein rechteckiger Bildstock aus dem Jahre 1588, gestiftet von Anthonius Sturm, mit einer Kreuzigungsdarstellung und den Aposteln Petrus und Andreas an den Seiten. In

Faulbach bei Miltenberg steht ein Bildstock mit einem Kreuz Christi und der Inschrift, in dem sich der Stifter Johannes Eckhart verewigte, der im Jahr 1595 dieses christliche Zeugnis am Rande einer Straße errichten ließ.²⁹ Der älteste Bildstock auf der Gemarkung Großrinderfeld ragt an der alten Straße nach Tauberbischofsheim auf und stammt aus dem Jahre 1596.

Die Funktionen solcher Gedächtnissteine sind in ihren Intentionen nahezu unerschöpflich. Es sind viele Unglücksfälle, seien es Pestepidemien, Überschwemmungen,



Abb. 2: Sommerach, Kreuzigungsgruppe von 1588 mit dem hl. Petrus.

Foto: Verf.

gen, Unfälle auf dem Feld, verunglückte Kinder und vieles mehr, die zur Aufstellung von Bildstöcken führten. Sie sind Zeichen aus dem Alltag und dem Bedürfnis der Menschen, ihre Sicherheit bei Gott und seinen Heiligen zu suchen.

Auf dem Friedhof in Spalt hat sich ein besonderes Ensemble von zwei Kreuzsteinen, einem Bildstock sowie einer Kapelle erhalten.³⁰ Bei diesem Bildstock handelt es sich um eine Pestäule (wohl Mitte 16. Jhd.). Hierbei wurden keine Bildtafeln gezeigt, sondern die Stele ist ein Behältnis für eine Kerze, das mit Windblenden geschützt war, um ein Verlöschen zu vermeiden. Dieses Licht sollte den vielen Pesttoten, die nicht mehr feierlich auf einem Friedhof beerdigt werden konnten, Trost und Hoffnung spenden.

Statt steinerner Bildstöcke konnten auch einfache Feldkreuze mit einer Erinnerungstafel an entsprechende Ereignisse erinnern: Ein (fast) aktuelles Beispiel wäre ein Feldkreuz am Euerwanger Bühl bei Greding, das von einem Schäfer berichtet, der 1987, zusammen mit seinen Schafen, vom Blitz getroffen wurde.³¹ Oder ein mit einer Inschrift versehenes Steinmaterl, das ebenfalls bei Greding aufzusuchen ist und an den mit seinem Ochsenfuhrwerk tödlich im Flüsschen Schwarzach verunglückten Müllermeister Georg Rohlin erinnert.³² Vergleichbares findet sich in Wichenstein, wo eine Holzmarter aus dem Jahre 1923 daran erinnert, dass sich, wiederum bei einem Fuhrwerksunglück, eine Magd an einer Sense tödlich verletzte.³³ Oder eine Holzmarter aus Obertrubach von 1977 hält die Erinnerung daran wach, als eine Frau ihren Freund nachts aus Versehen erschlug, weil dieser verkleidet war.³⁴

Eine dritte Gruppe umfasst Votivversprechen, d.h. die glückliche Genesung

von einer schweren Krankheit bzw. die nicht mehr erwartete Errettung aus einem Unglück oder aber die unversehrte Rückkehr aus dem Krieg, die mit einem Versprechen des Betroffenen einen positiven Ausgang gefunden hat. Dieses Versprechen musste in Form eines Opfers, etwa Wachskerzen oder Bildstöcke dargebracht werden. Letztere firmieren als steingewordene öffentliche Formen der Danksagung – und als Erinnerung für alle, dass Gott auch in aussichtslosen Lagen hilft.

Eine weitere Gruppe von Bildstöcken hat als generelles Motiv das Lob der Ehre Gottes, der man mit einem steinernen Kunstwerk in der Landschaft seine Reverenz erweisen wollte: „Gott zu Ehren haben N.N. diesen Bildstock machen lassen“. So oder so ähnlich kann man es häufig lesen. Die Stifter konnten sich bei ihrem Namen nennen, Adelige fügten eventuell ihr Wappen bei. Viele Bildstöcke bleiben aber namenlos, häufig fehlt sogar das Jahr der Errichtung. Die häufigsten Motive sind dabei die Pietà, Jesus am Kreuz und andere Passionsthemen wie Christus an der Geißelsäule bzw. in der Pein, aber auch die Dreifaltigkeit, die hl. Maria und andere, besonders für die Landwirtschaft bedeutende Heilige (Urban, Wendelin, Leonhard u.a.). Die vorherrschenden Passionsthemen haben den Bildstöcken auch den volkstümlichen Namen ‚Marter‘ (Marterla, Materl) gegeben.

Der älteste, bereits erwähnte Großrinderfelder Bildstock (1596) gehört ebenfalls zu dieser Gruppe: „*GOT ZV LOB VND EHR*“ wurde diese Kreuzigungsdarstellung geschaffen und zwar wohl von vermögenden Bauern: Valentin Kautmann und Pauer Schenk werden genannt und auch der Schultheiß Caspar Schmidt, der Erbauer des ältesten Fachwerkhauses in Großrinderfeld (erbaut 1607). Die Oberschicht



Abb. 3: Tückelhausen, Dreifaltigkeit, o.J.

Foto: Verf.

des Dorfes, verbunden mit dem Mainzer Ortsschultheißen, haben also diese Stiftung vorgenommen.³⁵ An die Dreifaltigkeit erinnert ein Bildstock von 1747 in Gelchsheim mit dem Gebet: „*HEILIGE DREIFALTIGKEIT GLORIA PATRI ET FILIO ET SPIRITU SANCTO AMEN*“ – und verbindet dies mit der Krönung Mariens (neugotisch, 19. Jhd.).³⁶ Dasselbe Motiv weist auch ein Bildstock in Schönfeld aus dem Jahre 1797 auf³⁷ oder, um in den Bereich Rhön-Grabfeld zu gehen, auch ein Bildstock von 1692 in Großbardorf.³⁸ Ein Pietà-Bildstock von 1623 steht in Ilmspan, von Konrad Scheiner und Sebastian Grünwald „*Gott zu Lob und Ehr aufgericht*“.³⁹ Eine prächtige Dreifaltigkeitsszene prägt einen Bildstock in der unmittelbaren Nähe zum ehemaligen Kartäuserkloster Tückelhausen.



Abb. 4: Die hll. Kilian, Kolonat und Totnan, 20. Jhd., Werneck, katholische Pfarrkirche.

Foto: Verf.

Bildstöcke haben meist eine Kreuzigungsszene zum Mittelpunkt, es gibt aber auch viele, welche Heilige in den Vordergrund stellen. Georg Grehl hat 1616 seinen Namenspatron, den hl. Georg, ins Bild gesetzt. Der Bildstock steht bei Eßleben in der Gemeinde Werneck.⁴⁰ Die Heiligen Georg und Sebastian zeigt auch

ein Bildstock aus dem Jahr 1629 in Bad Neustadt an der Saale.⁴¹ Nicht so häufig, wie vielleicht im Fränkischen zu erwarten wäre, wird der hl. Kilian auf einem Bildstock dargestellt: Einer davon befindet sich bei Rundelshausen in der Gemeinde Werneck. Auf ihm erscheint der hl. Kilian zusammen mit seinen beiden Begleitern, den hll. Kolonat und Totnan. Der Schultheiß Kilian Pfister – Kilian war also sein Namenspatron – hatte den Stock zusammen mit seiner Frau Barbara gestiftet.⁴² In Fladungen ist Kilian als Bischof mit Stab und Schwert 1626 abgebildet; Kilian ist im Übrigen auch der Patron der dortigen Pfarrkirche.⁴³ Sogar ein erst 1989 errichteter Bildstock bei Dettelbach hat dasselbe Thema.⁴⁴ Ebenfalls aus dem 20. Jahrhundert stammt die Darstellung der irischen Missionare in Werneck.

Den in Franken besonders verehrten Schutzpatron für das Vieh, den hl. Wendelin, präsentiert ein Bildstock bei Großlangheim in der Nähe von Kitzingen. Dieser steht am Fuße des Schwanberges und wurde ursprünglich 1797 aufgestellt. Im Jahr 1909 ließ ihn ein gewisser Lorenz Pfannes, der nach Chicago ausgewandert war, wiedererrichten.⁴⁵ Als von Kühen und Schafen umgebener Hirte mit Schippe und langem Mantel zeigt sich Wendelin in Hundelshausen bei Michelau.⁴⁶ Der schon erwähnte hl. Laurentius ist nicht nur am Heidingsfelder Sühnebildstock verewigt, sondern auch in Miltenberg.⁴⁷

Eher lokale Bedeutung haben die drei Bildstöcke in Abenberg, die an die dort verehrte hl. Stillia erinnern. Hier gehen eine Lokalheilige, ein dort verankertes Frauenkloster mit einer entsprechenden Lokalwallfahrt und die zugehörigen Bildstöcke, die die Pilger auf die hl. Stillia einstimmen sollten, eine nicht nur dieserorts bekannte Symbiose ein.⁴⁸

Summarisch kann hier nur auf weitere, auf Bildstöcken dargestellte Heilige verwiesen werden: auf den hl. Christophorus und die hl. Regina, die auf einem Bildstock von 1607 in Münsterschwarzach eingemeißelt sind, oder den hl. Vitus in seinem Martyrium, 1618 bei Hörblach, als dessen Kirchenpatron er in der Gemeinde verehrt wird.⁴⁹

Vitus bildet die Brücke zu der häufig in Franken zu findenden Verehrung der Vierzehnheiligen. Seit dem 13. Jahrhundert wird diese Gruppe heiliger Helfer (Barbara, Christophorus, Achatius, Ägidius, Blasius, Cyriakus, Dionysius, Eustachius, Erasmus, Katharina, Margareta, Pantaleon, Vitus, Georg) bei Not und Gefahr, Krankheit und Elend angerufen. Das Zentrum der Wallfahrt zu ihnen liegt in dem gleichnamigen Ort Vierzehnheiligen in Oberfranken. In Althausen (Rhön-

Grabfeld) hat sich ein derartiges geistliches Zeichen erhalten. Der Bildstock stammt aus dem Jahr 1733.⁵⁰ Das gilt auch für das Gebiet um Großrinderfeld: Kurz vor dem Hof Baiertal findet sich ein solcher aus dem Jahre 1858. Es handelt sich um ein reines Ermahnungsbild, die Heiligen um ihre Hilfe anzurufen, ein spezifischer Grund für die Errichtung wird nicht angegeben.⁵¹ Auch in Schönfeld begegnet dem Wanderer ein Vierzehn-Heiligen-Bildstock (1804) mit einer entsprechenden Darstellung im Vorderfeld und Maria auf der Rückseite. Auf den vier Seiten des Blockquaders sind die Heiligen Martinus, Valentinus, Katharina und der Ortskirchenpatron Vitus abgebildet.⁵² Den Betrachter bzw. die Betrachterin zu einem Gebet auffordernd steht noch ein weiterer Vierzehn-Nothelfer-Bildstock in der Schönfelder Flur. Mit ei-



Abb. 5a: Hohenstadt, Vierzehn Nothelfer.
Foto: Verf.



Abb. 5b: Hohenstadt, Walldürner Blutwunder, 1819.
Foto: Verf.



Abb. 6: Würzburg, Juliusspital, 1836: Vierzehn Nothelfer und Marienkrönung durch die Hlste. Dreifaltigkeit.
Foto: Verf.

nem Gebet versehen, wurde das religiöse Kunstwerk 1874 von der Familie Stattmann errichtet.⁵³ Außerdem ist in diesem Gebiet sogar ein dritter entsprechender Bildstock zu finden, dessen Rückseite eine Darstellung einer Pietà aufweist.⁵⁴ Quasi gleich nebenan, in Ilmspan, erhebt sich dann noch ein Bildstock zu Ehren der Vierzehnheiligen, der im Jahre 1837 von Johannes und Anna Maria Fleischmann gestiftet wurde.⁵⁵ Damit noch immer nicht genug, lässt sich dort ein weiterer Wallfahrer-Bildstock entdecken, den 1867 Andreas und Barbara Scheuermann gespendet hatten. Er kombiniert die Vierzehn-Nothelfer mit dem Walldürner Blutwunder.⁵⁶

Letzteres erinnert an das Jahr 1340, als der Priester Heinrich Otto aus Versehen

den Kelch mit dem zu Christi Blut gewandelten Wein auf das Corporale-Tüchlein auf dem Altar verschüttete. Der Überlieferung nach zeigte sich auf dem Leinentuch dann elfmal das Gesicht Christi mit der Dornenkrone. Auch wenn die Wallfahrt zu diesem befleckten Leinentuch bereits seit 1408 bezeugt ist, wurde die zugehörige Geschichte allerdings erst 1589 durch den Priester Jost Hoffius in der eben geschilderten Form aufgezeichnet.⁵⁷

Die Kombination der beiden Darstellungen auf dem Schönfelder Bildstock weist darauf hin, dass offensichtlich Pilger nach Walldürn Schönfeld und seine Fluren durchquerten. Der Bildstock an der alten Tauberbischofsheimer Straße von 1650 lässt erkennen, dass würzburgische Wallfahrer nach Walldürn an diesem Bildstock vorbeizogen. Natürlich treten Bildstöcke mit der Darstellung der Vierzehn Nothelfer nicht nur in Tauberfranken auf, sondern beispielsweise auch in der Flur bei Röttingen oder bei Hundelshausen im Steigerwald (1764).⁵⁸

Auch in Hohestadt bei Tückelhausen befindet sich ein Bildstock aus dem Jahr 1819, der auf seinen beiden Schauseiten zum einen das Walldürner Blutwunder, zum anderen die Vierzehn Nothelfer zeigt. Selbst den Rand des Gartens des Würzburger Juliusspitals schmückt ein Bildstock von 1839, der in seinem Bildprogramm die Vierzehnheiligen mit der Hlst. Dreifaltigkeit verbindet.

Eucharius Sang hat die oben zitierte Definition von Bildstöcken in seinem 1607 entstandenen Dettelbacher Mirakelbuch vermerkt. Interessanterweise befand sich das dortige Gnadenbild in einem vormaligen Bildstock, ehe es in eine kleinere Kapelle bzw. dann in die große, von Julius Echter erbaute Wallfahrtskirche „Maria im Sand“ kam. Ab ca. 1510 ist eine lokale

Wallfahrt zu dem Bildstock belegt, die bis heute existiert und deren Betreuung ab 1616 die Franziskaner übernommen hatten.

Ähnliches geschah mit dem Gnadenbild des Würzburger Käppele. Kapuzinerpatres kümmerten sich bis 2014 in Würzburg um die Wallfahrt zur Kapelle „Mariae Heimsuchung“ auf dem Abhang des Nikolausberges. Der berühmte Baumeister Balthasar Neumann schuf 1748/1749 das weit bekannte „Käppele“. Dort wurde erneut ein marianischer Bildstock zum Ausgangspunkt einer sich im Dreißigjährigen Krieg entwickelnden Verehrung erwählt; ein Kreuzweg mit 256 Stufen bildet den kompositorisch eindrucksvollen Zugang.⁵⁹ Dieses Beispiel belegt, wie sich der Standort eines Bildstocks in eine Wallfahrtskapelle verwandeln konnte, wenn durch stattgefundene Gebetserhörungen das im Stock präsentierte „Bild“ sich als besonders attraktiv für eine Wallfahrt entwickelte.

Ferner kommt Bildstöcken die zusätzliche Funktion zu, die Wege zu Wallfahrtsorten bereits als Prozessionswege auszustalten, um die Wallfahrer auf ihr eigentliches Ziel einzustimmen. Sie gaben den Pilgern nicht nur einen Hinweis, dass sie sich in katholischen Gebieten befanden – was sich im multikonfessionellen Franken sehr schnell ändern konnte –, sondern sie stimmten ihn auf die Verehrung Gottes, Mariens und der Heiligen ein.

Bildstöcke standen nicht isoliert in der Landschaft. Zusammen mit Wegekreuzen, Kreuzwegen, Öl- oder Kalvariengräben veränderten sie die Landschaft und verchristlichten sie im katholischen Sinne. Diese Verchristlichung konnte so weit gehen, dass am Eingang von Städten, genauer an ihren Toren, großformatige Passionsszenen standen, die auch dem letzten Fremden klar machten, dass er eine katholische Stadt be-

trat. Eindrucksvoll kann dies an den mittelalterlichen Stadttoren von Neustadt an der Saale gesehen werden. Der Stifter der Darstellung war nicht der Würzburger Bischof als Landesherr, sondern die Ehepaare Johann Joseph und Anna Bauer (1771) bzw. Sebastian und Veronica Krech (1765) trugen deren Kosten. Wie bei den Bildstöcken macht sich hier die Laienfrömmigkeit im öffentlichen Raum unübersehbar bemerkbar.

Kreuze auf Bergen: Kreuzberg und Volkersberg

Dafür sind die von Franziskanern betreuten Heilig-Kreuz-Verehrungen, nämlich diejenige vom Volkersberg im Hochstift Fulda und jene am benachbarten Kreuzberg im Hochstift Würzburg zwei berühmte Beispiele. Auf dem Volkersberg waren die Franziskaner (aus der thüringischen Ordensprovinz) nach dem 30-jährigen Krieg mit Unterstützung der Bürger der benachbarten fuldischen Landstadt Brückenau aktiv geworden. Im Falle des Kreuzberges waren die Bewohner des würzburgischen Bischofsheim die treibende Kraft. Bereits im Jahre 1644 zog dort eine franziskanische Gemeinschaft (aus der Straßburger Provinz) ein, eine feste Niederlassung auf dem Kreuzberg selbst wurde jedoch erst 1677 bis 1692 errichtet. Die Zugangswege zum Wallfahrtsort auf dem Berg wurden durch zahlreiche Bildstöcke markiert.⁶⁰

In diesem Punkt war man im benachbarten Volkersberg schneller gewesen, denn schon 1661 bis 1664 wurde dort eine Niederlassung auf dem Berg geschaffen. In beiden Fällen wurde die eigentlich landesherrliche Initiative von den lokalen Bewohnern unterstützt. Die Volkersberger Verehrung konnte an ein spätgotisches Mirakelkreuz und an eine Wallfahrt des

15. Jahrhunderts (Kreuzbruderschaft) anknüpfen. Letztere hatte jedoch eine Unterbrechung durch die Reformation erfahren und erreichte erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder einen neuen Aufschwung.⁶¹

Im Falle des Kreuzbergs begann die Verehrung mit einer, auf Befehl Julius Echters vorgenommenen Errichtung eines Kapellenbaus im Jahre 1598. Der Ort der Kapelle fiel mit einer schon länger existierenden Station der Bischofsheimer Flurprozession zusammen.⁶² Mit der Verehrung

der Leidensgeschichte Jesu brachten die Franziskaner spezifische affektive Formen in die laikalen Frömmigkeitsformen ein. Da sie in Jerusalem zur Unterhaltung der heiligen Stätten eingesetzt waren, bildeten die Versuche, Kreuzwege und Kalvarienberge in Europa vor Ort nachzubilden, einen gewissen Schwerpunkt ihrer Bestrebungen zur Festigung und Vertiefung des katholischen Glaubens. Daher errichteten sie auf dem bereits erwähnten Kreuzberg auch eine maßstabsgerechte Nachbildung der Via Dolorosa in Jerusalem mit 14 Sta-



Abb. 7: Kaltenhof, St. Georg 1996.

Foto: Verf.



Abb. 8: Gerbrunn, Kreuzigung, 2000.

Foto: Verf.

tionen.⁶³ Dies geschah in den Jahren 1710 bis 1729.

Stets spielten Prozessionen eine wichtige Rolle in der laikalen Frömmigkeit. Hochfeste, Bitttage, Bußgänge in Notzeiten bildeten hierfür hervorragende Anknüpfungspunkte, in die sich auch stets die Bildstöcke hervorragend einbinden ließen. Sie haben damit nicht nur eine bedeutsame Vergangenheit, sondern wirken auch in die Gegenwart hinein. Viele von ihnen werden heutzutage von Interessierten wiederaufgerichtet, renoviert und restauriert, manchmal werden sogar neue Bildstöcke aufgerichtet. Beispielhaft sei in dem Zusammenhang auf den Antoniusbildstock von 2008 bei Heideck erinnert, der vom dortigen Heimatverein Laibstadt errichtet wurde,⁶⁴ oder das Flurkreuz, das in der Flur Großrinderfelds, im Gedenken der Weltkriegstoten wie auch als Ermahnung an die Überlebenden, im Jahr 1946 gestiftet wurde.⁶⁵

Erst im Januar 2020 berichtete die Main-Post von der Spende des Geldersheimer Vereins für Heimat- und Brauchtumspflege, der 1.500 Euro für die Renovierung eines Bildstocks von 1741 spendete. Die Gesamtkosten beliefen sich allein hierfür auf ca. 6.000 Euro, wobei noch weitere der insgesamt 40 Bildstöcke in der Gemeinde eine Sanierung benötigen.⁶⁶ Ein neuer Sebastiani-Bildstock wurde an der Rothöhe, direkt an der Gemarkungsgrenze zwischen Bad Königshofen und der Gemeinde Herbstadt, feierlich eingeweiht.⁶⁷ Er steht nun an der Stelle eines alten, aber irreparabel beschädigten Bildstocks. Der Wunsch nach neuen Bildstöcken sowie die Renovierung von alten ist eine nicht zu unterschätzende Anstrengung, die in vielen Gemeinden von engagierten Einzelpersonen wie den Heimatvereinen angeschoben wird. Ein Bildstock aus dem



Abb. 9: Randersacker, St. Urban 2019.

Foto: Verf.

Jahr 1996 mit der Figur des hl. Georg in Kaltenhof sowie eine Kreuzigungsdarstellung aus dem Jahre 2000, errichtet von einem „Bürger von Gerbrunn“, zeugen von den aktuellen Bedürfnissen von Individuen, ihren Glauben mit Hilfe von Bildstöcken öffentlich zu dokumentieren. Eine moderne, die bisherige Form von Bildstöcken um eine zeitgenössische Variante bereichernde Darstellung des hl. Urban steht in den Weinbergen des Pfülben über Randersacker und stammt erst aus dem Jahre 2019.

Bildstöcke gehören einfach zur fränkischen Kulturlandschaft, die ihre christlichen Wurzeln auch in der Gegenwart nicht verbergen kann und will. Auch wenn natürlich nicht alle bis heute überlebt haben und durch Raub bzw. Zerstörung nicht mehr vorhanden sind,⁶⁸ so bilden sie doch einen grundlegenden Teil einer christlich geprägten Kulturlandschaft. St. Nepomuk-Plastiken auf Brücken,⁶⁹ Flurkreuze und Kreuzschlepper am Wegesrand oder aber auch Kalvarienberge und Kreuzwege finden sich in den katholisch geprägten Regionen Frankens. Beispielhaft soll hier nur die große Kreuzigungs- bzw. Ölberggruppe in Unterpleichfeld aus den Jahren 1858 und 1863 genannt werden. Hier existiert ein ganzes Ensemble von Figuren und Kreuzwegstationen am Eingang des Dorfes aus Richtung Bergtheim kommend.

Aber auch die Wanderungen in der Umgebung von Großrinderfeld, wie sie in den Bänden „Sagenhafte und wahre Groß-

rinderfelder Geschichten“ bzw. „In Wanderschuhen durch die Heimat. 11 Rundwanderwege in und um Schönfeld, Gerchsheim und Ilmspan“ zusammengestellt sind, zeigen eindrücklich die Vielfalt einer derartigen Kulturlandschaft. Viele Wege werden von Bildstöcken, Kreuzigungsgruppen und Marienbildern begleitet. Diese christliche Prägung der Umgebung wird in der Gegenwart nicht immer erkannt und verstanden, aber sie ist auch ein Teil unserer Vergangenheit, ganz unabhängig von unseren individuellen Haltungen zum Glauben. Die Kunstwerke sind häufig einfach, schlüssig und unspektakulär, weswegen sie oft gerade so aufrichtig und zu Herzen gehend wirken – und doch haben sie das Leben unserer Vorfahren geprägt, wenn sie auf den Feldern arbeiten gingen, wenn sie mit einer Prozession durch die Natur zogen oder wenn sie, aus welchen Gründen auch immer, unterwegs von einem Ort zum anderen waren. Und sie stehen noch heute!



Abb. 10: Unterpleichfeld, Ölbergensemble, 19. Jhd.

Foto: Verf.

Prof. Dr. Helmut Flachenecker (geb. 1958) studierte Geschichte, Germanistik und Geographie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Eichstätt. Nach der Promotion 1987 und der Habilitation 1992 war er bis 1997 zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter in Eichstätt und bis 2002 wissenschaftlicher Leiter des Forschungsprojekts *Germania Sacra* am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Seit 2002 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Fränkische Landesgeschichte am Institut für Geschichte der Universität Würzburg und außerdem Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken. Seine Anschrift lautet: Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Flachenecker, Helmut: The Christian Landscape in Southern Germany in the Aftermath of the Reformation. Religious Separation as a Source of Regional Identity, in: Bindas, Kenneth J./Ricciardelli, Fabrizio (Eds.): Regional History as Cultural Identity (Kent State University European Studies 3). Rome 2017, S. 151–165.
- 2 Mehl, Heinrich: Fränkische Bildstöcke in Rhön und Grabfeld. Frommer Sinn und kulturelles Erbe. Würzburg 1978, S. 22.
- 3 Dettelbacher Mirakelbuch von 1607, verfasst in Latein von Eucharius Sang, ins Deutsche übersetzt 1608 vom bischöflich-würzburgischen Ratschreiber Johann Victor, cap. 2, S. 9.
- 4 Auf dem Titelblatt von Keisersbergs „Christenlich bilgerschafft zum ewige(n) vatterla(n)d, fruchtbarlich angezeigt in glychnuß un(d) eige(n)schafft eines weg fertige(n) bilgers, der mit flyß vn(d) yle(n)t sucht sin zitlich heymut“. Basel [Adam Petri] 15.VI.1512.
- 5 Worschech, Reinhard: Bildstöcke. An den Wegen durch Unterfranken. Würzburg 1994, S. 35: Meister Rappolt im Ochsenfurter Umland bzw. Jakob Bindrim im Grabfeld sind namentlich bekannt; Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 114–121, fügt noch Julius Emes aus Saal hinzu. Er wirkte nach 1600 zur Zeit Julius Echters. Ein Jahrhundert später arbeitete der besagte Jakob Bindrim (ebd., S. 122–129); Dünninger Josef/Schemmel, Bernhard: Bildstöcke und Martern in Franken. Würzburg 1970, S. 74f.
- 6 Dünninger, Josef: Bildstöcke in Franken. Forschungsprobleme, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, S. 45–49.
- 7 Kolb, Karl: Bildstöcke im Taubertal. Tauberbischofsheim 1952; Bickel, Reinhold: Fränkische Bildstöcke, in: Die Mainlande 3, 1952, Nr. 10 u. 11.
- 8 Voit, Otto: Die Martern im Landkreis Forchheim. Forchheim 2007.
- 9 Siehe die „Bildstock-Datenbank Oberes Wental“: <https://www.bildstockzentrum.de/kompetenzzentrum/datenbank/index.php> (Aufruf 14.02.2020). S. auch die dortige Literaturliste: <https://www.bildstockzentrum.de/literatur/>.
- 10 Hopf, Herbert: Studien zu den Bildstöcken in Franken (Mainfränkische Hefte 54). Würzburg 1970, Karten S. 199 u. 200.
- 11 Kleindenkmäler aus dem Landkreis Roth. Schätze unserer Fluren. Roth 2015, S. 21 (aus dem Jahre 1486); S. 126 (aus dem Jahre 1485: Pilgerfahrt nach Aachen und Rom, 30 Messen für den Verstorbenen, 15 Pf. Wachs, ein steinernes Kreuz; 30 rfl an die Erben).
- 12 Jörg, Peter Joseph: Der Heidingsfelder Sühnebildstock. Ein Beitrag zur fränkischen Rechtsgeschichte. Würzburg 1948.
- 13 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 86.
- 14 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 96f. mit Beispielen aus dem Gebiet Rhön-Grabfeld.
- 15 Schultheiß, Siegfried: Sagenhafte und wahre Großrinderfelder Geschichten. Hrsg. v. Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld. Würzburg 2012, S. 100f., 125.
- 16 Voit, Forchheim S. 110.
- 17 Worschech, Bildstöcke S. 12, 35: Bindrim wurde 1696 in Saal geboren, seine Werke sind mehrfach im Grabfeld nachgewiesen.
- 18 Worschech, Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 50 [Zitat]; Mehl, Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 30.
- 19 Worschech, Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 38.
- 20 Worschech, Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 41.
- 21 Worschech, Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 72.
- 22 Worschech, Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 82; Mehl, Fränkische Bildstöcke S. 105.

- 23 Mehl, (wie Anm. 2), Fränkische Bildstöcke S. 95.
- 24 Mehl, Fränkische Bildstöcke S. 32.
- 25 Worschech, Bildstöcke, (wie Anm. 5), S. 27.
- 26 Voit: Forchheim (wie Anm. 8), S. 43.
- 27 Ebd., S. 56.
- 28 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 31.
- 29 Ebd., S. 11.
- 30 Kleindenkmäler aus dem Landkreis Roth (wie Anm. 11), S. 19, 195.
- 31 Ebd., S. 89.
- 32 Ebd., S. 106.
- 33 Voit: Forchheim (wie Anm. 8), S. 126.
- 34 Ebd., S. 207: „*Maria erschlägt irrtümlich ihren Sepp, der verkleidet ihre Treue auf die Probe stellen will.*“
- 35 Schultheiß: Großrinderfelder Geschichten (wie Anm. 15), S. 20f. – Großrinderfeld gehörte bis 1583 zu Würzburg, dann zu Mainz.
- 36 In Wanderschuhen durch die Heimat. 11 Rundwanderwege in und um Schönenfeld, Gerchsheim und Ilmspan. Hrsg. v. Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld. Würzburg 2015, S. 87–89.
- 37 Vergl. die Denkmalsliste Großrinderfelds in: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Kulturdenkmale_in_Großrinderfeld (Aufruf 20.02.2020).
- 38 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 25. – Allgemein zu diesem Thema ebd., S. 80f.
- 39 In Wanderschuhen (wie Anm. 36), S. 134f.
- 40 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 42.
- 41 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 84, 100.
- 42 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 56.
- 43 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 89.
- 44 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 67.
- 45 Ebd., S. 66.
- 46 Ebd., S. 107.
- 47 Ebd., S. 106.
- 48 Kleindenkmäler aus dem Landkreis Roth (wie Anm. 11), S. 29. – Die Verehrung geht auf eine Gräfin Stilla von Abenberg zurück, die um 1150 verstorben sein soll und deren Mann (?) Wolfram von Abenberg 1142 das Augustinerinnenkloster Marienburg in Abenberg gegründet haben soll.
- 49 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 106f. – Regina wurde deshalb ausgewählt, weil sie die Namenspatronin der Stifterin Regina Mahr war.
- 50 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 106.
- 51 Schultheiß: Großrinderfelder Geschichten (wie Anm. 15), S. 72.
- 52 In Wanderschuhen (wie Anm. 36), S. 26f.
- 53 Ebd., S. 36f.
- 54 Ebd., S. 40–42; Jahreszahl der Errichtung unleserlich, wohl vor 1821, denn diese Zahl findet sich am Bildstock ebenfalls.
- 55 In Wanderschuhen (wie Anm. 36), S. 144f.
- 56 Ebd., S. 52f.
- 57 Brückner, Wolfgang: Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Aschaffenburg 1958.
- 58 Worschech: Bildstöcke (wie Anm. 5), S. 68.
- 59 Jestaedt, Winfried: Das Würzburger Käppele. Würzburg 1999.
- 60 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 107.
- 61 Sturm, Erwin: Volkersberg/Rhön (Schnell & Steiner kl. Führer 1011). Regensburg 2. Aufl. 1994; Brückner, Wolfgang/Schneider, Wolfgang: Wallfahrt im Bistum Würzburg. Gnadenorte, Kult- und Andachtssäten in Unterfranken. Würzburg 1996, S. 69–71; Rehm, Gottfried: Wallfahrten und Wallfahrtssorte in Fulda und der Rhön. Petersberg 2005, S. 124; Möller, Diethard: Wallfahrten und Gnadenstätten der Diözese Fulda (einstige und heutige, soweit in der BRD). Zulassungsarbeit f. d. Lehramt an Volksschulen. Universität Würzburg 1978, S. 87–91.
- 62 Brückner, Wolfgang: Frommes Franken: Kult und Kirchenvolk in der Diözese Würzburg seit dem Mittelalter. Würzburg 2008, S. 69–71.
- 63 Abbildung bei Brückner: Frommes Franken (wie Anm. 62), S. 70.
- 64 Kleindenkmäler aus dem Landkreis Roth (wie Anm. 11), S. 118.
- 65 Schultheiß: Großrinderfelder Geschichten (wie Anm. 15), S. 78f.
- 66 S. <https://www.mainpost.de/regional/schweinfurt/Heimatverein-spendet-fuer-Bildstock-an-der-Buecherei;art763,10388040> (Aufruf 03.03.2020).
- 67 S. <https://www.mainpost.de/regional/rhoen-grabfeld/Neuer-Sebastiani-Bildstock-an-der-Rothoehe;art767,10390552#kommentare> (Aufruf 03.03.2020).
- 68 Mehl: Fränkische Bildstöcke (wie Anm. 2), S. 26f.
- 69 Ebd., S. 50–53.

Bildstöcke als Zeugnisse gelebter Frömmigkeit

Bildstöcke sind Zeugnisse einer gelebten Frömmigkeit, die den Menschen die Möglichkeit bot, ihre in sozialer, rechtlicher und medizinischer Hinsicht weitgehend ungeschützte Existenz zu bewältigen. Die Menschen wussten sich hineingenommen in die christliche Glaubensgewissheit, dass am Ende der Zeiten beim Jüngsten Gericht Gute und Böse nach ihrem Verdienst geschieden werden. Unter dieser Perspektive suchte man sein Leben zu gestalten, und Bildstöcke sind als Erinnerungsmale und Bekenntniszeichen ein Mittel, dies zu bezeugen.

In diesem Beitrag kann der Kosmos der christlichen Glaubenswelt, dem letztlich die gesamte Bildstockkultur Frankens zu verdanken ist, naturgemäß nur in wenigen Aspekten angerissen werden. Darüber hinaus ist auch die Auswahl der Beispiele subjektiv und stark von den persönlichen Begegnungen des Autors geprägt.

So sei mit einem Bildstock begonnen, der sich in der Obhut der Diözese Würzburg befindet. Es ist der bekannte Bildstock von Gabolshausen.¹ 1999 wurde er aus konservatorischen Gründen von der Gemeinde der Diözese für das Museum Kartause Astheim als Leihgabe überlassen. Für den ursprünglichen Standort fertigte der Bildhauer Ernst Singer (1934–2015) eine Kopie an.

Der Gabolshausener Bildstock, der die Darstellung der Kreuzigung als Relief trägt, folgt grundsätzlich dem geläufigen



Abb. 1: Museum Kartause Astheim, Bildstock aus Gabolshausen, 1767.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

Schema mit Sockel, Schaft und Aufsatz, doch sind diese Grundformen vollständig überspielt und verschliffen mit kraftvollem Muschelwerk, dem Leitmotiv im Dekor des Rokoko. Er ist ein Werk von Karl Albert und Peter Polder. „*Dieße pillt-*

nus / Had carl albert / und petter pol=/der aufgericht / in Jahr 1767“ ist auf der Front des Sockels vermerkt. Die Inschrift ist wohl mehr als eine Signatur. Gebräuchlich war bei der Nennung des auftraggebenden Stifters der Hinweis, dass er ihn hat aufrichten lassen. Wenn nun Albert und Polder den Bildstock „aufgericht“ haben, so sind sie möglicherweise nicht nur die Schöpfer, sondern auch die Stifter. Somit greifen wir in diesem Bildstock ein bemerkenswertes Zeugnis ihrer Frömmigkeit, mit dem sie ihre Namen dauerhaft mit dem



Abb. 2: Bieberehren, Pfarrkirche, Bildstock von 1432.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

Glaubensvollzug der Gemeinde im Lauf des Kirchenjahrs verbanden, war der Bildstock mit der ausgeprägten Fläche des Sockels doch wahrscheinlich als Prozessionsaltar konzipiert.

Der Bildhauer Karl Albert wurde 1743 in Gabolshausen geboren.² Peter Polder ist der Steinmetz, bei dem Karl Albert in die Lehre ging.³ Der Bildstock ist demnach das erste bekannte Werk des 24-jährigen Albert. Seine Werkstatt betrieb er später in Hofheim und fertigte dort Bildhauerarbeiten für Kirchen im Grabfeld und in den Haßbergen. Das letzte bekannte Werk von ihm ist wiederum ein Bildstock, in Hofheim, datiert 1801. An einem Wintermorgen des Jahres 1819 ist Karl Albert „*todt aufgefunden worden unter dem Schnee auf dem Weg nach Rügheim*“.⁴ Er starb damit einen einsamen, „unguten“ Tod, wie er oft Anlass für Bildstocksetzungen gewesen ist, um einer solchen Armen Seele die Leiden im Fegefeuer zu mildern.

Sterben und Tod waren allgegenwärtig und nichts schreckte die Menschen mehr als der jähre Tod, der jede Möglichkeit nahm, nach dem Empfang der Sterbesakramente zuversichtlich aus dieser irdischen Welt zu scheiden. Ein Beispiel von vielen Bildstöcken, die an Menschen erinnern, die Unglücksfälle oder Verbrechen zum Opfer gefallen sind, ist der Bildstock von 1432 in Bieberehren.⁵ Ursprünglich war er am Unglücksort, nahe der Mündung der Gollach in die Tauber, aufgestellt. Heute hat er seinen Platz in der Pfarrkirche. Die nicht vollständig erhaltene Inschrift berichtet, dass im Juli des Jahres 1432 der Ritter Bernhard von Talberg mit seinem Knecht Wilhelm und einer Jungfrau Margaretha „*in wassernoth verschide[n]*“ sind. Vermutlich hatten sie versucht, bei Hochwasser die Gollach zu durchqueren. Im Aufsatz ist Christus



Abb. 3: Allersheim, Pfarrkirche, Bildstock von 1638.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

als Schmerzensmann abgebildet. Dieses wichtige eucharistische Sinnbild könnte vor dem Hintergrund gewählt worden sein, dass den Verunglückten eben die letzte Kommunion vor ihrem Tod versagt geblieben war.

In der Vorhalle der Pfarrkirche von Allersheim steht die sogenannte Pestsäule, ein Bildstock von dreieinhalb Metern Höhe.⁶ Sein ursprünglicher Platz war auf dem Friedhof neben der Kirche. Der Aufsatz zeigt den kreuztragenden Christus, dem Veronika das Schweißtuch reicht. Darunter ist das Stifterpaar mit seiner Tochter und seinen drei Söhnen im Gebet abgebildet. Aus der Inschrift geht hervor, dass es der Schultheis Michel Cunradt und seine Frau Walburga waren, die im Jahr 1638

„*dises Bildt*“ haben aufrichten lassen „*Gott zu Lob und Ehr dem bitter Leiden und Sterben Jesu Christi*“. Die drei Söhne sind mit eingemeißelten Kreuzen als bereits verstorben markiert. Die Inschriften geben Auskunft, dass alle drei im Jahr 1634 verstorben sind: Michel mit 14 Jahren, Bastian mit 18 Jahren und Johannes mit 28



Abb. 4: Goßmannsdorf am Main, Kreuzkapelle, Bildstock von 1400.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

Jahren. Dieser Bildstock hat gleichzeitig die Funktion eines Grabdenkmals. Dies ist problemlos möglich, denn die „Memoria“, die fürbittende Gebete heischende Erinnerung an Verstorbene, ist eine grundlegende Aufgabe von Bildstöcken, die sie mit den Kreuzsteinen und mit Grabdenkmälern teilen.

Unter diesem Aspekt ist auch der kaum bekannte, künstlerisch bemerkenswerte Bildstock in der Kreuzkapelle von Goßmannsdorf am Main zu betrachten.⁷ Der Aufsatz zeigt die Kreuzigung, flankiert von den Aposteln Petrus und Paulus. Auf dem Schaft ist der Täufer Johannes dargestellt, zu dessen Füßen zwei betende Figuren knien. Der Erhaltungszustand lässt hier leider keine genaueren Aussagen zu. Die



Abb. 5: Würzburg, Domkreuzgang, Kreuzigungsrelief von 1451.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

Inschrift hat einen ungewöhnlichen Duktus: „*dis hot gebaut h[e]rtlein hiltbrant durch gotz wiln a[nn]o mccc*“. Der Anlass, der Leonhard Hiltbrant im Jahr 1400 zur Stiftung veranlasste, ist daraus nicht zu entnehmen. Der Anspruch auf Gedenken ist aber unverkennbar.

Dies trifft auch für das große Kreuzungsrelief im Westflügel des Kreuzgangs des Würzburger Domes zu, das mit seinem Schaft die Form eines Bildstocks aufgreift.⁸ Bis 1908 stand dieses Denkmal auf dem Domfriedhof, dem heutigen Kiliansplatz, an der nördlichen Außenseite der Kathedrale. Der Würzburger Bürger Hans Kraft und seine Ehefrau Margret haben (wie es in der Inschrift heißt) 1451 „*diz / figvr losen mach[e]n den got vnd ire[e] kinden gnedich vnd barmherczig wolle sein*“. Entsprechend hat sich das Stifterpaar mit seinen zwölf Söhnen und sechs Töchtern darauf abbilden lassen. So bleiben die Dargestellten mit ihrer Hoffnung auf die Gnade Gottes über ihr Leben hinaus präsent.

In der Kirchenburg von Aschfeld steht vor den Gaden ein 1619 datierter Bildstock, der auf der Vorderseite die Kreuzigungsgruppe zeigt. Auf der Rückseite sind die Namen von 13 Männern zu lesen, die den Bildstock Gott zu Ehren haben aufrichten lassen. Wer diese Männer waren, wird vom Bildstock nicht preisgegeben. Wir wissen aber aus Archivalien, dass sie 1619 die Urbanus-Bruderschaft in Aschfeld wiederbegründet haben. Denn „*Anno 1618, allß in sterbens Zeiten die Vorher gewesene St. Urbani Brüder und Schwestern durch den zeitlichen Tod seynd hingerissen worden, Und allso solch löbliche Bruderschafft gäntzlich aufgangan*“.⁹ Da die Sorge um das Seelenheil der verstorbenen Mitglieder die wichtigste Aufgabe von Bruderschaften war, so gehört auch dieser Bildstock letztlich zu den Memorialdenkmälern.



Abb. 6: Aschfeld, Kirchenburg, Bildstock von 1619.
Foto: Privat.



Abb. 7: Aschfeld, Kirchenburg, Bildstock von 1619, Rückseite.
Foto: Privat.

Einen weiteren Aspekt von Bildstöcken, nämlich den des geistlichen Schutzzeichens, belegt ein 1720 datierter Bildstock in Hollstadt, der auf einer Seite einen bärtigen Männerkopf trägt.¹⁰ Die Inschrift darunter führt aus: „abbiltung des anatasi / martyrs durch die an=/saung werte die / deufel verdriben“. Es handelt sich also um das Haupt des Märtyrers Anastasius, dessen Kopfreliquie seit 1047 im Speyrer Dom verwahrt wird. Im 17. und 18. Jahrhundert gehörten Darstellungen des Hauptes zu den wichtigen Amuletten, denen vor allem exorzierende Wirkung, die Vertreibung der Teufel, zugetraut wurde.

1740 ließ Hans Martin im Watterbacher Tal im Odenwald einen Bildstock setzen, der im Aufsatz ein Doppelbalkenkreuz mit den Leidenswerkzeugen, den sogenannten Arma Christi, besitzt.¹¹ Der schmale Schaft trägt ein mächtig auftre-

tendes Segensgebet. Die eingeschlagenen Kreuzzeichen markieren die Stellen, an denen der Vortragende mit der rechten Hand ein Kreuzzeichen zu schlagen hat. „IN / KRAFT / DES BLUTS / DIESEM / GEFLEISCHN / WORTS VIND IN KRAFT / DER WESEN/HEIT DES / EWIGEN / VATERS † / WEIGET / VON VNS / IHR VERF/LVCHTE / GEISTER / IM NA[M]EN / GOT DES / VATERS / ††† / GOTES VIATERS HA/NT † BE/ SCHOZE / VNS VONR / FE[U]RES B/RANT H[EILIGE] / AGATHA / H[EILIGER] MARTIER / DONATE / † BIT DAS / FOR BLITZ / DONER / VND / KISE[L]SCHLAG“. Bei den genannten Heiligen handelt es sich um die Feuerpatronin Agatha von Catania und den Wetterheiligen Donatus von Münstereifel.

Der Bildstock im Watterbacher Tal trägt das Doppelbalkenkreuz nur als schwaches

Relief. Es gibt jedoch auch monumentale Ausfertigungen von Doppelbalkenkreuzen, wie drei Beispiele aus dem Umgriff von Heidingsfeld zeigen. Das älteste, auf das Jahr 1707 datierte Kreuz steht inmitten einer Grünfläche der Wohnanlage des St. Brunowerks am Seegartenweg.¹² Ein etwas jüngeres, 1760 entstandenes Exemplar eines solchen Kreuzes erhebt sich am Unteren Kaulweg.¹³ Die Inschrift verkündet, dass das Kreuz vom Stadtrat zu Heidingsfeld zu Ehren des für uns am Kreuz gestorbenen Herrn Jesus Christus aufgerichtet wurde. Benediziert wurde es vom Stadtpfarrer Johann Adam Emert. Es handelt sich also um eine Stiftung, bei der die weltlichen und die geistlichen Führungs-persönlichkeiten zusammenarbeiteten.



Abb. 8: Würzburg-Heidingsfeld, Doppelbalkenkreuz von 1760. Foto: nach Lusin: *Freiplastiken (wie Anm. 12)*, S. 161.

Das jüngste, erst 1784 aufgerichtete Doppelbalkenkreuz steht an der Stuttgarter Straße.¹⁴ Stifter waren der Stadtrat Christian Lauck und seine Ehefrau Gertraud. Benediziert wurde es laut Inschrift von „*IHRO H[ochwürden] EXCELENZ STADPFARR JOACOB THEIN*“.

Mit den Kreuzen haben die für das weltliche wie das geistliche Wohlergehen Heidingsfelds Verantwortlichen das mächtigste christliche Schutzzeichen vor der Stadt aufgestellt. Wieso wählten sie aber nicht das einfache lateinische Kreuz, sondern das Doppelbalkenkreuz? Dessen Form ist aus dem ostkirchlichen Raum übermittelt. Der obere Balken ist eigentlich der Titulus, die Schrifttafel. Bekannt wurde die Form im Westen vor allem über Staurotheken. Das sind Reliquiare mit Partikeln vom wahren Kreuz Christi. Es gab und gibt mehrere berühmte solcher Staurotheken, die vor allem durch die Kreuzzüge nach Europa gelangt sind. Es sei hier nur das für den süddeutschen Raum wichtigste dieser Doppelbalkenkreuze in den Blick genommen, das Heilige Kreuz des Benediktinerklosters Scheyern, das Scheyrer Kreuz.¹⁵ Von ihm wurden große Mengen an Miniaturennachbildungen gefertigt, die an der Reliquie angerührt und weit über Altbayern hinaus verbreitet wurden. Scheyrer Kreuze galten als Hilfsmittel in allen Lebenslagen. Sie sollen Teufel und Dämonen, Zauberei und Hexerei, Gewitter und Hagelschauer vertreiben und vor Krankheiten der Menschen wie des Viehs, vor Feuersbrünsten und Unglücksfällen und vielem anderem mehr behüten. Die schlichte Form des Scheyrer Kreuzes mit den gerade abgeschlossenen Enden findet sich bei den Heidingsfelder Beispielen wieder, die darauf Bezug nehmen.

Die Heidingsfelder Kreuze sind wichtige Beispiele für die öffentliche Relevanz

von Bildstocksetzungen. Dies ist auch bei Stiftungen von einfachen Bürgern der Fall, die Flur und Dorf mit Heilszeichen armierten. Die Rolle, die die Ortspfarrer dabei spielten ist noch nicht näher untersucht worden. Doch ist eine Benediktion durch den Pfarrer und damit einhergehend sein Einverständnis wohl als die Regel anzusehen.

Ein schöner Beleg in dieser Hinsicht betrifft den Benediktinerpater Ignatius Gropp, den bedeutenden Landeshistoriker aus dem Würzburger Stephanskloster und Pfarrer von Gütersleben. 1749 weihte Gropp im Ort den Bildstock am Haus des Kaspar Wiesner mit dem Bild des Orts- und Kirchenpatrons Maternus. Während des Flurgangs 1753 weihte er zwei hölzerne Bildstöcke in der Gemarkung. Bei gleicher Gelegenheit weihte er 1754 einen steinernen Bildstock, den Andreas Köhler errichtet hatte. Am Fest Mariä Geburt 1755 weihte er nach einer Ansprache an das Volk und nach dem Singen des Maternusliedes vier Bildstöcke im Friedhof. Diese vier Bildstöcke hatte Ignatius Gropp selbst zu Ehren des heiligen Maternus an der Kirchhofmauer aufrichten lassen.¹⁶

Zu den Schutz- und Wetterkreuzen gehört auch das auf dem Eulenberg bei Bieberehren ehemals freistehende und seit 1850 dort in einer Kapelle geborgene große Holzkreuz mit den Reliefs der Passionswerkzeuge und -symbole.¹⁷ Es soll die Stiftung eines Bauern sein, der damit sein Gelöbnis bei einem glücklich überstandenen Unfall erfüllte. Mit der Kapelle als Zielpunkt entstand ein Kreuzweg, der von einer Ölberggruppe ausgeht. Der Überlieferung nach ist das Kreuz siebenmal geweiht, und kein Gewitter kann darüber hinwegziehen. Im 19. Jahrhundert war es das Ziel frommer Verehrung. Man schnitt davon Späne, also Kreuzpartikel im weite-



Abb. 9: Bieberehren, Kreuzkapelle, Altar mit Arma-Christi-Kreuz.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

ren Sinne, als Schutzmittel ab. Soldaten des Ersten wie auch des Zweiten Weltkriegs gab man diese mit ins Feld. Der Schutzaspekt wurde noch dadurch untermauert, dass man eine Partikel vom Wahren Kreuz Christi in das Wetterkreuz eingeschlossen hatte, wie auch noch ein Bild der Vierzehn Nothelfer in das Kreuz integriert worden ist.

Entstehungssagen von Wallfahrtsorten, die von wunderbar in Bäumen oder in Büschen gefundenen Gnadenbildern berichten, lassen an Bildbäume denken, die verwachsen und in Vergessenheit geraten waren. Diese Überlieferungen finden sich bei Arnshausen, Maria Ehrenberg, Rengersbrunn, Retzbach und dem Findelberg. Mariabuchen ist sicher der bekannteste würzburgische Wallfahrtsort mit diesem



Abb. 10: Gelchsheim, Kappel zum gegeißelten Heiland, Geißelheiland von 1750 im Hochaltar.
Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

Sagenmotiv.¹⁸ Bei einer nicht geringen Anzahl von Wallfahrts- und Gnadenorten waren es sogar ausdrücklich Bildstöcke, an denen der Kult entstand, so bei der Ursulakapelle von Alsleben, in Eichenberg, Heddungen, Röllbach, am Sodenberg oder in Machtilshausen.

Historisch belegt ist die Bedeutung eines Bildstocks auch bei der Entstehung des Zulaufs nach Frankenbrunn bei Oberthulba, von dem es heute nur noch wenige Spuren gibt.¹⁹ Dem Gerhard Mohn von Frankenbrunn träumte, dass er einen alten umgefallenen Bildstock suchen und wieder aufrichten solle, weil Gott in demselben verehrt sein wolle und eine Wallfahrt dorthin entstehen solle. Der Träumer suchte eine Zeitlang vergebens, bis

er, wie es heißt, einen uralten, vom Schwesternkrieg übriggebliebenen Mann befragte, der ihm zeigte, wo der gesuchte Bildstock lag. Zusammen säuberten sie ihn und richteten ihn wieder auf. Das geschah im Jahr 1695. Tatsächlich entwickelte sich am Bildstock eine außerordentliche Verehrung, von der heute nur noch neun Mirakelberichte und zwei Votivbilder künden. Der hölzerne Bildstock besaß im Kopfteil drei flache Nischen, jedoch bei der Auffindung keine bildliche Darstellung mehr. Es gab aber noch die Erinnerung, dass sich dort einmal ein Bild des leidenden Christus befunden hätte. Deswegen brachte man ein Veronikabild dort an. Dieses Bild ist heute genauso verloren wie der Bildstock, der sich noch 1970 in der Michaelskapelle befand, die 1709 bis 1718 mit einer Eremitage am Bildstock errichtet worden war.

1749 hatte der Gelchsheimer Wirt Michael Öchsner eine Wallfahrt zum Wiesheiland bei Steingaden unternommen und Hilfe in seinem Anliegen erfahren.²⁰ Es war erst elf Jahre her, seit sich dort 1738 das Tränenwunder an der Figur des Heilands an der Geißelsäule ereignet hatte. Michael Öchsner und seine Frau Anna Barbara ließen bei einem Ochsenfurter Bildhauer nach der Vorlage eines Andachtsbildchens eine Sandsteinfigur fertigen, die mit der Benediktion durch den Pfarrer in der Gelchsheimer Flur aufgestellt wurde. Diese Figur hätte eine der vielen aus den Bildstöcken erwachsenen Freifiguren Frankens bleiben können, wenn sich nicht eine große Zahl von Menschen eingefunden hätte, die sie verehrte. So ließ man schließlich in den Jahren von 1754 bis 1757 vom deutschherrischen Baudirektor Franz Joseph Roth, der bei seinem Schwiegersohn, dem Amtmann, in Gelchsheim wohnte, eine Kapelle errichten. Ihr Hochaltar be-

herbergt die Steinfigur des Wiesheilands. Die Kappel zum gegeißelten Heiland ist eine der frühen Filiationen der berühmten Wieswallfahrt. Allerdings erlosch der Zulauf nach Gelchsheim mit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Die wichtigsten der bildstockgenerierten Wallfahrten im Würzburger Raum sind natürlich Dettelbach und das Würzburger Käppele. In Dettelbach begann der Zulauf zu einem wundertätigen Vesperbild, das in einem gemauerten Bildstock inmitten der Weingärten stand, im Jahr 1505.²¹ Bereits ab 1506 errichtete man eine steinerne Kapelle über dem Bildstock, der mit einem Altarretabel umbaut wurde. 1606 wurde im Zuge der von Bischof Julius Echter angetriebenen Erweiterung der Wallfahrtskirche mit dem Bildhauer Michael Kern ein Vertrag für einen neuen Gnadenaltar abgeschlossen. Darin ist erwähnt, dass das Gnadenbild in einer



Abb. 12: Dettelbach, Museum, Bildstock des 17. Jahrhunderts.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.



Abb. 11: Dettelbach, Wallfahrtskirche, Mirakelbild, um 1660.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

von Steinen aufgemauerten Säule, einem Bildstock, stünde. Ausdrücklich festgelegt wurde: „Von dem bildstockh (so in der mitte des altharß, und darinnen das Vesper Bilt steht) soll daran der wenigste stein nicht verrückt oder verkehrt werden“.²² Noch im heutigen Gnadenaltar von Augustino Bossi ist dieser Bildstock geborgen. So wird hier spirituell die Unverletzlichkeit des Standorts von Bildstöcken untermauert, die ihr Wesen mitbestimmt, und die bis in die denkmalschutzrechtlichen Vorgaben hineinwirkt.

Im Dettelbacher Museum ist ein Bildstock des 17. Jahrhunderts zu sehen, dessen ursprünglicher Standort leider unbekannt ist. Er ist nur eines von vielen Beispielen, wie das Dettelbacher Gnadenbild,



Abb. 13: Würzburg, Käppele, Mariahilf über dem Käppele, Altarbild der älteren Gnadenkapelle, um 1690.

Foto: Abteilung Kunst der Diözese Würzburg.

einem Bildstock entstammend, als Motiv in die fränkische Bildstocklandschaft zurückspiegelt.

Die Verehrung der Muttergottes auf dem Würzburger Nikolausberg begann um 1640 an einem Heiligenhäuschen mit einem Vesperbild des Dettelbacher Typus.²³ Im Mirakelgang des Käppele ist heute noch das Altarbild der ersten größeren Gnadenkapelle, die 1683 bis 1684 erbaut werden konnte, erhalten. Das Werk, wohl von Oswald Onghers gemalt, zeigt erstaunlicherweise das im Zuge der Türkenkriege zu größter Popularität gekommene Mariahilfbild. Interessieren soll uns hier jedoch die Ansicht des Nikolausberges mit dem Käppele. Der ausgetretene, breite, unbefestigte Pfad, auf dem Leute hinaufsteigen,

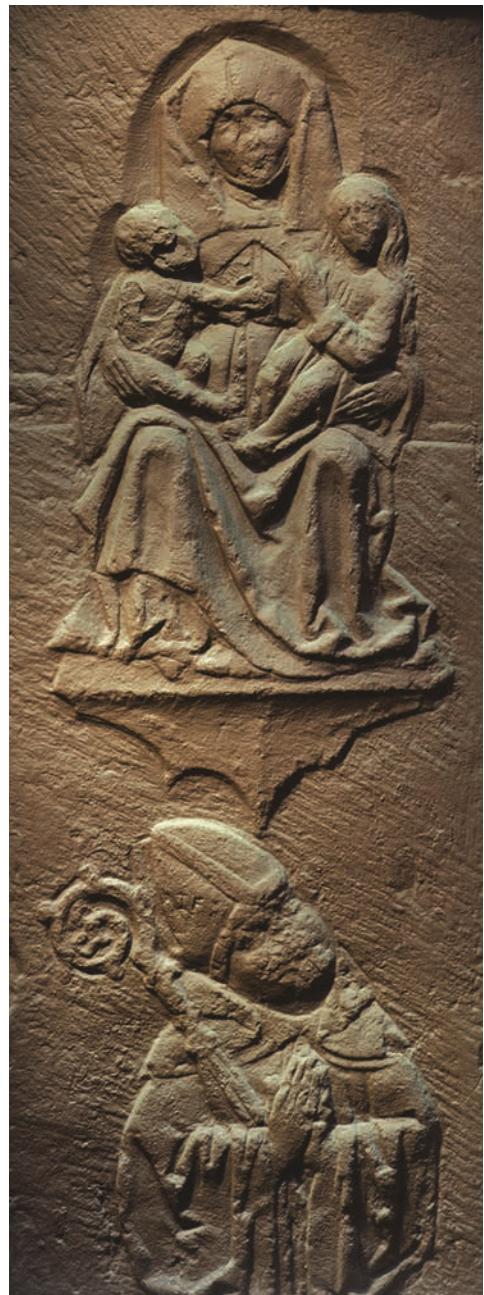


Abb. 14: Oberdürrbach, Abt Michael Leyser vor der hl. Anna, nach 1525.

Foto: Ulrich Kneise, Eisenach.

zeigt eindrücklich den Aspekt des geistlich verdienstvollen Wegs hin zu einem ausgezeichneten Ort. Dieser Grundzug von Wallfahrten ist letztlich in jeder Bildstocksetzung schon angelegt.

Ein Relief am Haus Rathausplatz 2 in Oberdürrbach, sichtlich aus dem Umkreis Tilman Riemenschneiders, zeigt einen Geistlichen mit Stab und Mitra im Gebet vor der heiligen Mutter Anna, die als Anna Selbdritt mit ihrer Tochter Maria und dem Jesuskind dargestellt ist.²⁴ Da eine erklärende Inschrift oder ein Wappen fehlen, ist davon auszugehen, dass es sich um ein Fragment handelt, wohl das eines Bildstocks.

Das Kunstwerk erinnert an Ereignisse in der Karwoche des Jahres 1525. Michael Leyser, der aus Mergentheim gebürtige Abt des Würzburger Benediktinerklosters St. Stephan, war vor aufständischen Häckern auf den Hof des Klosters nach Oberdürrbach geflüchtet. Als auch dort Aufständische erschienen, um zu plündern, rettete sich der Abt, nur notdürftig bekleidet, auf den Kirchenboden. Allerdings stürzte er wegen eines morschen Balkens, unverletzt, mitten zwischen die Plünderer, die ihn nicht erkannten. Als der Klosterhof schließlich erneut gestürmt wurde, fiel Abt Michael in den Graben,

wo er sich tot stellte, um dann den Rückweg nach Würzburg anzutreten, das ihm dann angesichts der Lage doch sicherer erschien. Wieso der Abt seine Zuflucht zur heiligen Anna nahm, ist dem Relief nicht zu entnehmen. Anna war eine der ganz wichtigen Heiligen des Spätmittelalters. Man denke nur an den Studenten Martin Luther, der 1505 bei einem Unwetter auf freiem Feld in Panik die heilige Anna anrief und gelobte, ein Mönch zu werden. Faszinierend ist bei dem Oberdürrbacher Relief der Effekt des ‚Bild im Bild‘. Abt Stephan kniet nicht vor der Heiligen in Person, sondern vor ihrem Bild, an das er sein Gebet richtet. So finden wir hier in schlichter Weise eine Grunddisposition christlich-katholischer Frömmigkeit illustriert: das heilbringende Schauen.

Dr. Wolfgang Schneider M.A. studierte Volkskunde, Kunstgeschichte sowie Vor- und Frühgeschichte an der Universität Würzburg. Er ist als Diözesankonservator der Diözese Würzburg tätig. Seine Anschrift lautet: Hauptabteilung Bildung und Kultur, Sternsgasse 16, 97070 Würzburg, E-Mail: Wolfgang.Schneider@bistum-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Dünninger, Josef/Treutwein, Karl: Bildstöcke in Franken. Konstanz 1960, S. 17 u. Abb. 16; Worschek, Reinhard: Bildstöcke an den Wegen durch Unterfranken. Würzburg 1994, S. 60.
- 2 Braun, Lothar: Der Hofheimer Bildhauer Karl Albert (1743–1819). Leben und Werk, in: *FRANKENLAND*. Heft 1 (März) 2018, S. 44–48.
- 3 S. [\(Aufruf am 02.06.2021\).](https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Albert_(Bildhauer))
- 4 Braun: Karl Albert (wie Anm. 2), S. 44.
- 5 Karlinger, Hans (Bearb.): Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg. Bezirksamt Ochsenfurt. München 1911, S. 39; Dünninger: Bildstöcke (wie Anm. 1), S. 22 u. Abb. 5.
- 6 Karlinger: Ochsenfurt (wie Anm. 5), S. 11f. m. Fig. 1.
- 7 Ebd., S. 120ff. m. Fig. 86.
- 8 Borchardt, Karl: Die Würzburger Inschriften bis 1525 (Die deutschen Inschriften Bd. 27). Wiesbaden 1988, S. 115f.

- 9 Dünninger, Josef/Schemmel, Bernhard: Bildstöcke und Martern in Franken. Würzburg 1970, S. 190, Nr. 69c.
- 10 Ebd., S. 188f., Nr. 67b.
- 11 Ebd., S. 189, Nr. 67c.
- 12 S. [https://wuerzburgwiki.de/wiki/Baudenkmäler_in_Würzburg,_Seegartenweg_\(Nähe\)_Auf-ruf_am_18.06.2021](https://wuerzburgwiki.de/wiki/Baudenkmäler_in_Würzburg,_Seegartenweg_(Nähe)_Auf-ruf_am_18.06.2021).
- 13 Lusin, Jörg: Würzburger Freiplastiken aus zehn Jahrhundertern. Ein Inventar und Wegweiser. Würzburg 1980, S. 160f.
- 14 Ebd., S. 158.
- 15 Münsterer, Hanns Otto: Amulettkreuze und Kreuzamulette. Studien zur religiösen Volkskunde. Regensburg 1983, S. 139–150.
- 16 Hopf, Herbert: Studien zu den Bildstöcken in Franken insbesondere im Stadtbereich und Landkreis Würzburg (Mainfränkische Hefte 54). Würzburg 1970, S. 83.
- 17 Brückner, Wolfgang/Schneider, Wolfgang (Hrsg.): Wallfahrt im Bistum Würzburg. Die Gnadenorte, Kult- und Andachtsstätten in Unterfranken. Würzburg 1996, S. 75–77.
- 18 Dünninger, Hans: Das Baumkult und Brauch an Marienbildbäumen, in: Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Mariabuchen eine fränkische Wallfahrt. Würzburg 1979, S. 46–58.
- 19 Schemmel, Bernhard: Das heilich stöcklein gegen Franckenbron betreffent. Zum Verhältnis von Bildstock und Kapelle, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 32 (1970), S. 171–180.
- 20 Brückner: Wallfahrt (wie Anm. 17), S. 126f.
- 21 Dünninger, Hans: Maria siegt in Franken. Die Wallfahrt nach Dettelbach als Bekenntnis. Würzburg 1979.
- 22 Schneider, Wolfgang: Aspectus Populi. Kirchenräume der katholischen Reform und ihre Bildordnungen im Bistum Würzburg. Regensburg 1999, S. 180.
- 23 Brückner: Wallfahrt (wie Anm. 17), S. 251–255.
- 24 Lusin: Freiplastiken (wie Anm. 13), S. 181f.



Abb.: Die aus dem Jahr 1683 stammende „Marter am Berg“ ist ein Kreuzigungsbildstock inmitten der Weinberge Sommerachs. Sein Spender war der gleiche Johann Bartel Ulrich, der einige Jahre später auch die Viersäulenmarter hatte errichten lassen. Die auf dem Flurdenkmal, abgebildeten Werkzeuge weisen ihn als Büttner aus. Das Kleinkunstwerk ist am sogenannten Mittelweg nach Nordheim am Main zu finden.

Foto: Monandowitsch – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Marter_am_Berg#/media/Datei:Bildstock,_Sommerach_v1.JPG.

Bildstockpflege durch Wissensvermittlung

Das Fränkische Bildstockzentrum Egenhausen

Im Mai 2010 konnte im Oberen Werntal, westlich von Schweinfurt, das Fränkische Bildstockzentrum Egenhausen eröffnet werden. Ziel dieser Forschungs- und Vermittlungseinrichtung ist es, die regionale Bildstocklandschaft zu erfassen und das gewonnene Wissen anschaulich aufzubereiten, um es der Öffentlichkeit, aber auch den Denkmalbehörden und der Kommunalpolitik zur Verfügung zu stellen. Das Fränkische Bildstockzentrum will so zum Schutz und Erhalt der Bildstöcke im Oberen Werntal beitragen.

Das katholische Franken ist ohne Bildstöcke unvorstellbar. Diese Feststellung ist weder banal noch Ausdruck eines verkärteten Heimatbildes, sondern sie benennt nüchtern eine Tatsache, mit der nicht wenige fränkische Kommunen täglich konfrontiert sind – stehen doch in ihren Gemarkungen insgesamt Tausende dieser schützenswerten Kleindenkmale. Sie sind einerseits willkommene Markenzeichen der Region mit hohem Wiedererkennungswert und identitätsstiftender Kraft, bürden andererseits aber den jeweiligen Eigentümern auch ein beträchtliches Maß an Verantwortung auf, die sowohl aus dem Erhalt der Einzeldenkmale als auch aus der Pflege der gesamten Kulturlandschaft erwächst. Um dieser Verantwortung gerecht werden zu können, bedarf es zunächst einer ausreichenden Wissensgrundlage über



Abb. 1: Bildstock bei Schnackenwerth, 1891.

Bildstöcke im Allgemeinen, über ihre Geschichte und ihre Bedeutung und darüber hinaus vertiefter Detailkenntnisse zu jedem Einzeldenkmal: Die Standorte müssen erfasst, der Erhaltungszustand dokumentiert und die Besitzverhältnisse geklärt sein.

Längst nicht in allen Gemeinden gelingt die Erarbeitung einer solchen Wissensgrundlage. Oft sind es insbesondere Privatpersonen, die sich für die Erforschung eines lokalen Bildstockbestands einsetzen, mitunter engagieren sich dabei auch Heimat- und Geschichtsvereine. Ihnen ist es zu verdanken, dass immer wieder Publikationen zu einzelnen Ortschaften oder Gegenden erscheinen, die die vorhandenen Flurdenkmale erfassen und vorstellen. Eine darüber hinausreichende Darstellung der Bildstocktradition in einem spezialisierten Museum blieb allerdings lange ein Desiderat. Bis zur Eröffnung des „Fränkischen Bildstockzentrums“ in Egenhausen im Jahr 2010 hatte sich keine Kommune, kein Heimat- und kein Museumsverein der Bildstöcke in musealer Form angenommen, obwohl das weitverbreitete und gut greifbare Kulturrephänomen eigentlich ein hervorragendes Thema abgibt. Auch das „Bildstockzentrum“ in Egenhausen ging nicht aus örtlicher Eigeninitiative hervor, sondern startete zunächst als Projektvorschlag der Regionalentwicklung, der allerdings dann vor Ort sehr schnell auf großes Interesse und nachhaltige Unterstützung traf.

Im Jahr 2006 plante die „Interkommunale Allianz Oberes Werntal“ – damals ein Zusammenschluss von acht politischen Gemeinden mit insgesamt 39 einzelnen Ortschaften im Westen der Stadt Schweinfurt – die Ausweisung von Bildstockwanderwegen und den Druck von Bildstockführern. Vereinzelte örtliche In-

itiativen in Bergtheim, Poppenhausen oder Geldersheim sollten miteinander verknüpft und auf das gesamte Allianzgebiet ausgeweitet werden. Das mit dem Wegekonzept und der Koordinierung der Print-Produkte beauftragte Planungsbüro schlug zusätzlich vor, ein verbindendes Zentrum zu schaffen, in dem zunächst grundlegende Informationen zu fränkischen Bildstöcken und der gesamten Bildstocklandschaft vermittelt werden könnten, bevor die Besucherinnen und Besucher anschließend zu Wanderungen und Radtouren in die Flur aufbrechen sollten. Nur drei Jahre nach der ersten Idee konnte das „Fränkische Bildstockzentrum“ 2010 in Egenhausen, einem Ortsteil der Marktgemeinde Werneck, eröffnet werden – angesichts der Notwendigkeit, zuletzt zehn Allianz-Gemeinden in das Projekt einbinden zu müssen, eine außerordentlich kurze Realisierungsdauer.

Entscheidend für die Zustimmung der Gemeinden und insbesondere auch für den breiten Konsens bezüglich des Standorts war neben dem politischen Geschick der lokalen Mandatsträger, vor allem auch die Perspektivwahl: Nicht die Informationsausstellung in Egenhausen sollte als das „Fränkische Bildstockzentrum“ gelten, sondern vielmehr das gesamte Allianz-Gebiet. Damit umfasst das „Bildstockzentrum“ eine ‚Ausstellungsfläche‘ von etwa 300 Quadratkilometern und enthält rund 600 ‚Exponate‘. Sämtliche religiösen Kleindenkmale, die auf den Gemarkungsflächen der Allianz-Kommunen stehen, wurden damit zu erhaltens- und schützenswerten ‚Ausstellungsstücken‘ erklärt. Das „Bildstockzentrum“ trat auf diese Weise zum einen der Sorge entgegen, die Einrichtung eines ‚Museums‘ in Egenhausen würde dazu führen, dass unliebsame Bildstöcke abgebaut und dort ausgestellt

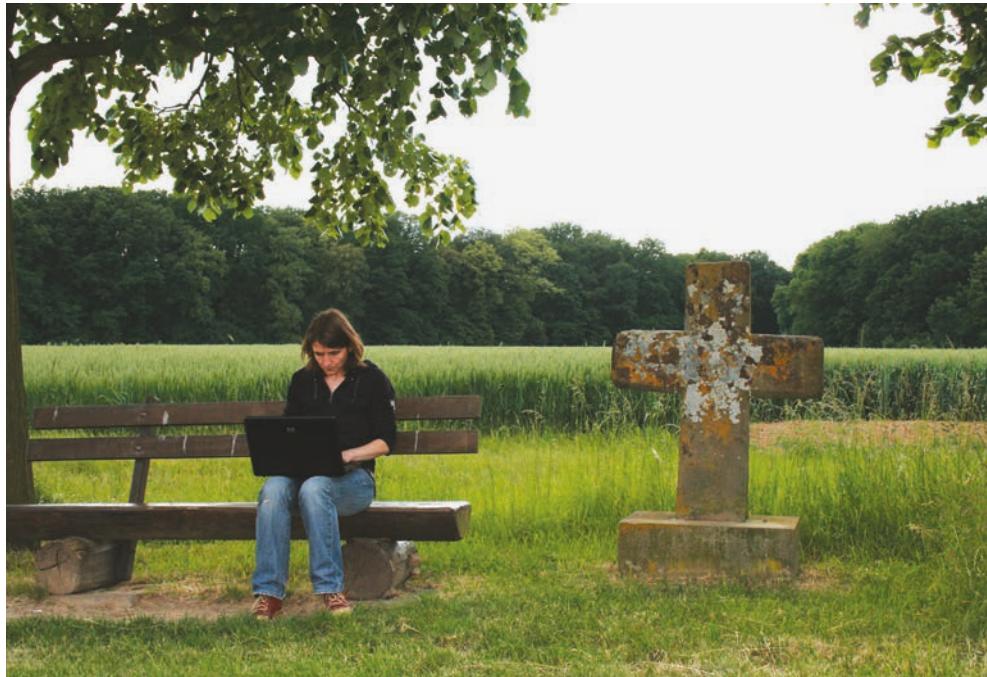


Abb. 2: Bildstockerfassung am „Stafferstkreuz“ bei Oberwerrn im Sommer 2009.

oder – schlimmer noch – deponiert werden könnten. Zum anderen erhielten die Allianz-Gemeinden damit die Sicherheit, dass sie keine Einrichtung allein im Wernrecker Ortsteil Egenhausen finanzierten, sondern alle auch in ihre eigene Kulturlandschaft investierten. Das Projekt steigerte die Wertschätzung für die Bildstöcke – oder ‚Ausstellungsstücke‘ – in der Region und verbesserte auf diese Weise zugleich die Argumentationsgrundlage bei der Einleitung von mitunter kostspieligen Restaurierungsmaßnahmen. Sowohl in den politischen Gremien als auch in der Bevölkerung wuchs im Projektverlauf das Bewusstsein für die Bedeutung der Bildstöcke erkennbar an. So trug das „Bildstockzentrum“ letztlich direkt zum Erhalt und zur Pflege der orts- und landschaftsprägenden Kleindenkmale bei.

Das mit Mitteln aus dem „LEADER-Programm“ der EU zur Förderung der integrierten Entwicklung ländlicher Räume kofinanzierte Gesamtprojekt setzte sich aus drei eng miteinander verzahnten Modulen zusammen. Zentral war die Erstellung eines vollständigen Inventars aller im Allianz-Gebiet vorhandenen Bildstöcke, Fluraltäre und Steinkreuze, mithin die Schaffung einer Datenbasis, wie sie für jedes solide Museumsprojekt notwendig ist. Vier Monate archivalische Vorrecherche in Ortschroniken, auf Landkarten und im Denkmalatlas sowie vier weitere Monate Inventarisierungsarbeit in 45 Ortschaften des Oberen Werntals erbrachten zuletzt eine knapp 600 Inventarnummern umfassende Datenbank. Von Anfang an war das Landesamt für Denkmalpflege eng in die Bestandserfassung eingebunden, denn

die erhobenen Daten sollten auch für die Denkmalkartierung der Behörde direkt oder indirekt nutzbar sein. Die Datenbank ist für alle Interessierten auf der Website des „Bildstockzentrums“ in Auszügen einzusehen.¹ Zu jedem erfassten Objekt findet sich hier eine Beschreibung, die Transkriptionen vorhandener Inschriften, Hinweise auf die Hintergründe der Errichtung und Angaben zur heutigen Nutzung sowie Maße und Materialangaben. Auch in der Ausstellung in Egenhausen ist der Zugriff auf die Daten an einem Rechner möglich; zudem wurde dort eine kleine, überregional orientierte Fachbibliothek zum Thema eingerichtet, die eine Vertiefung der Informationen erlaubt.

Ein zweites Projekt-Modul erschließt die Kleindenkmale an ihren Standorten in der Kulturlandschaft des Oberen Wern-

tals. Dazu wurden drei Fahrradrouten entwickelt, die ihren Anfang in Egenhausen nehmen und auf denen Besucherinnen und Besucher bequem die historisch bedeutsamsten, künstlerisch anspruchsvollsten oder landschaftlich schönst gelegenen Bildstöcke in der Region erreichen können. Die drei Routen nutzen dabei das bestehende Radwegenetz des Landkreises Schweinfurt, sind jedoch eigens ausgeschildert. Zu jeder Route liegt eine Landkarte vor. Auf rund 20 Kilometern Länge verläuft die Kernroute durch nur fünf Ortschaften, führt dabei jedoch an stolzen 70 Einzeldenkmalen vorbei und erschließt so die einmalige Bildstockvielfalt der Region auf engstem Raum. Die zugehörige Karte gibt nicht nur den Weg vor, sondern liefert auch Basisinformationen zu den Denkmälern am Straßenrand. Mit 38 Ki-



Abb. 3: Radfahrer an einem Bildstock von 1757 bei Bergrheinfeld.



Abb. 4: Das ehemalige Schulhaus von Egenhausen mit dem Fränkischen Bildstockzentrum.

lometern ist die Südroute ein gutes Stück länger und führt bis an die Grenzen des Landkreises Würzburg, während die Nordroute – mit 51 Kilometern am längsten – die Ausläufer der Rhön berührt. Die Gemarkungen aller zehn Gemeinden der „Allianz Oberes Werntal“ werden von den Radwegen berührt oder durchquert.

Der Ausgangspunkt aller Bildstockrundwege ist das dritte Projektmodul des „Bildstockzentrums“: die zentrale Dauerausstellung in Egenhausen. Sie wurde im Mai 2010 im Erdgeschoss des eigens zu diesem Zweck sanierten Schulhauses eröffnet. Das 1908 errichtete und nach diversen Schulzusammenlegungen funktionslos gewordene Gebäude diente vorübergehend als Bankfiliale und Krabbelstube, bevor das Erdgeschoss zuletzt leer stand. Als einer von drei Standortkandidaten für die zentrale Dauerausstellung des geplan-

ten „Fränkischen Bildstockzentrums“ wurde das Gebäude 2007 genauer untersucht und schließlich als optimaler Ausstellungs-ort ausgewählt.

Neue Wanddurchbrüche und die Entfernung von Türen ließen im Erdgeschoss einen ganz neuen Grundriss mit einem einzigen offenen Raum von rund 120 Quadratmetern Grundfläche entstehen. Die dort eingerichtete Ausstellung unterstützt konsequent die Zielrichtung des Gesamtprojektes: Sie verweist durchgehend auf die Bedeutung der religiösen Flurdenkmale für die fränkische Kulturlandschaft und erklärt, weshalb und auf welche Weise diese Denkmale an ihren Originalstandorten geschützt werden können. Kein einziger Bildstock wurde dazu aus der Landschaft in die Ausstellung versetzt. Dennoch ist eine Reihe von Originalexponaten zu sehen, die ausschließlich in Scheunen, Werk-

stätten und Lagerhallen entdeckt wurden. Einige fanden sich auch in örtlichen Steinmetzbetrieben. Sie hatten die oft stark beschädigten Denkmale abgebaut, um Kopien anzufertigen. Nach deren Fertigstellung lagerten die Betriebe die Originalstücke ein.

Zwei große Ausstellungsabteilungen widmen sich der Geschichte der (unter-)fränkischen Bildstocktradition. Unter der Überschrift „Katholisches Land“ wird die Frühzeit der Steinsetzungen vom Mittelalter bis in die Barockzeit behandelt. Damals standen hinter den Setzungen durchweg religiöse Motive, wenngleich die Zweitfunktion der Denkmale als Weg- und Grenzzeichen in einer damals noch dünn besiedelten Landschaft nicht unterschätzt werden darf. Sühnekreuze und Bildstöcke boten gleichzeitig Orientierung und An-

lass zur frommen inneren Einkehr. Die Darstellung von Bildstöcken auf spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gräphen diente immer auch der Strukturierung der dargestellten Landschaften und der Kennzeichnung katholischer Gebiete. Im Oberen Werntal war diese Kennzeichnung auch in der wirklichen Landschaft von Bedeutung, grenzten hier doch hochstiftisch würzburgische Orte direkt an die Gemarkung der protestantischen Freien Reichsstadt Schweinfurt. Namentlich zur Zeit der Gegenreformation dokumentierten Amtmänner und Pfarrer gerne durch eine Bildstockstiftung ihre Loyalität und Rechtgläubigkeit. Das Wappen des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn zierte viele der strengen Steinstele dieser Epoche. Im Barockzeitalter kündeten die Bildstöcke dann etwas weniger offensiv von politischen Grenzziehungen; sie gewannen stattdessen an Bedeutung für die Frömmigkeitspraxis dieser Zeit, insbesondere im Rahmen des Prozessions- und Wallfahrtswesens. Das katholische Franken wurde zu einer Sakrallandschaft. Diese Entwicklung ging einher mit einer neuen formalen Gestaltungsfreiheit und fand ihren konsequentesten Ausdruck in den steinernen Prozessionsaltären, die sich aus der öffentlichen Verehrung der Eucharistie ableiteten und nun entlang der Prozessionswege aufgestellt wurden. Auch die „Kreuzschlepper“ verdanken ihre Entstehung im Zeitalter des Barock praktisch ausgeübten Frömmigkeitsformen und stehen mit den Karfreitagsprozessionen in Zusammenhang. Schließlich mehrten sich auch Bildstöcke mit konkretem Bezug zu Wallfahrten – etwa zum Heiligen Blut nach Walldürn oder zu den Nothelfern von Vierzehnheiligen. Bildstöcke wiesen in mehrfacher Hinsicht den richtigen Weg.

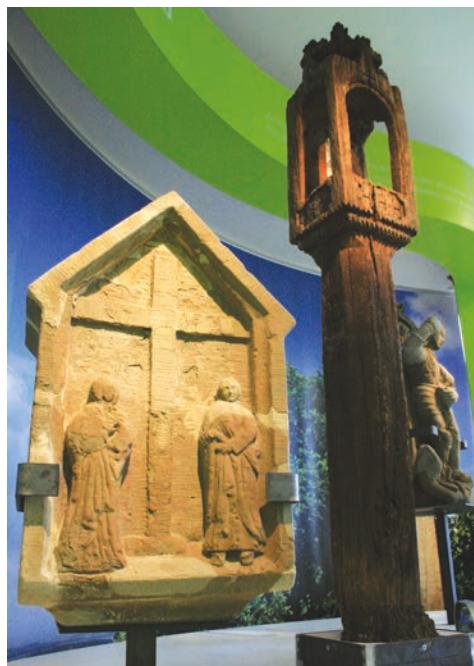


Abb. 5: Die Ausstellung des Fränkischen Bildstockzentrums mit einem Holzbildstock von ca. 1830.



Abb. 6: „Werneck an der Werren“. Kolorierter Kupferstich, um 1821. Der abgebildete Bildstock entspricht der Inventarnummer 0001 der Bestandserfassung des Fränkischen Bildstockzentrums.

Abbildung: Gemeinde Werneck.

Unter dem Titel „Fränkische Landschaft“ beleuchtet die Ausstellung die jüngere Geschichte der Bildstöcke vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Zunächst drängte die Aufklärung barocke Frömmigkeitsformen – insbesondere Wallfahrten und Prozessionen – zurück. Hoch- und Wegkreuze wurden anstelle von Stationsaltären und Wallfahrtsbildstöcken in kaum überschaubarer Zahl errichtet. Sie entsprachen in idealer Weise aufgeklärten Glaubensvorstellungen. Viele Dörfer ließen sich im 19. Jahrhundert weitere Hochkreuze an der Pfarrkirche oder im örtlichen Friedhof setzen – oft mit den Assistenzfiguren Maria und Johannes. Die Kreuze waren meist kirchlich geweiht.

te Gemeinschaftsstiftungen, die als Wetter- und Schutzkreuze Hilfe versprachen, aber auch Halt und Orientierung boten – nicht nur für Reisende, sondern auch für die von tiefgreifenden politischen und geistigen Entwicklungen betroffene Gesellschaft. Sie symbolisieren nicht zuletzt die Bereitschaft, Tradition und Moderne in Einklang zu bringen. Im 19. Jahrhundert wurden aber auch die älteren Bildstockformen unter verändertem – romantischem – Blickwinkel wieder rehabilitiert. Künstler begannen, sich damals für die Denkmale zu interessieren und setzten sie gezielt als Requisiten in stimmungsvoll verdichteten Landschaftsbildern ein, nicht selten umgeben von fleißig arbeitenden, friedlich ru-



Abb. 7: Ein Verkehrsunfall beschädigte 2008 einen Kreuzschlepper von 1729 in Oberwerrn schwer. Die Bruchstücke wurden in die Ausstellung im Fränkischen Bildstockzentrum übernommen.

Foto: Gemeinde Niederwerrn.

henden oder andächtig betenden Menschen in ländlicher Tracht. Vielfach hatte die aufklärerische Ablehnung von Bildstocksetzungen zum Verfall der Denkmale geführt. Das Ruinöse wiederum weckte das Interesse der Romantiker. Sie stilisierten die Bildstöcke zu melancholischen Weg- und Hoffnungszeichen. Als solche verfestigten sie sich im Verlauf des Jahrhunderts – immer wieder auch graphisch reproduziert – zu einem unverwechselbaren Erkennungsmerkmal des katholischen Frankens. Ab spätestens 1850 kam es auch zu realen Wiederbelebungs- und Rettungsbemühungen. Es wurde nicht mehr hingenommen, dass alte Bildstöcke verfielen, nachdem sie mittlerweile Eingang in ein neues, öffentlich gepflegtes Frankenbild gefunden hatten. Erste Ansätze des Denk-

malschutzes und ein erwachender Stolz auf die fränkische Heimat verpflichteten geradezu zur Bildstockpflege. Zu behördlich unterstützten Neusetzungen kam es dann vor allem im 20. Jahrhundert. In einer bundesweit einmaligen „unterfränkischen Bildstockaktion“ kam es während der 1960er Jahre in flurbereinigten Weinbergslagen zur Aufstellung neuer Flurdenkmale mit häufig religiösen Motiven. Der Bezirk Unterfranken, das Flurbereinigungsamt und die Gemeinden wollten damals zur Pflege des fränkischen Landschaftsbildes ganz bewusst an historische Bildstocktraditionen anknüpfen. Diese sollten lebendig erhalten und fortgeführt werden.

Den historischen Ausstellungseinheiten stehen in Egenhausen zwei technisch aus-

gerichtete Abschnitte zur Seite. Der erste widmet sich dem Material und der Herstellung der Bildstöcke. Der überwiegende Teil des heutigen Bestands im Oberen Werntal wurde aus örtlichem Sandstein gefertigt – in der Regel aus dem gelblichen Werksandstein des unteren Keupers, der im Bereich des Schweinfurter Beckens an der Erdoberfläche ansteht. Sandstein besteht aus abgelagerten Sedimenten, die unter Druck miteinander verbunden wurden. Er ist leicht zu bearbeiten und wird seit Jahrhunderten in kleinen lokalen Steinbrüchen abgebaut. Abbau und Verarbeitung übernahmen fast immer örtliche Steinmetze. Ihre Handwerksbetriebe fertigten in der Regel Quadersteine, Fenster- und Türgewände oder Brunnentröge – Bildstöcke waren eine seltene Ausnahme. Noch seltener lassen sich einzelne bildhauerische Arbeiten mit dem Namen eines bestimmten lokalen Steinmetzbetriebs in Verbindung bringen.

Der zweite technische Abschnitt beleuchtet die Gefahren, die den Bildstöcken drohen. Verluste gibt es seit Jahrhunderten, denn die natürliche Verwitterung der ungeschützt in der Flur stehenden Denkmale ist nur schwer aufzuhalten. Wegkreuze und Bildstöcke aus Holz sind im Freien längst verrottet, und auch der Sandstein leidet unter der Witterung: Chemische Prozesse können das Bindemittel im Stein auflösen und ihn „abgrusen“ lassen. Mitunter blühen Salze aus und sprengen – ebenso wie eingedrungenes Wasser bei Frost – den Stein von innen auf. Eine eher moderne Gefahr droht durch den anwachsenden Verkehr. Nicht nur spektakuläre Autounfälle können Bildstöcke beschädigen, sondern mitunter auch einfache Wendemanöver mit den stetig größer werdenden landwirtschaftlichen Maschinen. Manchmal werden die Bildstöcke auch zum Opfer

gezielter Anschläge. Der Fall eines geistig verwirrten Mannes, der in den 1960er Jahren in Geldersheim innerhalb kurzer Zeit zahlreiche Bildstöcke umstieß, erregte damals große Aufmerksamkeit. Meist jedoch verschwinden Bildstöcke eher still und leise; sie werden abgebrochen oder illegal versetzt, weil der Instandsetzungsaufwand zu hoch ist oder das Denkmal an seinem aktuellen Standort stört. Nur ein stets aktuell gehaltenes Inventar kann helfen, solche Fälle von Denkmalfrevet zu verhindern oder zu ahnen. Die kontinuierliche Pflege der örtlichen Bildstöcke hilft, Beschädigungen und Zerstörungen frühzeitig zu entdecken.

Im Rahmen der Bildstockpflege gilt es insbesondere auch, die direkte Umgebung der Kleindenkmale mit zu berücksichtigen. Die richtige Bepflanzung und ein angemessener Blumenschmuck spielen dabei eine wesentliche Rolle. Gemeinsam mit dem „Unterfränkischen Bezirksverband für Gartenbau und Landschaftspflege“ konzipierte das „Fränkische Bildstockzentrum“ 2012 eine leicht transportable Messeausstellung und eine Informationsbroschüre, die sechs konkrete Leitsätze für eine angemessene Gestaltung des Umfelds historischer Bildstöcke aufstellt und eine Reihe von gelungenen Beispielen präsentiert. Demnach soll sich die Bepflanzung dem Denkmal unterordnen, auf dessen Form, Gestaltung und Ausrichtung reagieren und die Nutzung auch in religiösen Kontexten, etwa bei Prozessionen zulassen. Darüber hinaus sollten einheimische Pflanzen gesetzt werden, die das Denkmal nicht beschädigen und die – wenn möglich – temporär durch weiteren Blumenschmuck ergänzt werden können. Der Freibereich vor dem Egenhausener Schulgebäude beherzigt diese Leitsätze. Hier wurde in Zusammenarbeit mit einem lokalen Steinmetzbe-



Abb. 8: Ein moderner Bildstock wurde 1996 in Schwemmersbach in einer gepflegten Parkbepflanzung errichtet.

trieb unter anderem der ‚Lebenslauf‘ eines Bildstocks vom roh behauenen Sandsteinblock bis hin zum verwitterungsbedingten Verfall dargestellt.

Letztlich wirken alle Elemente und Bestandteile des „Fränkischen Bildstockzentrums“ auf ein gemeinsames Ziel hin: auf die Bereitstellung und die Vermittlung von Wissen über die Fränkischen Bildstöcke im Allgemeinen und über die Denkmallandschaft des Oberen Werntals im Besonderen. In Egenhausen entstand daher nicht nur ein attraktives und informatives Ziel für Wochenendausflüge, sondern vielmehr ein regionales Forschungs- und Vermittlungszentrum, das sich ganz dezidiert dem Schutz und dem Erhalt der Bildstöcke verschrieben hat. Um seinen Zweck zu erreichen, will das Fränkische

Bildstockzentrum zum einen verstärkt öffentliche Aufmerksamkeit auf ein hervorstechendes Phänomen fränkischer Kultur lenken und zum anderen grundlegendes Wissen über dieses Phänomen bereitzustellen, um damit die gesellschaftliche Wertschätzung für die religiösen Flurdenkmale zu steigern. Das Obere Werntal könnte letztlich als eine Art Modellregion für die Erfassung und Pflege von Bildstöcken verstanden werden und womöglich anderen Gegenden und Gemeinden als Vorbild dienen. Denn der Schutz der katholisch geprägten Kulturlandschaft Frankens lässt sich nicht auf ein kleines Gebiet beschränken – er ist stetige Aufgabe und kontinuierliche Herausforderung für viele, wenn nicht gar alle fränkischen Städte und Gemeinden.

Dr. Jochen Ramming studierte Europäische Ethnologie/Volkskunde und betreibt mit seiner Partnerin Dagmar Stonus in Würzburg das Kulturbüro frankonzept GbR. Seit 25 Jahren konzipiert und plant das Unternehmen insbesondere Museen und Ausstellungen. Frankonzept war auch für die Einrichtung des Fränkischen Bildstockzentrums Egenhausen verantwortlich. Seine Anschrift lautet: frankonzept GbR, Schießhausstraße 15, 97072 Würzburg, E-Mail: kontakt@frankonzept.de.

Literaturempfehlungen:

- Brückner, Wolfgang: Frommes Franken. Würzburg 2008.
Dünninger, Josef/Schemmel, Bernhard: Bildstöcke und Martern in Franken. Würzburg 1970.
Fränkisches Bildstockzentrum Egenhausen. Ausstellungsbegleiter. Werneck 2012.
Gräter, Carlheinz/Lusin, Jörg: „dem got genat“ – Steinkreuz und Bildstock in Kunst und Literatur. Würzburg 2008.
Worschech, Reinhard: Bildstöcke. Wahrzeichen der fränkischen Landschaft. Würzburg 1992.

Anmerkung:

- 1 Online unter: www.bildstockzentrum.de/kompetenzzentrum/datenbank/.



Abb.: Der früher ebenfalls als Prozessionsaltar genutzte Sommeracher Ölbergbildstock an der Straße nach Volkach wurde 1725 auf Kosten von Valentin und Margaretha Gehrich errichtet. Die heute vorne gezeigte Ölbergsszene war nach Aussage der hinteren Inschrift ehemals auf der Rückseite des Monuments zu sehen. Da allerdings bei der Renovierung des Bildstocks im Jahr 1999 die Vorderseite, die einst eine Kreuzigungsszene aufwies, wegen ihrer starken Verwitterung nicht mehr zu restaurieren war, wurde der Bildaufsatz einfach um 180 Grad gedreht. So passt die Inschrift auf dem Sockel der Vorderseite („DVRCH DEIN LEYDEN O HER IESV CHRIST ERBARM DICH VNSER ZV ALLER FRIST VND DEIN HEILICHES ROSENFARBES BLVTH / KOMME VNS ARMEN SÜNDERN ZVGVTH“) leider nicht mehr zur Darstellung darüber.

Foto: Monandowitsch – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, [https://de.wikipedia.org/wiki/Ölbergbildstock_\(Sommerach\)#/media/File:Bildstock,_Stra%C3%9Fe_nach_Volkach,_Sommerach.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Ölbergbildstock_(Sommerach)#/media/File:Bildstock,_Stra%C3%9Fe_nach_Volkach,_Sommerach.JPG).

Umgang mit Bildstöcken in Franken – Steindenkmäler vor Ort erhalten

Bildstöcke sind wie viele andere steinerne Kleindenkmale wichtige Zeugnisse der Erinnerungskultur und werden somit zum Gegenstand von Erhaltungsmaßnahmen. Denkmaleigentümer und Heimatpfleger können sich zum Umgang mit den Kleindenkmälern durch die Baureferenten und die Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege [BLfD] beraten lassen. Da der Steinzerfall nicht allein mit der Umweltverschmutzung zusammenhängt, vielmehr Steine auch einem ‚natürlichen‘ Zerfallsprozess unterliegen, werden in diesem Beitrag die Möglichkeiten zur Erfassung sowie zur Pflege und ebenso die Verfahren zum Steinerhalt von freistehenden Denkmälern vorgestellt. Es ist eine unumstrittene Tatsache, dass sich Bildwerke aus Stein im nördlichen Bayern, insbesondere in Franken, in einer außergewöhnlichen Stückzahl bis heute erhalten haben. Nicht allen Mätern oder Bildstöcken wird dabei die gleiche Aufmerksamkeit zuteil, sodass zunächst Fragen zur Denkmaleigenschaft und daraufhin Fragen zur Herangehensweise geklärt werden müssen.

Definition: Flurdenkmale

Zur Gruppe von Steindenkmälern zählen alle Flurdenkmäler wie Bildstöcke, Kreuzwegstationen, Wegkreuze, Prozessionsaltäre, Brunnen- und Brückenheilige, Kreuzungsgruppen und sonstige Steindenkmä-

ler, die aus religiösen Gründen, als Dank für die Rettung aus Gefahr oder als Erfüllung eines Gelübdes, als Erinnerungsmal an einen Verstorbenen oder auch als Sühnezeichen für ein begangenes Unrecht aufgestellt worden sind. Somit umfassen sie alle freistehenden Einzeldenkmäler, die von Umwelteinflüssen direkt betroffen sind, wie z.B. durch den Feuchtigkeitshaushalt und den auftretenden Witterungseinflüssen. Dadurch sind sie Aerosolen, Niederschlägen und Windlasten ausgesetzt.¹ Häufig befinden sich diese Flurdenkmäler nicht mehr an ihrem ursprünglichen Standort, weil aufgrund der Flächennutzung oder durch die Flurbereinigung in der jüngeren Vergangenheit ihr Aufstellungsort anderweitig beansprucht wird.

Leitfaden zum Umgang von Bildstöcken

1. Standortbeschreibung

Zur Verortung der Denkmäler, insbesondere der Bildstöcke, kann der Bayerische Denkmalatlas auf der Internetseite: <https://geoportal.bayern.de/denkmalatlas/> genutzt werden. Hier finden sich alle wichtigen Basisinformationen zum Flur- bzw. Baudenkmal. Anhand der auf Geodaten basierenden Standortangabe (GPS-Koordinaten) kann das Denkmal zuverlässig verortet werden (s. Abb. 1). Zudem wurde den erfassten Flurdenkmälern jeweils eine Listennummer zugeordnet, die von den früher verwendeten Flurnummern abweicht und meist nur in dem

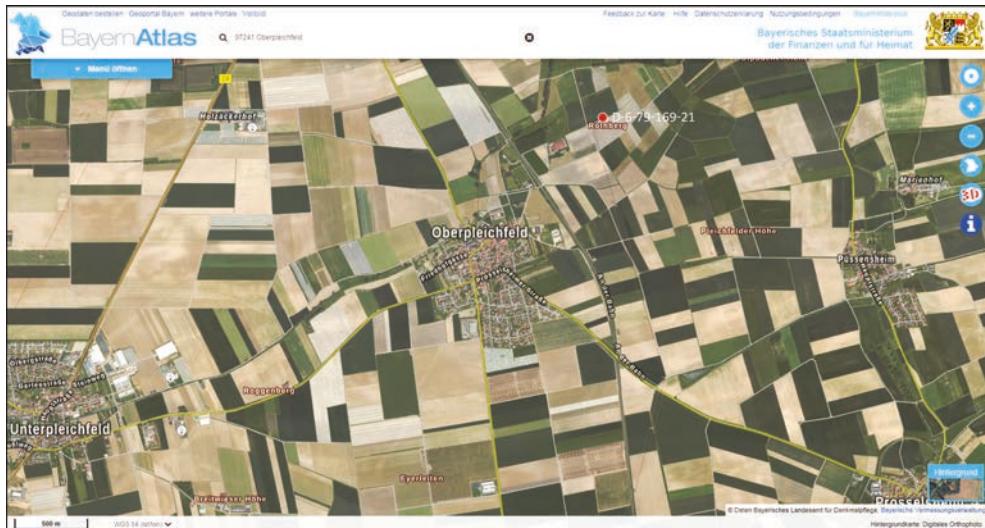


Abb. 1: Übersicht im Bayern-Atlas: Standort des Feldkreuzes am Rothberg (D-6-79-169-21), Oberpleichfeld, Lkr. Würzburg/Ufr. – siehe <https://www.blfd.bayern.de/denkmalatlas>.

Erlaubnisbescheid genannt werden. Nach der Antragsstellung, die vom Eigentümer bei der Unteren Denkmalschutzbehörde (Abteilungen der Landratsämter und Gemeinden) erfolgt, können die näheren fachlichen Fragen zum Erhalt der Bildstöcke mit dem Landesdenkmalamt geklärt werden.

2. Zustand der Denkmäler

Der vorgefundene Zustand von Bildstöcken ist zunächst durch Ansichtsaufnahmen mit Hilfe der Fotografie zu erfassen. Mittlerweile können selbst einfache Digitalaufnahmen mit dem Smartphone oder Tablet herangezogen werden (s. Abb. 2). Dabei sollten immer auch Gesamtaufnahmen erstellt werden, um die Lage in der betreffenden Umgebung ebenfalls einzubeziehen. Hinderlich sind häufig Pflanzungen und der in den letzten Jahren erheblich zu nehmende Bewuchs mit Flechten und anderen Mikroorganismen. Somit

gehören zur Ausstattung des Denkmalpflegers meist kleinere Gartenwerkzeuge, um höhere Pflanzen zurückschneiden zu können. Festsitzende Beläge, wie Flechten werden unbedingt belassen, denn der Einsatz von im Handel noch so stark beworbener Chemie hat in der Vergangenheit oft zu weiteren Problemen geführt.

3. Schadensaufnahme

Die Schadensaufnahme muss dann mit den Fachleuten erfolgen, z.B. durch Restauratoren oder Steinmetze mit entsprechender Qualifikation (Restaurator im Handwerk). Eine bewährte Grundlage für die Erfassung der Schäden bilden eine Werkzeichnung (bemaßte Umrisszeichnung) und die Lokalisierung der Schäden auf dieser Planvorlage (Schadenskartierung). In einer Übersicht werden hierbei auch der Standort mit dem direkten Umfeld, die Überprüfung der Standsicherheit und die Erfassung von Farbbefunden auf-



Abb. 2: Johann-Nepomuk-Statue – beim Spaziergang entdeckt im Landkreis Aichach-Friedberg.
Foto: privat, Joh. Bichler (2021).

geführt. Auf Basis dieser Planerstellung lassen sich die augenscheinlichen Schäden ableiten. Um die Schadensursachen zu erkennen, müssen in der Regel weitere Fachleute hinzugezogen werden, z.B. die Restaurierungswerkstätten des BLfD, qualifizierte Fachwerkstätten oder Naturwissenschaftler, um mögliche Schadstoffe (z.B. Salze, Trockenkrusten) zu analysieren. Die Voruntersuchungen sind dann abgeschlossen, wenn sich alle betreffenden Kenngrößen ermitteln lassen und eine Empfehlung zur nachfolgenden Behandlung (Konservierungsplan) ausgesprochen werden kann. Es werden häufig zerstörungsarme Methoden zur Bewertung des Zustandes herangezogen, wie die Ermittlung

lung der kapillaren Wasseraufnahme. Andere Untersuchungen erfordern Materialproben, die im besten Fall von den jeweils Untersuchenden entnommen werden sollten, so dass hiermit eine dezidierte Fragestellung zum Schaden abgeleitet werden kann. Die Recherche nach der früheren Restaurierungsgeschichte kann weitere Hinweise zum bisherigen Umgang mit dem Bildstock zu Tage fördern, z.B. anhand von älteren Restaurierungsberichten oder Rechnungslegungen (auch zur Angabe der damals verwendeten Konservierungsmaterialien).

4. Bedarfsplanung zur Konservierung und Restaurierung

Der Erhalt der Bildstöcke an ihrem historisch überlieferten Standort steht an erster Stelle im Umgang mit den Denkmälern. Mitunter müssen Vorkehrungen getroffen werden, die zur Verbesserung der Standsicherheit führen; dabei ist gelegentlich auch die Neuaufstellung an einen verkehrssichereren Standort zu berücksichtigen. Sofern sich der Erhalt vor Ort als unlösbar darstellt und nur die Bergung des Objektes notwendig wird, müssen noch vor dem Abbau Vorsicherungsarbeiten berücksichtigt werden (s. Abb. 3). Mitunter müssen flankierende Maßnahmen durchgeführt werden, wie das Anlegen von Bandagen zur Transportsicherung, die anschließend aber wieder leicht abgenommen werden können.

Ferner ist zu klären, ob Maßnahmen zur Entkoppelung des Objekts vom Untergrund gegen aufsteigende Bodenfeuchte einzuleiten sind, die eventuell den Abbau und Wiederaufbau des Denkmals notwendig machen. Schließlich spielt der Zustand aller Eisenklammern eine Rolle. Sofern die Metallteile (z.B. durch Aufspal-

tung) gravierend geschädigt sind, ist zumindest ein Teilabbau erforderlich, um diese entsprechend freilegen und behandeln zu können. Auch sind die als Wittringsschutz aufgebrachten Überzüge oder Anstriche Inhalt der Restaurierungsplanung, zumal sich darunter häufig Reste der entstehungszeitlichen Farbfassungen befinden. Eine Befunderhebung kann nur durch den Fachrestaurator erfolgen. Dabei hat sich gezeigt, dass die mehreren, im Lauf der Jahrzehnte ausgeführten Anstriche in einer Schichtenfolge im Anschliff der Materialprobe vorliegen und somit unter dem Mikroskop sichtbar werden.

Die Tätigkeiten in der Werkstatt mit Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten an Steindenkmälern umfassen eine Vielzahl an Möglichkeiten zum Erhalt der Steinsubstanz, worauf in den nachfolgenden Kapiteln exemplarisch eingegangen

wird. Zur Planung von notwendigen Maßnahmen kann der Eigentümer mit den Werkstätten des BLfD einen Beratungs-termin mit Ortseinsicht vereinbaren. Ziel der Maßnahmen bleibt dabei stets, den Bildstock wieder an seinen Standort zurückzuführen. Fragen zu weiteren präventiven Maßnahmen, wie Winterschutz oder Wartungsintervalle, müssen ebenfalls mit den Fachdisziplinen der praktischen Denkmalpflege abgeklärt werden. Häufig bildet die Verbesserung des Umgriffs eines Flurdenkmals bereits einen hinreichenden und nachhaltigen Schutz. Schließlich ist hierbei auch die ehrenamtliche Tätigkeit (z.B. durch ortsansässige Vereine) unerlässlich und muss im höchsten Maße gewürdigt werden.

Die durchgeführten Arbeiten an den Kleindenkmälern müssen abschließend soweit dokumentiert werden, so dass der



Abb. 3: Ansicht einer Skulptur von einer Einfriedungsmauer in der Stadt Dettelbach; Bearbeitung durch Studenten der FH-Potsdam – farblich gefasster Hl. Antonius. Historische Aufnahme, ca. 1930 (Bildarchiv).

Nachwelt alle wichtigen Informationen überliefert werden, unter anderem welche Mittel und Konservierungsstoffe zum Einsatz gekommen sind. Diese Dokumentationen werden durch die im Vorfeld hergestellten Unterlagen (wie Fotodokumentation und Kartierungen) ergänzt und bilden folglich auch einen sinnvollen Beitrag zur Erfassung und Erforschung der Denkmäler.²

5. Maßnahmenkatalog

Mit Hilfe dieser Art von Leistungsbeschreibung lassen sich anhand von Angeboten durch Restaurierungsbetriebe die anfallenden Kosten unmittelbar vergleichen. In der Regel kann man mit dem auf dieser Basis anschließend erstellten Kostenspiegel auch einen Finanzierungsplan aufstellen. Die Finanzierung muss dann noch mit den zuständigen Stellen der Fachbehörden abgestimmt werden (Zuschussanträge). Auf Wunsch benennen die Amtswerkstätten selbstverständlich gerne die womöglich in Frage kommenden Fachwerkstätten, wobei die Fachbehörden auch die von den jeweiligen Fachwerkstätten geforderten Qualifikationsstandards überprüfen. Der Maßnahmenkatalog ist aber nicht mit einem Leistungsverzeichnis gleichzusetzen und beruht auf Erfahrungswerten der praktischen Denkmalpflege, die sich mittlerweile bei diesem Vorgehen durchaus bewährt haben (s. Abb. 4).

Behandlungsmöglichkeiten vor Ort

Am Fallbeispiel eines Wegkreuzes in Poppenhausen, Lkr. Schweinfurt, sollen nun die einzelnen Maßnahmen, die sich mit einem gewissen Aufwand vor Ort durchführen lassen, exemplarisch erläutert werden. Nach Ortseinsicht wurde festgestellt,

dass der für die Figur (Christuskörper) und das Postament mit Kreuz verwendete Mainsandstein einen geringfügig geschädigten Zustand zeigte. Erst nach Gehrüststellung konnte letztlich eingeschätzt werden, ob der Korpus zur Sicherung der angestückten Arme abgebaut werden muss. Zunächst können vor Ort eine Nassreinigung mit überhitztem Wasser (ohne chemische Zusätze), weichen Bürsten und Holzsabern durchgeführt werden. Die Verfüllung der aufgehenden Risse erfolgt mit einer mineralischen Suspension. Außerdem können mit einem hochviskosem Klebeharz punktuell Spalten und Schalen angeheftet werden. Der abschließende Rissverschluss wird mit einem auf den Sandstein angepassten Restauriermörtel ausgeführt. Ähnlich verhält es sich mit kleineren Ausbrüchen, die mit einem Steinersatzmörtel geschlossen werden. Vereinzelte offene Fugen werden mineralisch geschlossen. Der Korpus ist abschließend mit einer auf den Betonabguss abgestimmten Schutzlasur eingelassen worden. Derartige Lasuren haben sich auch als Verschleißschicht bewährt und zeigen an, wenn erneut Handlungsbedarf besteht. Eine Festigung der Sandsteinteile mit Kieseläureester (KSE) wurde nicht ausgeführt, da die Untergründe stabil genug waren. Selbst ältere, ausgebliebene Ergänzungen wurden lediglich durch Retuschen mit Silikatkreiden farblich eingestimmt.

Damit stehen für den Erhalt der Bildstöcke und Flurdenkmäler eine Vielzahl an Methoden für eine In-Situ-Behandlung zur Verfügung, die von reinen Pflegemaßnahmen bis hin zur Steinkonservierung reichen können. Berechtigt und erforderlich ist hier allerdings ein erhöhter Aufwand bei der Objekteinrichtung, z.B. Strom- und Wasserversorgung sowie Gehrüststellung mit Wetterschutz.

Arb.-Pos.	Maßnahmenbeschreibung Kronungen Friedhof, 14 Kreuzwegstationen D-6-78-168-37	Zeitaufwand/Std.	Pauschalpreis €
1.0	Voruntersuchungen zum Bestand		
1.1	Erstellen von Istzustands Aufnahmen mit Hauptansichten und exemplarische Schadensbilder		
1.2	Erstellen einer Konturzeichnung mit Bemaßung und Details zum Neuversatz		
1.3	Vorabmaß nach Sichtung aller bestehender Stationsteile und Standorte für Rückführung gemeinsam festlegen		
2.0	Vorsicherung für den Transport		
2.1	Vorsicherung fragiler Gesteinspartien durch Festigung mit KSE OH		
2.2	Bergung und Dokumentation der Bruchstücke		
2.3	Sicherung fragiler Steine, z.B. Gipsbandagen		
2.4	Transport von insgesamt 13 Stationen zur Konservierung in die Werkstatt		
3.0	Reinigungsarbeiten		
3.1	Trockenreinigung (Pinsel, weiche Bürsten und Staubsauger)		
3.2	Feuchtreinigung (Saugschwämme, Sprühwasser und Bürsten)		
3.3	Heißdampf-Hochdruckreinigung, mehr Dampf als Wasser ohne chem. Zusätze in Bereichen mit festsitzenden Biogenen Auflagen		
3.4	Mikrodampfreinigung sensibler Oberflächen mit Schrift- und Bildhauerarbeiten		
4.0	Konservierungsarbeiten		
4.1	Strukturelle Festigung schiefernder und sandender Steinoberflächen mit KSE OH, aufbauend mit verschiedenen Wirkstoffgehalten		
4.2	Injektion mit dem Steinfestiger in die Spalten bzw. Rissverläufe		
4.3	Verfüllung von Rissen mit KSE gebundenen Injektionsmörtel oder wahlweise mineralischer Suspension		
4.4	Rissverschluss mit einem dem Sandstein angepassten Restauriermörtel		
4.5	Einbau von Sicherheitstiften gegen die Aufspaltung, z.B. GFK Stiften in Hybridekleber		
4.6	Anböschen von Schalenrändern und Rissen mit einem dem Gestein angepassten Restauriermörtel; Materialvorschlag: KSE-Modulsystem		
5.0	Restaurierungsarbeiten		
5.1	Punktelles Kleben loser und gesicherter Gesteinsteile mit hochviskosem Epoxidharz		
5.2	Ergänzung kleinerer Fehlstellen und Ausbrüche mit Steinersatzmörtel		
5.3	Einbau von Stützdornen für den Neuversatz von den Retabeln z.B. mit V-4-A Gewindestäben		
5.4	Einbau einer Kippsicherung in der oberen Lagerfuge der Inschriftensockel		
5.5.1	-Neuversatz der Sockelsteine in Mörtelbett und entkoppelt von der Nischenwand (Walzbleieinlage)		
5.5.2	-Versetzen der Retabeln auf Mauerkrone in Mörtelbett		
5.6	Inschriften der Sockelsteine mit Farblasur nachlegen		
5.7	Konservierung der überlieferten Metall- oder Holzapplikationen		
5.8	Verfügung mit Kalkhydratmörtel -Bedarfposition-		

Abb. 4: Ausschnitt eines Maßnahmenkatalogs – Konservierung von gefassten Steindenkmälern, BLfD Chr. Sabatzki, Stand: 2020.

Konservierungsverfahren von mobilen Steindenkmälern

In der Vergangenheit wurden auch verschiedene Tränkungsverfahren zur Konserverung an Steindenkmäler durchgeführt, die zunächst den Eintrag eines Schutzstofes zur Reduzierung der Wasseraufnahme und damit von Luftschaudstoffen beabsichtigen, z.B. Acrylharzvolltränkung. Daneben sind jüngst Verfahren im Einsatz, die sich eben auch der strukturellen Festigung des Natursteins widmen. Dazu sind in der Regel wissenschaftliche Voruntersuchungen notwendig, um den Schadensfortschritt an zugänglichen Steinobjekten gezielt eindämmen zu können. Neben den methodischen Fragen der Mittelaufnahme ist das Tränkungsmittel in Vorversuchen durch Fachlabore zu bestimmen. Tatsäch-



Abb. 6: Vorzustand des Christuskorpus aus Oberpleichfeld. Foto: BLfD, E. Lantz, 1979.

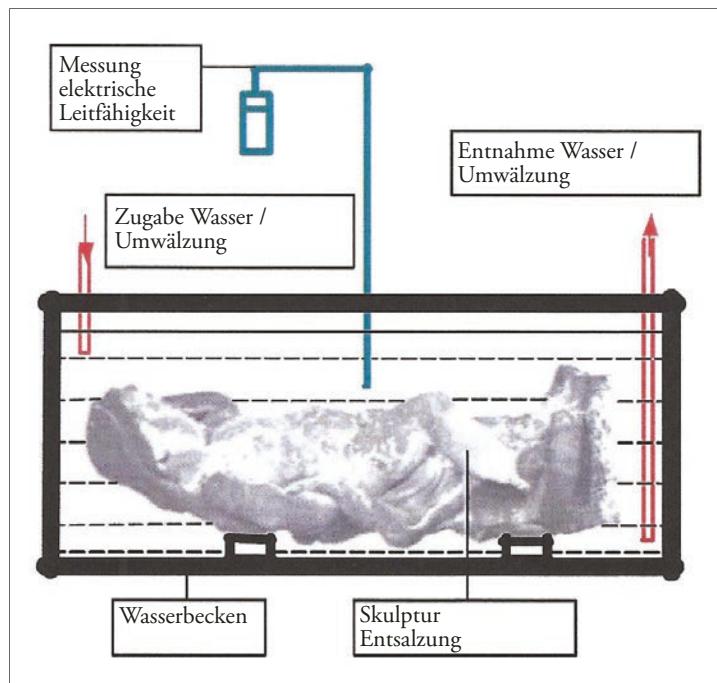


Abb. 5: Ansicht des Feldkreuzes nahe Oberpleichfeld ohne sichtbare Schäden.

Foto: BLfD, Chr. Sabatzki, Apr. 2021.

lich ist festzustellen, dass sich mit Kiesel säureester-Präparaten gute Festigungserfolge bei verschiedenen Sandsteinobjekten initiieren lassen. Für Kalksteindenkmale, insbesondere denen aus kristallinem Marmor, werden dann eher Acrylharz oder Polysilan erfolgreich eingesetzt. Die hier beigefügte Abbildung 5 zeigt die Acrylharz getränkte Sandsteinskulptur eines Feldkreuzes aus Oberpleichfeld im Lkr. Würzburg. Nach Vorsicherung mit Bandagen sowie der danach erfolgten konserveratorischen Sicherung (Rissverfüllung mit Injektionsharz) konnte die stark geschädigte Skulptur durch Firma IBACH aus Scheßlitz in den Autoklaven unter Vakuumdruck 1988 getränkt werden. Bislang sind keine Schäden an den Skulpturen festzustellen (Abbildung 6). Manch andere

Abb. 7: Schema zur Salzreduzierung von Skulpturen mit wechselnden Wasserbädern. F. Hoferick u.a., Zwingerbauhütte Dresden 2005.



Sandsteine konnten nicht hinreichend vorgesichert werden oder es handelt sich um problematische Sandsteine mit hohen Anteil an Schichtsilikaten, die für das Tränkungsmittel nicht erreichbar sind und in Folge dessen Schäden nach der Tränkung auftraten.

Die Tränkung von Sandstein mit Kiesel säureester wird nunmehr seit über fünfzig Jahren durchgeführt und erzielt gegenüber der Acrylharztränkung eine Konsolidierung des geschwächten Natursteins. Dabei werden zur Flutung des porösen Materials Laborflaschen, Spritzen und Gartenspritzflaschen je nach Größenordnung des behandelnden Natursteins verwendet. In Einzelfällen werden auch sogenannte Wanentränkungen oder Tränkungen über Auflagen von Kompressen ausgeführt, um dem Naturstein über einen längeren Zeitraum Festigungsmittel anzubieten und dadurch

auch ein Mindesteindringmaß erreichen zu können. Die Abbildung 7 unten zeigt, dass zunächst eine Salzminimierung notwendig wird, um den Porenraum sozusagen zu evakuieren. Eine ähnliche Methode wird auch zur Tränkung mit den beschriebenen Festigungsmitteln bei mobilen Steinobjekten durchgeführt.

Seit etwa zehn Jahren ist ein Verfahren in Anwendung, welches sich die Vakuumtränkung zu Nutze macht und bei dem ein modifizierter Kiesel säureester (Schnellhydrolyse) eingesetzt wird. Dieses patentierte Verfahren wird von einer österreichischen Werkstatt – dem Atelier E. Pummer aus Rossatz – angeboten. Es bietet den Vorteil, dass die Steinteile nicht abgebaut werden müssen. Zwar muss die zugängliche Steinskulptur dazu meist auch entsprechend vorgesichert und Risse und Spalten verfüllt werden. Danach wird eine geschlos-

sene Hülle mit einer spezifischen Folie um das Objekt hergestellt und dann das Tränkungsmittel im Vakuum-Kreislauf-Verfahren über einen zuvor ermittelten Zeitraum eingebracht. Die beigefügte Abbildung 8 zeigt das laufende Verfahren an einem Schönborn'schen Wappen von der Westfassade der St. Ottilienkirche in Kersbach, Lkr. Forchheim. Insbesondere freistehende Kleindenkmale aus grünem Mainsandstein können hierdurch als ‚ultima ratio‘ vor dem Verfall gerettet werden. Dieses Verfahren wurde mit Unterstützung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und einer Restaurierungswerstatt aus Bamberg umgesetzt. Es zeigt sich, dass das gravierend entfestigte Sandsteinmaterial nach über zehn Jahren Standzeit vor Ort nachhaltig gesichert werden konnte.



Abb. 8: Detail zum Verfahren des Ateliers E. Pummer. Vakuum-Kreislauf-Tränkung sozusagen im Durchlauf. Fa. MONOLITH Steinrestaurierung.
Foto: Chr. Sabatzki, 2011.

Schutzdach oder Winterschutz

Viele freistehende Steindenkmäler sind trotz der erfolgten Konservierungseingriffe weiterhin der Witterung ausgesetzt und sollten in Einzelfällen mit Schutzdächern oder mit einer temporären Schutzeinhaltung in die Winterruhe entlassen werden. Hier gibt es verschiedenste Lösung, wobei sich zeigt, dass es auch hier keine Patentlösung für alle Bildstöcke gibt. Zunächst müssen die Rahmenbedingungen geklärt werden, vor allem bezüglich der Frage, welche besonderen Witterungsverhältnisse am Standort vorherrschen. So stellen Schutzdächer beispielsweise keinen allzu großen Schutz vor anfallendem Niederschlag dar, da dieser meist nicht nur senkrecht von oben, sondern eben auch schräg von den Seiten auf das Objekt auftrifft. Zwar bietet eine textile Verhüllung zumindest in den Wintermonaten einen vollumfänglichen Schutz vor Niederschlägen, muss aber unbedingt die sensiblen Steinoberflächen mit Abstand umhüllen, um eine Luftzirkulation zu gewährleisten. Ansonsten treten nach Regen häufig ungewünschte Kondensationsprozesse auf. Die Schutzbauten aus Holz und Stahl sind eine Alternative zur Schutzverwahrung vor äußeren Einflüssen. Die nachfolgende Skizze von Rolf Wihr zeigt schematisch zwei gelungene Umbauungsmöglichkeiten auf. Schließlich sind weiterhin textile Schutzhüllen im Einsatz, die vor allem bei freistehenden Gartenskulpturen Anwendung finden, vergleichbar in Abbildung 9.

Schlussbemerkung

Viele Fragen zum Umgang mit Steindenkmälern wie Martern und Bildstöcken lassen sich durch gezielte Untersuchungen und nach Beratung durch die Werkstät-

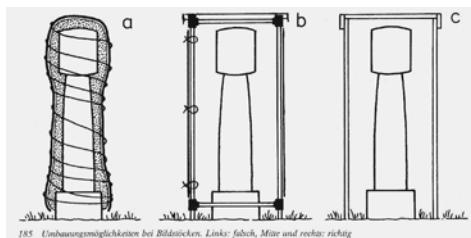


Abb. 9: Skizze von Rolf Wihr, Umbaumöglichkeiten von Steindenkmälern, 1979.

ten des BLfD hinreichend klären. Dem Denkmaleigentümer stehen eine Vielzahl von Fachleuten zur Seite. Generell müssen viele der nicht mehr zugänglichen und zu lokalisierten Flurdenkmale einen nachvollziehbaren Standort erhalten bzw. dort im besten Fall verbleiben. Auf dem Gebiet der Steinkonservierung gibt es inzwischen eine Fülle an Möglichkeiten zum Erhalt der Steindenkmäler, die nach einhergehender Untersuchung durch Steinexperten und eben auf Grundlage der insbesondere durch Mitwirkung freiwilliger Helfer oder der jeweiligen Heimatpfleger erfasssten Kleindenkmale, schließlich zum Einsatz kommen können. Ein tragfähiger Konservierungsplan kann gemeinsam mit den Restaurierungswerkstätten des BLfD aufgestellt werden. Daneben sind anfallende Kosten zu berücksichtigen, die aber meist

in einer überschaubaren Größenordnung liegen, wenn zumindest ein kleiner Kreis von Steinwerkstätten Vergleichsangebote abgegeben hat. Weitere präventive Maßnahmen, die stets im Kreis der Fachleute abgestimmt werden müssen, sollten ebenso zum Schutz dieser freistehenden Denkmäler ergriffen werden.

Christoph Sabatzki studierte nach der Ausbildung im Steinmetz- und Bildhauerhandwerk in Berlin an der Fachhochschule Potsdam im Schwerpunkt Steinkonservierung und ist seit 2001 Diplom-Restaurator im Fachbereich Stein. In den folgenden Jahren war er bundesweit für verschiedene Restaurierungswerkstätten in der Baudenmalpflege tätig und ist seit 2015 in den Amtswerkstätten des Bay. Landesamtes für Denkmalpflege für den Natur- und Kunststein zuständig. Neben seiner beruflichen Tätigkeit interessieren ihn naturalistische Malerei und Reisen, wozu er sich gerne zu Fuß in die Regionen der Hoch- und Mittelgebirge begibt. Seine Anschrift lautet: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf, E-Mail: christoph.sabatzki@blfd.bayern.de.

Literatarauswahl:

1. Wihr, Rolf: Restaurierung von Steindenkmälern. Ein Handbuch für Restauratoren, Steinbildhauer, Architekten und Denkmalpfleger. München [Callwey Verlag] 1980.
2. Wölbert, Otto: Winterschutzverkleidungen für witterungsgefährdete Objekte (Hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg). Esslingen 1994.
3. Snethlage, Rolf: Steinfestigung mit Kieselsäureester, in: Arbeitsblätter des Bay. Landesamtes für Denkmalpflege, Mai 1995 (unveröffentlicht).
4. Hoferick, Frank u.a.: Entsalzung von Skulpturen aus Elbsandsteinen im Wasserbadverfahren. Dresden 2005.
5. Kleindenkmale in Baden-Württemberg. 20 Jahre Erfassen und Dokumentieren im Ehrenamt (Hrsg. v. Reg.-Präsidium Stuttgart). Arbeitsheft 43. Neu überarbeitete Aufl. Stuttgart 2019.

Anmerkungen:

- 1 Wihr, Rolf: Restaurierung von Steindenkmälern. München 1980.
- 2 Einen übersichtlichen Erfassungsbogen findet man im Arbeitsheft Nr. 43: Kleindenkmale in Baden-Württemberg (s. Literatarauswahl).

Gerhard Gollner

23. und 24. Oberfränkische Malertage: Bad Steben 2020 – Pettstadt 2021

In den Jahren zwischen 1998 und 2019 waren die 22 bisherigen Oberfränkischen Malertage (OMT) sehr erfolgreich in den Orten Weidenberg, Pegnitz, Bayreuth, Hof, Creußen, Kronach, Kulmbach, Forchheim, Wunsiedel, Coburg und Marktredwitz, im Markgräflischen Bayreuth, bei der deutsch-böhmisichen Brückenallianz in Arzberg, Höchstädt, Hohenberg a.d. Eger, Schirnding, Thiersheim und Thierstein sowie in Seßlach, Schwarzenbach/Saale, Kirchenlamitz, Neustadt bei Coburg, Münchenberg, Bad Rodach, Neudrossenfeld, Lichtenfels, Hollfeld und Ebernmannstadt abgelaufen. Sowohl die Künstler als auch die Kommunen zeigen sich erfreut darüber, dass sich die traditionellen Oberfränkischen Malertage trotz Corona behaupten konnten. Pandemiebedingt mussten zwar die jeweiligen schaffensreichen Workshops von den üblichen Mai-Terminen auf den Herbst verschoben werden, doch bedeutete die bunte herbstliche Vielfalt keinesfalls einen Nachteil für das künstlerische Schaffen der zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus ganz Bayern.

So fand der Workshop der 23. Oberfränkischen Malertage 2020 vom 15. bis 18. Oktober im malerischen Kurort Bad Steben unter dem Motto „*Bad Steben – ein Bad zwischen Jugendstil und Moderne*“ statt, begleitet vom 1. Bürgermeister Bert Horn und stark beachtet von den Bewohnern, die den Kunstschauffenden beim Entstehen ihrer Werke über die Schulter schauen konnten. Wegen der unsicheren Pandemie-Entwicklung blieb den Künstle-

rinnen und Künstlern Yvonne Bressel, Karin Dietel, Gabriele Endres, Hildegard Freiderking, Christel Gollner, Kathrin Horn, Rosemarie Kessler, Dorothea Leist, Jürgen Meyer-Andreas, Gertrud Plescher-Fahnler, Udo Rödel und Peter Schmidt aber die Ausstellung der Gemälde und damit der Höhepunkt ihres Schaffens bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt versagt.

Die Präsentation soll in jedem Fall noch 2021 an der Staatlichen Spielbank und der Katholischen Kirche in einer eher ungewöhnlichen Kombination von Ausstellungsorten stattfinden. Bis dahin sind die meisten Bilder der 23. OMT Bad Steben einstweilen digital unter der Homepage <https://www.oberfränkische-malertage.de/galerie-bad-steben-2020> zu finden.

24. Oberfränkische Malertage Pettstadt 2021 – Leben zwischen Wasser und Wald

Selbstverständlich werden die Oberfränkischen Malertage wie geplant weitergehen! Im Jahr 2021 wird die Gemeinde Pettstadt – als erste im Landkreis Bamberg – die 24. Oberfränkischen Malertage veranstalten. Pettstadt kann in diesem Jahr seine 950-Jahrfeier durchführen. Erster Bürgermeister Jochen Hack und seine Bürger freuen sich darauf, in diesem Zusammenhang ausschließlich aktuelle Ansichten ihres interessanten, vielbesuchten Ortes und seiner reizvollen Umgebung durch namhafte Künstler aus ganz Bayern gezeigt zu bekommen. Denn nur brandaktuelle Gemälde zum Thema „*Leben zwischen Was-*

ser und Wald“ werden beim viertägigen Workshop vom 9. bis 12. September vor den Augen der Pettstadter Bürger und ihrer Gäste sowohl in den Straßen Pettstadts und im „Bürgertreff“ in der Ortsmitte als auch in der freien Natur entstehen. Vorbereitende Gespräche zwischen dem Bürgermeister und der 1. Vorsitzenden der OMT, Karin Dietel aus Gefrees, sowie der Ehrenvorsitzenden und Gründerin der OMT, Christel Gollner aus Bayreuth, ergeben unter anderem, dass sich die orts-

ansässige „Kunstschiemde“ an den Oberfränkischen Malertagen bei Organisation und Durchführung unterstützend beteiligen wird. Die Präsentation der beim Workshop entstandenen Gemälde beginnt als zweiter Teil der 24. Oberfränkischen Malertage dann mit der Ausstellungseröffnung am Samstag, den 25. September 2021. Im Pettstadter „Bürgertreff“ und im dortigen Rathaus werden die Werke schließlich bis Ende Oktober 2021 zu sehen sein.

BÜCHER ZU FRÄNKISCHEN THEMEN

Werner Eberth: **Zarin Marie von Russland und ihre Reiseandenken aus dem Raum Kissingen 1857.** Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2018; 76 S. m. 44 Abb., davon 32 in Farbe.

Als sich Kissingen im 19. Jahrhundert zum Weltbad entwickelte, verdankte das Bad dies vor allem dem europäischen Hochadel und dem reichen Bürgertum seiner Zeit. Unter den zahlreichen russischen Adeligen befand sich auch die Zarin Marie (Marija Alexandrowna) von Russland, eine geborene Prinzessin aus dem Hause Hessen-Darmstadt. Sie muss anlässlich ihres ersten Aufenthaltes in Kissingen im Jahre 1857 so vom Kurort und seiner Umgebung angetan gewesen sein, dass sie alles aufkaufen ließ, was es an Ansichten von Kissingen und seinem Ambiente gab. In der kaiserlichen Porzellanmanufaktur Sankt Petersburg wurden anschließend diese Vorlagen dazu verwendet, ein Kaffee-

service zu schmücken, das die Zarin ihrem Bruder Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt schenkte. Heute befindet sich das Geschenk im Porzellanmuseum zu Darmstadt. Der Darmstädter Fotograf Heinz Hefele hat das Service abgelichtet. Werner Eberth präsentiert die Einzelstücke im vorliegenden Buch und erläutert fachkundig die dargestellten Motive.

Das ist in groben Zügen der Schwerpunkt des Bandes, wobei der Autor das Ganze noch mit zahlreichen biographischen Anmerkungen zum Leben der Zarin und ihres Mannes, Zar Alexander II., angereichert hat. Das betrifft insbesondere das politische Wirken des Zaren, der bei einem Bombenattentat 1881 ums Leben kam; das betrifft aber auch sein Privatleben in ehelicher und außerehelicher Hinsicht. Schließlich lebte er nach 1880 in morganatischer Ehe mit der Fürstin Jekaterina Michailowna Dolgorukowa, die ihm fünf Kinder gebar. Der Autor bietet

auf diese Weise die Konturen einer russischen Hochadelsfamilie, die das Leben der Zarin Marie dem Leser etwas näherbringt.

Das von ihr in Auftrag gegebene Kaffeeservice mit Motiven des Kurortes und seiner Umgebung ist natürlich für einen versierten Heimatforscher wie Werner Eberth ein Glücksfall, erlaubt es doch einen Blick zurück in das 19. Jahrhundert Kissengens. Es bietet dem Verfasser die Spielfläche für Erklärungen, z.B. zur Geschichte der abgebildeten Häuser bzw. Anlagen. Vielfach lassen sich auch der damalige Zustand mit dem heutigen vergleichen bzw. Abrisse oder bauliche Veränderungen wie beispielsweise Aufstockungen deutlich machen. Eberth verfolgt akribisch alle diese städtebaulichen Veränderungen der Kurstadt, ja er führt dem Leser sogar Bauten vor Augen, die heute gar nicht mehr bestehen, wie z.B. die gusseiserne Brunnenhalle. Seine sachkundigen, konzisen Erklärungen, seine Ausführungen zur jeweiligen Bau- und Besitzgeschichte und seine Schilderungen von Begebenheiten, die sich dort abspielten, vermitteln ein Stück Heimatgeschichte, die seit langem vergessen war. So entsteht das Bild Kissengens, wie es im 19. Jahrhundert aussah, von neuem. Die zwölf Kaffeetassen mit Motiven von Schloss Aschach, Bocklet, Hausen oder der Burg Bodenlauben – um nur einmal ein paar zu nennen – komplettieren das Ganze.

Neben dieser mehr baugeschichtlich orientierten Betrachtung soll der malerische Reiz der Miniaturen nicht verschwiegen werden, die mit großer Könnerschaft auf Kaffee-, Tee-, und Milchkanne oder auf der Konfektschale bzw. der Zuckerdose appliziert sind. Das sind meisterliche Miniaturarbeiten, die zu den besten ihrer Zeit gehören. Ihre duftige, zarte Malweise und ihre aquarellähnlichen Valeurs zeugen

von hoher Könnerschaft der ausführenden Künstler.

Gerade diese hohe Qualität der Miniaturen, verbunden mit den gründlichen Ausführungen des Autors, macht den Reiz dieser Publikation aus, die ein Stück Kissinger Geschichte präsentierte, das bisher weitgehend unbekannt war. Das ist das Verdienst Werner Eberths. *Peter Kolb*

Die Zisterzienser. Konzeptionen klösterlichen Lebens. Hrsgg. v. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württembergs. Konzeption und Redaktion des Tagungsbandes: Joachim Werz. Regensburg [Verlag Schnell & Steiner] 2017; ISBN 978-3-7954-3194-5, 328 S., zahlr. Abb., 24,95 Euro.

Das nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück 1648 einsetzende politische, wirtschaftliche und kulturelle Rétablissement hatte auch seine Auswirkungen auf die Klosterlandschaft im Südwesten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Unter dem Titel „Zisterzienser im Barock“ veranstalteten die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, die Charte européenne des Abbayes et Sites Cisterciens, das Bildungshaus Schöntal, das Landratsamt Hohenlohekreis und die Gemeinde Schöntal im Jahre 2013 eine internationale Tagung, deren beeindruckenden wissenschaftlichen Ertrag der vorliegende Band präsentierte. Die ehemalige Zisterzienserabtei Schöntal bildete dabei den passenden Rahmen für das interdisziplinär angelegte Kolloquium, dessen Spannweite von historischen, kirchenhistorischen und ordensgeschichtlichen bis hin zu musik- und literaturwissenschaftlichen Beiträgen reicht.

Die geistigen, theologischen wie spirituellen Voraussetzungen der Zeit, die innovativen Impulse nach dem Westfälischen Frieden und ihre künstlerischen Umsetzungen werden vor allem am Beispiel der Abteien Schöntal, Salem und Maulbronn untersucht. Die Abteien der Provinz Franken, Ebrach und Bronnbach, sowie weitere Ordensniederlassungen im Reich und in Europa werden vielfach vergleichend herangezogen. Dabei werden in einem ersten Abschnitt vor allem die zisterziensischen Konzeptionen klösterlichen Lebens und das monastische Selbstverständnis des Ordens gewürdigt. Dies spiegelte sich beispielsweise in der Herrschaftspraxis, in den Formen des barocken Wallfahrtswesens oder in musikalischen und liturgischen Konzeptionen wider. Die Außenwirkung und das repräsentative Selbstverständnis barocker Abteien werden in einem weiteren Abschnitt vor allem anhand bau- und architekturgeschichtlicher Studien dargestellt. Die Spannungen zwischen den monastischen Idealvorstellungen und der realen Wirklichkeit in den Jahren vor der Säkularisation führt schließlich ein letzter Teil eindrucksvoll vor Augen. „Der Abt war längst ohne Einfluß, die Prioren ohne Autorität, der größte Theil der Ordensgeistlichen durch Zwietracht getrennt“, so lautete das knappe Urteil über den Schönitaler Konvent durch die württembergische Klosterbereisungskommission aus dem Jahre 1803. Die Aufhebung des nur noch 35 Mönche und zwei Laienbrüder umfassenden Konventes, der „ohne litterarische Bildung und mit einem großen Hang zur Streitigkeit“ beschrieben wurde, stand unmittelbar bevor. Damit wird die zentrale Frage angeschnitten, inwieweit die Auflösung der Klöster am Beginn des 19. Jahrhunderts nur auf den inneren Verfall des Ordenslebens oder auch auf die grundle-

genden geistigen Veränderungen des 18. Jahrhunderts zurückzuführen sind. Es wird jedoch zu Recht darauf hingewiesen, dass Berichte wie diese bereits seit der Reformation in Umlauf gesetzt wurden, um eine mögliche Auflösung der Klöster als längst überfällig erscheinen zu lassen und darüber hinaus auch formal zu begründen.

Der sehr ansprechend gestaltete, mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete und durch ein Register erschlossene Sammelband, bietet eine Fülle von Themen und Aspekten, die auch für die fränkische Landesgeschichte von Interesse sind. Aufgrund seiner überzeugenden Konzeption und seines wissenschaftlichen Ertrages sollte er für ähnliche Untersuchung zur Geschichte der Abteien der ehemaligen Ordensprovinzen Bayern und Franken sowie zur Geschichte der Orden und Klöster in der Barockzeit dienen.

Johannes Schellakowsky

Franz Reitinger/Hans Joachim Schollenberger: **Johann Jakob Schollenberger (1646–1689). Nürnberg und die Bildproduktion des Barock. Werkbiographie des Verschollenen.** Regensburg [Verlag Schnell & Steiner] 2018; ISBN 978-3-7954-3201-0, 352 S., zahlr. Abb., 49,95 Euro.

Wenn sich genealogische und wissenschaftliche Interessen zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort treffen, kann dies – wie im vorliegenden Fall – in kurioser, aber zugleich glückhafter Weise zum Entstehungsmoment eines Buches werden. Die wissenschaftliche Würdigung des bislang wenig bekannten Nürnberger Kupferstechers und Kunstverlegers Johann Jakob Schollenberger durch zwei Verfasser verdankt ihren Ursprung den familienge-

schichtlichen Vorarbeiten eines Diplomingenieurs aus Norddeutschland und den Recherchen zur Vorbereitung einer Ausstellung eines österreichischen Historikers und Autors. Daraus entstand eine reich bebilderte, überaus ansprechend gestaltete Untersuchung, die als „*Werkbiographie des Verschollenen*“ das umfangreiche Schaffen Schollenbergers erstmals umfassend katalogisiert und datiert. Sie verdeutlicht das eindrucksvolle Repertoire des ungemein produktiven Künstlers sowie dessen regionale und überregionale Bezüge. Neben Buch- und Titelblattillustrationen, Landkarten, Kalendern und Einblattdrucken finden sich hier zahlreiche, unterschiedliche Funktionen erfüllende Porträtdarstellungen seiner Zeit. „*Alles, vornehmes und geringes, der Adel bis auf den Scharfrichter und Schergen, lässt sich in Kupfer stechen*“, bemerkte noch im Jahre 1760 der an der Universität Altdorf lehrende Historiker Georg Andreas Will (1727–1798).

Ungeachtet der negativen Urteile des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt die Untersuchung durch Bildvergleiche Schollenbergers herausragende visuelle Begabung und sein hervorragendes Gespür für physiognomische Eigenheiten. Darüber hinaus entwickelte er interessante und innovative Mischformen zwischen Portrait und Illustration, die eine Nähe zur frühneuzeitlichen Memorialkultur (beispielsweise in der Form der Ahnenverehrung und der Denkmalproduktion) aufweisen. Als sich im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eine Sättigung des Marktes abzuzeichnen begann, verlor der unter hartem Konkurrenzdruck stehende, weitgehend isolierte Künstler einen Großteil seiner Auftraggeber. Eine berechtigte, gleichwohl aussichtslose juristische Auseinandersetzung mit seiner Heimatstadt führte zum Verlust seines Vermögens, zur Scheidung von

seiner Frau und zu einer „*Verwirrung im Kopf*“, wie zeitgenössische Quellen berichten. Es gehört zur Tragik dieser Künstlerbiographie, dass sich Schollenberger, den man in Kettenhaft gelegt hatte, am 2. Juli 1689 selbst das Leben nahm. Sein Leichnam wurde an einer unbekannten Stelle außerhalb des städtischen Friedhofs begraben. Ein Jahr später strich man seinen Namen aus dem Ämterbuch, seine Biographie verschwand aus dem kollektiven Gedächtnis Nürnbergs.

Seine vielgestaltige künstlerische Hinterlassenschaft als Zeichner und Graveur aber hat die Zeiten überdauert, findet sich heute in zahlreichen Museen, Bibliotheken und Archiven und sollte weiter wissenschaftlich gewürdigt werden. Mit der verdienstvollen und anregenden Untersuchung, die einen wichtigen Beitrag zur Kunstproduktion der Reichsstadt Nürnberg im 17. Jahrhundert darstellt, ist dafür eine wesentliche Grundlage für weitere Forschungen gelegt worden. Der vorliegende Band ordnet die Arbeiten Schollenbergers, verzeichnet die entsprechenden Fundorte sowie die Drucker und Verleger und erschließt das umfangreiche Werk über entsprechende Register.

Johannes Schellakowsky

Dieter Fauth: **Anna Seghers – eine jüdische Kommunistin gegen das NS-Regime – im Lichte ihrer Freundinnen**. Zell a. Main [Verlag Religion & Kultur] 2019; ISBN 978-3-933891-32-7, 206 S., zahlr. Abb., 20,00 Euro.

„*Die Erlebnisse und die Anschauungen eines Schriftstellers, glaube ich, werden am allerklarsten aus seinem Werk, auch ohne spezielle Biographie*“, antwortete Anna Seghers (1900–1983) im Jahre 1965 auf die Frage

ihrer Schriftstellerkollegin Christa Wolf (1929–2011) nach der Bedeutung biographischer Spuren in ihrem eigenen schriftstellerischen Werk. „So viele einander widersprechende, scheinbar ausschließende Identitäten, so viele tiefe schmerzliche Bindungen, so viele Angriffsflächen, so viele Herausforderungen und Bewährungswänge“, umriss Christa Wolf später das teilweise widersprüchliche Bild von Seghers, die abhängig vom politischen Standort des Betrachters zwischen kommunistischer Funktionärin und sozialistischer Schutzheiliger gesehen wurde. Dieser öffentliche Diskurs scheint partiell bis heute fortzuwirken, auch wenn sich in den letzten Jahren eine differenzierte und unvoreingenommene Interpretation durchgesetzt hat.

Der vorliegende Band von Dieter Fauth stützt sich auf das schriftstellerische Werk und auf zahlreiche archivalische Quellenfunde, aus denen die Beziehung von Anna Seghers zu ihrer aus Lindelbach (nahe Wertheim) stammenden Freundin Katharina Schulz (1897–1992) und zu ihrer aus Frankfurt am Main gebürtigen Studienfreundin Elisabeth Zakowski, geb. Triebel (1897–1992), die sich im kommunistischen Widerstand gegen das NS-Regime engagierte, erarbeitet wird. Die ausführliche, zuweilen sehr kleinteilige und schwer zu lesende Rekonstruktion der Biographien, des bäuerlich-handwerklichen Milieus und des bis Ende der 1960er Jahre bestehenden Freundeskreises erscheint auf den ersten Blick verdienstvoll und bietet neue Aspekte hinsichtlich der beiden Romane „Der Kopflohn“ (1933) und „Das siebte Kreuz“ (1939).

Es ist jedoch völlig unverständlich und im Grunde nicht akzeptabel, dass sich der Verfasser nicht mit wesentlichen Forschungsergebnissen zur Biographie, zur literarischen Deutung des Werkes oder zur

Exilliteratur auseinandersetzt hat. Dies betrifft beispielsweise die Untersuchungen von Birgit Ohlsen: „Heimat“ im Exilwerk von Anna Seghers (Berlin 2017) oder Dieter Schiller: Der Traum von Hitlers Sturz. Studien zur deutschen Exilliteratur 1933–1945 (Frankfurt/Main 2010), die sich intensiv mit der Entwicklung des Heimatbegriffes bei Anna Seghers und ihrer Rolle innerhalb der exilierten Schriftsteller beschäftigen.

Am Ende der Lektüre bleibt der zwiespältige Eindruck, es ginge nicht in erster Linie um einen wissenschaftlichen Beitrag zur literarischen Verarbeitung von persönlichen Freundschaften und Ortschaften oder des kommunistischen Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime, sondern um die Darstellung des „linken Engagements“ und „die Ideale eines linken Humanismus“, der alle drei verband. Über die Biographien soll zudem „das Weiterwirken antinazistisch eingestellter Personen im Nachkriegsdeutschland“ dargestellt werden, was auf weite Strecken den Eindruck vermittelt, den Anschluss an die legendenhafte Überhöhung des kommunistischen Widerstandes im Dritten Reich zu suchen. So hätten der Studie deutlich weniger politisch-weltanschauliche Zielsetzungen und eine intensive Auseinandersetzung mit den beachtlichen Erträgen der aktuellen wissenschaftlichen Forschung zu Anna Seghers gutgetan. *Johannes Schellakowsky*

Gisela Naomi Blume (Bearb.): **Der neue jüdische Friedhof in Fürth. Geschichte – Gräber – Schicksale** (Personengeschichtliche Schriften 12). Nürnberg [Gesellschaft für Familienforschung in Franken] 2019; ISBN 978 3-929865-75-2, 736 S., rd. 1.200 meist farbige Abb., 36,00 Euro.

Aufgrund der geographisch-politischen Lage der Stadt Fürth zwischen der freien Reichsstadt Nürnberg, dem Hochstift Bamberg und der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth entwickelte sich die dortige jüdische Gemeinde im Verlauf der Frühen Neuzeit zu einem wirtschaftlichen und geistigen Zentrum des Judentums in Süddeutschland. In den Jahren des Dreißigjährigen Krieges, vor allem aber im Zuge des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rétablissements nach 1648 kam es zu einem massiv geförderten Bevölkerungszug jüdischer Bevölkerungsteile in die mittelfränkische Stadt, die schon bald als das „fränkische Jerusalem“ bezeichnet wurde. Die herausragende Entwicklung der Gemeinde im 17. Jahrhundert verdeutlichten die Entstehung des ersten jüdischen Friedhofs (1607), den Bau zweier Synagogen (1617/1697), die Einrichtung einer Talmudschule (1657) sowie eines Spitals (1653) und verschiedener Druckereien (1691). Die Talmudschule gehörte vor allem im 18. Jahrhundert zu den spirituellen Zentren jüdischen Lebens im Alten Reich und hatte eine Ausstrahlung auf die jüdischen Gemeinden vieler europäische Territorien.

Zu den herausragenden kulturellen Denkmälern jüdischer Geschichte in Fürth gehören der alte jüdische Friedhof und der im Jahre 1904 eröffnete neue jüdische Friedhof, der heute nicht weniger als 875 Grabstätten, in denen rund 1.075 Personen bestattet worden sind, umfasst. Die vorliegende, überaus verdienstvolle Zusammenstellung skizziert zunächst die Geschichte des Beerdigungsgeländes sowie dessen Einrichtung, Entwicklung und bauliche Ausstattung. Darüber hinaus werden auch die religiösen Riten, die die Besonderheit jüdischer Begräbnis- und Friedhofskultur ausmachen, erläutert.

Im Hauptteil sind alle erhaltenen Grabstätten ausführlich dokumentiert; dies umfasst v.a. farbige Fotos der Gräber und deren Inschriften. Aus einer Vielzahl von Quellen, oftmals entlegener Literatur und nicht selten anhand historischer Aufnahmen wurden mit großer Sorgfalt Lebensdaten, familiäre Zusammenhänge, der soziale Stand und die früheren Wohnverhältnisse der Bestatteten rekonstruiert. In vielen detaillierten Lebensläufen lassen sich auch die bestürzenden Schicksale jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger während der Zeit des Nationalsozialismus und die Zerstreuung der einstigen bedeutenden Gemeinde in ganz Europa und Übersee nachvollziehen.

Ein umfangreicher Namensindex der Bestatteten und ihrer Ehepartner und ein Index der zeitweise in jüdischem Besitz befindlichen, oft heute noch bestehenden Häuser erschließen das materialreiche Buch. Diese kurze Beschreibung kann freilich nur andeuten, welch wichtige Arbeit hier für die personen- und familiengeschichtliche Forschung geleistet wurde. So stellt der Band einen herausragenden Beitrag zur Stadtgeschichte Fürths, zur historischen Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Bayern und Deutschland und ihrer vielfach nicht mehr vorhandenen Friedhöfe sowie zum grundlegenden Verständnis des Judentums in Deutschland dar. *Johannes Schellakowsky*

Museen der Stadt Nürnberg u. Albrecht-Dürer-Haus (Hrsg.): **Michael Wolgemut. Mehr als Dürers Lehrer.** Regensburg [Verlag Schnell & Steiner] 2019; ISBN 978-3-7954-3470-0, geb. 28,5 x 23 cm, 352 S., ca. 200 Farabb., 40 Euro.

Noch bis vor relativ kurzer Zeit war der in Nürnberg tätige Maler Michael Wolge-

mut – zumindest für eine größere Öffentlichkeit – wenig mehr als der Lehrer Albrecht Dürers. „*Mehr als Dürers Lehrer*“, so lautet nun der sinnreiche Untertitel einer Nürnberger Ausstellung, zu der ein Katalog erschien, der sowohl für die Fachwissenschaft (Spezialgebiet: Fränkische Tafel- und Glasgemälde und Skulpturen des ausgehenden Mittelalters) als auch für ein interessiertes Laienpublikum neue und vor allem bewusstseinsbildende Forschungsergebnisse präsentierte. Parallel zur Erstellung eines wissenschaftlichen Gesamtkatalogs aller spätmittelalterlichen Nürnberger Gemälde im Besitz des Germanischen Nationalmuseums hat man sich also intensiv mit Michael Wolgemut befasst, um alte Thesen zu revidieren, bis heute eher unbekannte Stücke genau zu betrachten und auf der Grundlage modernster Technik die Tafelgemälde und die dazugehörigen Skulpturen in ein neu beleuchtetes kunsthistorisches und sozialgeschichtliches Umfeld zu stellen.

Obwohl sich in Nürnberg und Umgebung ein nicht ganz so kleines Corpus von Arbeiten aus seiner Werkstatt erhielt, dürfte bislang kaum klar gewesen sein, dass es fast unmöglich ist, von ‚dem‘ Meister Wolgemut zu sprechen. Nur wenige Gemälde und Zeichnungen (vor allem in Erlangen) können seiner eigenen Hand zugeschrieben werden; der Durchgang durch Altarwerke, Porträts und Fragmente einstiger Retabeln (der Katalog präsentiert nicht weniger als drei Dutzend Arbeiten) macht klar, dass es seinerzeit – darin ein wenig der späteren Cranach-Werkstatt vergleichbar – nicht darum ging, das herausragende Einzelwerk eines namentlich bekannten Meisters zu erwerben. Stichwort Arbeitsteilung: In etlichen der Beiträge geht es zentral um die Frage, wie die einzelnen Hände, die an den Werken tätig

waren, zu scheiden sind. Es war weniger Wolgemuts Talent, das für die Dignität der vielen um 1500 erstellten Retabeln und wenigen Einzelporträts (unter denen das des Hans Tucher und seiner Frau herausragt) verantwortlich war, als die Gruppenarbeit, die, abhängig vom Talent einzelner Gesellen und Schüler, durchaus verschiedene Stile kreierte. Aus diesem Grund kann trotz skrupulöser Werkvergleiche nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden, ob eine Landschaft und eine Einzelfigur im für die Wolgemut-Werkstatt in der Burgstraße gesicherten Œuvre von Albrecht Dürer gemalt wurden.

Andererseits verwundert es, wenn laut Manuel Teget-Welz der nach wie vor urkundlich nur schlecht gesicherte Grünewald „*zu den wenigen namentlich bekannten Mitarbeitern Wolgemuts zählte*“ (dafür gibt es keinen Beleg) sowie die diskutable und in einer monumentalen Untersuchung zumindest gut untermauerte These, dass der Lindenhardter Altar, dessen Pressbrokate das Werk in die Wolgemut-Werkstatt verweisen, vielleicht von Hans Süß von Kulmbach gemalt worden sein könnte, mit einer nichtssagenden Floskel vom Tisch gewischt wird. Man sieht, dass Kunstgeschichte in Fällen, wo sie sich auf rein stilistische Argumente stützen muss, bisweilen im Raum bloßer Vermutungen bleibt. Insofern sind die vielen „Händescheidungen“, die in den grundlegenden Beiträgen und den Werkartikeln erläutert werden, bisweilen spekulativ. Im Hinblick auf das gesamte Œuvre, das zwischen 1476 und den 1510er Jahren bezeugt ist – zwischen einigen erstrangigen Fenstern in der Lorenzkirche und einigen minderwertigen Arbeiten, die bezeichnenderweise nicht mehr in der Stadt, sondern auf dem Land gefunden werden können –, zeigt sich deutlich, dass es noch zu Wolgemuts Zei-

ten nicht darum ging, individuelle Kunstwerke herzustellen. Der Paradigmenwechsel zu Dürer, der vielleicht ein paar Spuren in Wolgemuts Werkstatt hinterließ, und dessen Weg zwischen dem alten Meister, dessen eigenen Vorbildern (den Arbeiten der Pleydenwurff-Werkstatt) und seiner Adaption italienischer Vorbilder verlief, kann gerade mit den manchmal zweitklassigen, d.h., eher summarisch gemalten, Bildern der älteren Machart erläutert werden.

Man würde Wolgemut jedoch nicht gerecht werden, reduzierte man ihn auf einen zwar fleißigen, doch eher durchschnittlichen Künstler, dessen Eigenheiten vollständig in seiner Werkstatt aufgingen. Wir verdanken ihm auch, nach wichtigen Exempeln religiöser Druckgraphik, die Holzschnitte im berühmtesten Wiegendruck, der je in Nürnberg hergestellt wurde: der Schedel'schen Weltchronik. Nürnberg positionierte sich mit Wolgemuts Arbeiten auch als Vermittler zwischen der Kunst der Niederländer und Süddeutschland; mit dem Bildhauer Sixtus Frei haben wir sogar einen Künstler, der von Nürnberg nach Trient ging und in beiden Städten unverwechselbare Werke hinterließ.

Ein eigener Beitrag wurde den intensiven Beziehungen der Wolgemut-Werkstatt zu Schlesien gewidmet, die weiterer Vertiefungen bedürfen. Aber auch so wird klar, dass es nicht nur Handelsbeziehungen waren, die zwischen der Pegnitz und den weit östlich gelegenen Gegenden vermittelten, genauso wie in etlichen erstklassigen Zeichnungen des Meisters und den zweitklassigen einiger Gesellen die Wege zwischen den älteren Kunstregionen Böhmens und Frankens noch in den Spurrinnen der Parler verliefen.

Damit liegt endlich ein Buch über einen so typischen wie herausragenden Ma-

lerunternehmer, auch über bedeutende Arbeiten der von Wolgemut qua Heirat beerbten Pleydenwurff-Werkstatt vor, das die Altäre in der Lorenz- und Sebalduskirche, in Schwabach und Feuchtwangen, aber auch in Zwickau und (einst) in Hof in ihrem kunstgeschichtlichen Eigenwert bisweilen relativiert, bisweilen adelt. So gesehen ist nicht nur der Blick auf die Zusammensetzung der Wolgemut-Werkstatt realistisch. Mit den knapp 100 Katalognummern und 200 exzellenten Abbildungen besitzen wir nun endlich eine in jedem Sinne farbige Übersicht über eine wichtige Nürnberger Werkstatt und deren Leiter, deren Arbeitstechniken, Stilvielfalt und gelegentliche Originalität genau analysiert werden: als wichtiger Beitrag zur gelegentlich weit über Nürnberg hinaus wirkenden Kunstgeschichte des späten Mittelalters.

Frank Piontek

13 Führerscheine – 13 jüdische Schicksale. Historische Ausstellung zu den Biographien von dreizehn Menschen, denen 1938 im Bezirksamt Lichtenfels der Führerschein entzogen wurde, weil sie Juden waren. Scrap Book zur gleichnamigen Ausstellung. Projekt des P-Seminars Geschichte des Meranier-Gymnasiums Lichtenfels unter Leitung von Studiendirektor Manfred Brösamle-Lambrecht auf Initiative des Landrats Christian Meißner. Schuljahr 2017/18, 2., korr. und erw. Auflage. Lichtenfels 2019; PDF-Datei, 11,8 MB.

Ende 2019 erschien in Lichtenfels eine Dokumentation mit dem Titel „13 Führerscheine – Dreizehn jüdische Schicksale“ als Projekt des P-Seminars des Meranier-Gymnasiums Lichtenfels, initiiert und gefördert durch den Landkreis Lichtenfels, gesponsert durch die Koinor-Horst-Mül-

ler Stiftung. Nach einer Einführung in die Dokumentation mit der Frage „Wozu ein Scrap Book?“ und einer Erklärung des Themas folgen die ausführlichen Lebensläufe der 13 jüdischen Menschen aus Lichtenfels, denen im Dritten Reich der Führerschein entzogen wurde, nur weil sie Juden waren, obwohl einige von ihnen im Ersten Weltkrieg als Soldaten ihr Leben für ihr Deutsches Vaterland riskiert hatten: Leo Banemann, Artur und Alfred Goldmeier, Max Hellmann, Jenny Kraus, Willy Kraus, Josef Kraus, Alfred Marx, Sigmund Marx, Theodor Nordhäuser, Alfred Oppenheimer, Leo Wolf, Berta Zinn und Stefan Zinn. Auch die Nachfahren vieler dieser jüdischen Menschen kommen ausführlich zu Wort. Mit Erleichterung kann der Leser feststellen, dass vielen der einstigen Führerscheinbesitzer die Emigration in die USA gelang. Leider wurden aber auch einige Opfer des NS-Staates: Theodor Nordhäuser wurde im Rahmen der Aktion Reinhard 1942 ermordet, Alfred Oppenheimer und Leo Wolf fanden mit großer Sicherheit den Tod im Konzentrationslager Sobibor.

Übersichten zu den Themen „Juden im Raum Lichtenfels“, „Führerschein und Auto in den 1930er Jahren“ sowie „Das Bezirksamt – die Rolle der lokalen Verwaltung“ schließen sich harmonisch an den Hauptteil der Dokumentation an, gefolgt von einem Aufsatz mit dem Titel „Auf der Suche nach Wilhelm Aumer“, einem Beamten in Lichtenfels, der Juden bei der Auswanderung half.

Eine Liste jüdischer Kfz-Besitzer, erstellt 1938 vom Bezirksamt Lichtenfels, eine Danksagung an alle Persönlichkeiten und Institutionen, die bei der Konzeption der Dokumentation Hilfe geleistet hatten, eine weitere Danksagung an die Nachkommen der Juden, denen man die Füh-

erscheine abgenommen hatte, eine Vorstellung der Schülerinnen und Schüler sowie der Lehrer des P-Seminars Geschichte 2017/18 sowie ein Nachweis der Abbildungen schließen diese einzigartige Dokumentation ab.

Den Schülern und Lehrern des Projekts des P-Seminars des Meranier-Gymnasiums Lichtenfels ist es in der Tat gelungen, den 13 Juden, denen man den Führerschein abnahm, nur, weil sie Juden waren, ein bleibendes Denkmal zu setzen. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte unseres Landes ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Johann Schrenk: **Kulturstadt Nürnberg. Herkunft und Zukunft in Europa.** Reihe Buchfranken. Röttenbach [Schrenk-Verlag] 2019, ISBN 978-3-924270-766, 304 S., zahlr., z.T. farbige Abb., 49,80 Euro

Das Buch versteht sich als begleitendes Lesebuch zur Bewerbung Nürnbergs als europäische Kulturhauptstadt 2025. Es ist ein Mosaik aus den verschiedensten Bereichen der Nürnberger Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Geschichte, Politik, Kultur, Wirtschaft, Architektur, Literatur und Gesellschaft. Die Autoren sind ausgewiesene Experten ihres Fachs, Namen wie Alt-OB Ulrich Maly, Hermann Glaser, Uli Glaser, Oskar Schneider, Steffen Radlmaier, Dani Karavan, der Schöpfer der Straße der Menschenrechte, Barbara Bogen, Doris Katheder u.a. unterstreichen das. Im Rahmen dieser Besprechung können verständlicherweise nur ausgewählte Aspekte des umfangreichen Buches präsentiert werden.

In einem ersten Abschnitt nehmen Ulrich Maly, Hans-Joachim Wagner, Her-

mann Glaser und Barbara Bogen sowie William F. Sheldon Stellung zur Bewerbung Nürnbergs als Kulturhauptstadt Europas 2025 und erläutern, was aus ihrer Sicht dafür spräche. Daran anschließend skizziert Horst Brunner unter dem Titel „Klosterfrauen, Humanisten, Patrizier, Handwerker. Nürnberg als Literaturstadt im Spätmittelalter, in der Frühen Neuzeit und im Barock“ das breite Spektrum schriftstellerischer Tätigkeit in der Stadt an der Pegnitz durch die Jahrhunderte. Leider wird die spätere Zeit in dem Artikel nicht behandelt, weswegen durchaus wichtige Nürnberger Dichter wie der Arbeiterdichter Karl Bröger, Hermann Kesten, Gisela Elsner, Fitzgerald Kusz, Godehard Schramm, Michael Zeller, Hans Magnus Enzensberger und Ludwig Fels keine Erwähnung finden.

Nach einem „Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer“, 1797 von Wilhelm Heinrich Wackenroder in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ veröffentlicht, schildert Matthias Murko zum Thema „Geistesblitze aus Franken“ das Wirken der zahlreichen Erfinder, Tüftler und technischen Pioniere in der Noris. Dass Nürnberg mit seiner Spielwarenmesse und dem Spielzeugmuseum ein wichtiges Zentrum der Herstellung, des Vertriebs und der Geschichte der deutschen Spielwarenherstellung ist, schildert Karin Falkenberg in ihrem Beitrag.

Auch die vom Nationalsozialismus verdunkelte Seite der Nürnberger Geschichte wird nicht ausgeblendet. Während sich Julius H. Schoeps und Olaf Glöckner mit Nürnberg im „Dritten Reich“ beschäftigen und auch die Auseinandersetzung mit diesem Erbe nach 1945 (Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände, Straße der Menschenrechte, Internationaler

Menschenrechtspreis) thematisieren, schildert Oscar Schneider in seinem Beitrag „Die Welt hält Gericht in Nürnberg“ die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse und die Bedeutung des „Tribunals der Sieger“. Der der NS-Zeit und ihren Konsequenzen gewidmete Abschnitt des Buches umfasst immerhin etwa ein Drittel des Buches. So wichtig dieses Thema ist, entsteht durch den Umfang des Kapitels ein Ungleichgewicht für die Bedeutung der Stadt Nürnberg als potenzielle Hauptstadt Europas 2025. Die Geschichte und Kultur der Noris umfasst rund 1000 Jahre, das „Dritte Reich“ währte bloß 12 Jahre.

Beiträge von Dani Karavan / Steffen Radlmaier, Hermann Glaser und Doris Katheter umreißen das Themenfeld des Denkprozesses innerhalb der Stadt im Umgang mit ihrer „braunen“ Vergangenheit, indem sie die Straße der Menschenrechte, die Diskussion um das ehemalige Reichsparteitagsgelände und die Erinnerung im Wandel in den Blick nehmen. Als Ziel steht die Mündigkeit des Bürgers, die für die Demokratie unerlässlich ist, im Mittelpunkt.

Ein weiterer Abschnitt mit Artikeln von Franziska Fronhöfer, Hermann Glaser und Uli Glaser betont am Beispiel Nürnbergs die Wichtigkeit der Erkenntnis, dass Kultur Soziokultur sein muss. Sie muss „ungeniert“ und „spielerisch“ angepackt werden und braucht stets neue Perspektiven.

Einen sehr aktuellen Aspekt umreißt Philipp Nieberle in seinem Text „Dürer goes digital“, in dem er ausweist, dass Nürnberg eine sich immer mehr digitalisierende Stadt ist, was auch für deren Umland, die Metropolregion, gilt. Als Messestandort, und durch die hohen Grade der bereits umgesetzten Digitalisierung kann die Noris als Deutschlands Digital-Hauptstadt glänzen, was sich auch an der Aus-

richtung des Digitalgipfels 2018 ablesen ließ. In diesem Zusammenhang muss auch erwähnt werden, dass die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (FAU) im Reuters-Ranking der innovativsten europäischen Universitäten auf Rang zwei liegt!

So kann das Buch „Kulturstadt Nürnberg – Herkunft und Zukunft in Europa“ allen wärmstens empfohlen werden, die ihr Wissen um die Stadt Nürnberg und die Metropolregion erweitern wollen, ebenso allen, die in den Bereichen Politik, Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft, Gesellschaft, Sozialwesen, Geschichte und Literatur tätig sind bzw. Interesse an diesen Themen haben. Das Gemeinschaftswerk von anerkannten Experten füllt eine Lücke am Buchmarkt. Es möge die Jury bei der Bewerbung Nürnbergs um die Kulturhauptstadt Europas 2025 überzeugen!

Ingeborg Höverkamp

Württembergisch Franken. Band 103. Jahrbuch 2019. Hrsg. v. Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V., Schwäbisch Hall 2019; ISSN 0084-3067, 377 S., zahlr. Abb., der Preis ist mit dem Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Große Teile des Nordostens Baden-Württembergs waren dem fränkischen Reichskreis zugehörig. Daran erinnert der ‚Fränkische Rechen‘ im großen Staatswappen Baden Württembergs. In diesen Regionen leben heute insgesamt rund eine Million Menschen. Der Historische Verein für Württembergisch Franken deckt mit seiner Arbeit weite Teile dieser geschichtlichen Bezüge – zumindest für den württembergischen Landesteil – immer wieder auf. Anhand der Liste der Fundstellen kann man die enge Verbundenheit der

Region mit den heute in Bayern liegenden Teilen Frankens nachvollziehen. Unter der bewährten Schriftleitung von Herta Beutter, Gerhard Fritz, Jörg Brehmer, Herbert Kohl und Armin Panter wurde auch das Jahrbuch 2019 zusammengestellt, was für die gewohnt hohe Qualität bürgt.

Der erste Beitrag der Sammlung befasst sich wieder mit dem Rätsel von Regenbach (die frühromanische Basilika in Unterregenbach bei Langenburg). Dr. Hans-Dieter Lehmann befasst sich unter dem Titel „Zum ‚Rätsel von Regenbach‘ und zur Herkunft einer Großmutter Kaiser Konrads II.“ zum wiederholten Male mit dem Thema. Das ist auch als Replik auf Bernhard Biedermanns Beitrag aus dem Jahrbuch 2016 „Regenbach und die Babenberger“ zu verstehen. Im Wesentlichen geht es um die Auslegung der Stiftungsurkunde aus dem Jahr 1033, bei der auch ein Markgraf von Schweinfurt als Zeuge mitgewirkt hat.

„Herbst auf der Comburg“ lautet der Aufsatz von Bernhard Biedermann, der sich, angeregt durch eine Festschrift zur 850-Jahrfeier von Schwäbisch Hall, mit einem Aufenthalt Kaiser Heinrichs VI. 1190 im Nahe von Hall gelegenen Kloster Comburg befasst. Er schließt darauf, dass das dort vorhandene spätromanische Hochgrab der Stifter des Klosters aus diesem Anlass für die Klosterkirche geschaffen wurde. Der ursprüngliche Standort in der Kirche unter dem Radleuchter und zwischen den Auferstehungszeugen sei leider 1970 im Zuge von Renovierungsarbeiten verändert worden. Er regt an, den Originalstandort und damit den kompositorischen Zusammenhang wiederherzustellen.

Helmut Wörner widmet sich unter dem Titel „Das Reitersiegel Gottfrieds von Hohenlohe – Reliquie oder Fälschung? Ein Forschungsbericht aus dem Hohenlohe-

Zentralarchiv Neuenstein“ mit dem Siegelstempel der „Ikone des Hauses Hohenlohe.“ Interessant ist, dass das heutige Reitersiegel zwar aus dem 18. Jahrhundert stammt, aber dass es Vorgänger gab, die sich zumindest bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Die Jahreszahl 1235 könnte einem Fehler des Münzprägers, einem Zifferndreher beim Vorlagestechen, geschuldet sein.

Dr. Helmut Neumaier schlägt unter der Überschrift „Arme von Adel – Die Herren von Dienheim in Unterschüpf, Angeltürn und Merchingen“ einmal mehr den räumlichen Bezug ins badische Bauland. Im Ritterkanton Odenwald waren fast ausschließlich alteingesessene Familien eingeschrieben. Die Dienheim kauften sich von Rheinhessen kommend hier 1578 ein. Die Motivation lag wohl eher an den schwierigen Familienverhältnissen als am Kaufobjekt. Die Aufteilungen durch Vererbung, zersplittete Besitz- und Herrschaftsverhältnisse und Misswirtschaft führten zum wirtschaftlichen Niedergang. Mit dem Tod der letzten Nachkommenden 1724 endet die Ahnenreihe dort. Bemerkenswert ist das im Anhang veröffentlichte Testament eines Dienheims, das auch eine Aufstellung der Jahresgefälle von Zinsen, Gültten und Hühnern und damit beispielhaft diesen Teil des Einkommens enthält.

Gleich zwei Beiträge befassen sich mit Michael Egelein. Zunächst beschreibt Elfi Jemiller (Bamberg) in „Der Organist und Komponist Michael Egelein (um 1603–1633) und die Musikpflege an der Deutschordensresidenz (Bad) Mergentheim“ die musikgeschichtliche Bedeutung des Dargestellten. Erstaunlich ist die Mobilität Egeleins im süddeutschen Raum im Dreißigjährigen Krieg. Die Anstellung als Hoforganist in Mergentheim kam eher zufällig durch den Tod des Vorgängers zustande;

sein Arbeitgeber finanzierte die Weiterbildung in Würzburg. Dr. Gerhard Weinzierl (ebenfalls Bamberg) würdigt schließlich Egeleins kompositorische Verdienste in „Der Komponist Michael Egelein und der *stile nuovo*“. Er stößt an, Egeleins Arbeiten zu editieren, zugeordnet zu seinem Lehrmeister, dem Würzburger Hoforganisten Heinrich Pfendner.

Zwei weitere Beiträge drehen sich um Gottfried Klenk. Susanne Krehlik setzt sich unter dem Titel „Solliches hab ich zum andenken meinem Nachkimling aufgeschieben – Erläuterungen zu den Aufzeichnungen des Soldaten Johann Jakob Klenk und insbesondere des Bauern Gottfried Klenk aus den Jahren 1810 bis 1858“ mit dessen Notizen auseinander. Klenk wurde bei Murrhardt im Schwäbisch-Fränkischen-Wald geboren und starb in der Nähe von Aalen. Damit ist wieder der Randsaum des Vereinsgebietes betroffen. Die Aufzeichnungen der Klenks sind uns durch deren Nachkommen erhalten geblieben. Sie gelten als Selbstzeugnisse schreibender Soldaten/Bauern, die heute auf ein zunehmendes Interesse der Wissenschaft stoßen. Prof. Dr. Gerhard Fritz und Susanne Krehlik besorgen die „Edition der Aufzeichnungen des Soldaten Jakob Klenk (* 1785, † 1812) und des Bauern Gottfried Klenk (* 1792, † 1865) von 1810 bis 1865“ und kommentieren sie.

Der Beitrag von Wolfgang Brändle „Der Architekt Gustav Vorherr, die Landesverschönerung im Königreich Württemberg und das Dorf Freudenbach (Creglingen) als Modell“ ist wieder ein schönes Beispiel grenzüberschreitender Zusammenarbeit. Das brandenburg-ansbachische Freudenbach wurde in napoleonischer Zeit zunächst bayerisch und anschließend ab 1810 württembergisch. Vorherr wurde 1778 dort geboren. Die Familie des Vaters

war aus Tirol eingewandert, die Mutter stammte aus Schrozberg. Nach Ausbildung und verschiedenen Anstellungen wurde Vorherr zum Regierungsbaurat in München ernannt und mit der Landesverschönerung betraut. Vorherr war bereits früh mit Bernhard Christoph Faust und dessen Sonnenbaulehre, einem Vorläufer der Gartenstadtbewegung von Ebenezer Howard (England) Ende des 19. Jahrhunderts, vertraut. 1807, also noch zu bayrischer Zeit, legte er Pläne zur ökonomischen Verbesserung des Dorfes vor. Auch als Freudenbach württembergisch wurde, blieb er am Ball. Als die württembergische Regierung die Pläne ablehnte, richtete er eine Stiftung ein, deren Früchte noch heute vor Ort besichtigt werden können. Im Jahr 1848 starb Vorherr. Die Landesverschönerungsbemühungen endeten in den Revolutionswirren zugunsten des Eisenbahnbau.

Dr. Günter Tiggesbäumker beschreibt in „Von Langenburg ins westfälische Corvey. Viktor Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey (1818–1893)“ wie die UNESCO-Welterbestätte in den Besitz der Familie kam. Nach dem Verlust der Landeshoheit in Schillingsfürst ging der Umweg über den Landgrafen von Hessen-Rotenburg und den preußischen König schließlich nach Oberschlesien und auch Westfalen.

Der letzte Beitrag ist von Herbert Kohl „Karl-Heinz Wüstner – ein Botschafter Württembergisch Frankens“ gewidmet. Es ist die Würdigung zur Verleihung des Heimatpreises der Sparkassenstiftung und des Landkreises Schwäbisch Hall.

Buchbesprechungen, der Bericht über die Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in den Jahren 2017 und 2018, das Orts- und Personenregister sowie das Verzeichnis der Mitar-

beiterinnen und Mitarbeiter des Bandes, die Darstellung der Richtlinien für die Gestaltung der Beiträge und das Abkürzungsverzeichnis schließen den Band ab. Es ist einmal mehr eine Sammlung neuer Beiträge aus dem fränkischen Teil (Baden-) Württembergs. Die Jahrbücher und die weiteren Schriften des Historischen Vereins sind ein wichtiger und nicht zu unterschätzender Schlüssel zum (Selbst-) Verständnis dieses Bestandteils Frankens.

Thomas Voit

Martin Harrer: **Konrad Groß, Reichsschultheiß in Nürnberg, Stifter des Heilig-Geist-Spitals, und seine Verwandten, die Groß von Meckenhausen.** Herzogenaurach [Eigenverlag] 2019; 189 S. plus 11 Anlagen, Format DIN A 4, Hardcover, 24,90 Euro (zu beziehen über den Autor: mud.harrer@herzonet.de).

Die Groß von Meckenhausen spielten vom 13. bis 15. Jahrhundert eine bedeutende Rolle. Martin Harrer aus Herzogenaurach ist der Geschichte dieses Geschlechts nachgegangen und hat darüber eine wichtige Publikation geschrieben. Konrad Groß war Reichsschultheiß von Nürnberg, seine Verwandten waren die Groß von Meckenhausen. Harrer dokumentiert aufgrund intensiver Quellenarbeit im Teil I seiner Arbeit 16 Mitglieder der Familie Groß bzw. der von Stein im Zeitraum von 1226 bis 1398. Jedes Mitglied wird einzeln vorgestellt und mit Urkundenmaterial belegt.

Teil II beschäftigt sich mit der Geschichte des Dorfes Meckenhausen. Hier gibt er einen Überblick über adelige Familien in Meckenhausen und über weitere Grundherren. Dann stellt er ehemalige Herrensitze in Meckenhausen vor. Informativ ist auch das älteste Namensverzeich-

nis der Einwohner von Meckenhausen aus dem Jahre 1441.

„Bewohner von Meckenhausen vor Gericht“ nennt der Autor seinen Ausflug in die Historie, in dem wir von streitbaren Brüdern (1549), von einem Taubendieb (1551), einem streitbaren Wirt (1568), von einer Schlägerei im Jahre 1585, einer Klage wegen der Nichtbezahlung eines Arztlohns (1585), von zwei Hinrichtungen in Hilpoltstein (1604 und 1613), von Gewalttätigkeiten unter Geschwistern (1740), von einem Streit in der Schmiede in Meckenhausen (1740), von Händeln im Wirtshaus in Mörsdorf mit Beteiligung von Meckenhausern (1765) und von der letzten Hinrichtung in Hilpoltstein (1807) erfahren.

In einem weiteren Kapitel stellt der Autor die Wirtshäuser in Meckenhausen und ihre Geschichte vor. Eine Abhandlung über Meckenhausen im 30-jährigen Krieg und eine Darstellung des Lebenswesens beschließen den Teil II des Buches.

Umfangreich ist der Teil III, in dem der Autor elf Urkunden aus der Zeit von 1341 bis 1521 als Kopie und in Transkription vorstellt. Für jeden, der sich mit dem bedeutenden Geschlecht der Groß in Meckenhausen und der Meckenhausener Ortsgeschichte intensiver beschäftigen will, ist Martin Harrers fundierte Arbeit eine wunderbare Stütze.

Robert Unterburger

Harald Knobling: **Chronik und Kunst. 100 Jahre Kunst von der VUKUK zur VKU 1919 – 2019.** Würzburg [Verlag Königshausen und Neumann] 2019; ISBN 978-3-8260-6880-5, Format 18 x 27 cm, geb., Leinen, 271 S., 28 Euro.

Der etwas sperrige Buchtitel verweist auf die Komplexität und den Anspruch eines

Vorhabens, dem sich der Autor Harald Knobling gestellt hat, nämlich 100 Jahre Kunst und Künstler in Unterfranken Revue passieren zu lassen und gleichzeitig aktuell auf die bildenden Künstler der Vereinigung aufmerksam zu machen. Anlass für die umfangreiche Publikation war das Jubiläum der VKU, der Vereinigung Kunstschaffender Unterfrankens e.V., die heute ihren Sitz im Spitäle hat, der wohl schönsten Kunsthalle Würzburgs.

Der Autor schließt mit diesem Buch ein Desiderat und nimmt den Leser mit auf eine spannende Reise durch 100 Jahre Kunst- und Kulturgeschichte. Er erinnert an bedeutende Persönlichkeiten wie die Bildhauerin Emy Roeder, die Maler Ernst Ludwig Kirchner, Max Slevogt, Heiner Dikreiter, Carl Grossberg, Joseph Oppenheimer, Gertraud Rostosky oder den Architekten Franz Kleinsteuber. Ebenso ruft er die zahlreichen und teilweise schon vergessenen Persönlichkeiten in Erinnerung, die nicht nur in Würzburg und im „Mainfränkischen Raum“ ihre Spuren hinterlassen haben. Anhand umfangreichen Quellen- und Bildmaterials wird Geschichte und Kulturgeschichte anschaulich und lebendig. Im Anhang sind, wie man es von einer Chronik erwartet, alle Mitglieder der VKU und ihrer Vorgängervereinigung, der VUKUK, soweit es quellenmäßig möglich war, mit Angaben zur Person, erfasst. Die Listen der Vorstände, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister runden die Publikation ab, also ein Nachschlagewerk im besten Sinne.

Die Chronik besteht aus zwei Teilen, einem historischen und einem zeitgenössischen Teil. Der historische Teil beschreibt die hundertjährige Vereinsgeschichte mit Künstlerfesten und Kunstausstellungen, und im zeitgenössischen Teil wird jedem aktiven Mitglied der Vereinigung Kunst-

schaffender Unterfrankens die Möglichkeit gegeben, sich mit einem repräsentativen Werk und einer Texterklärung selbst vorzustellen. Somit wird in diesem Teil der Ist-Zustand der VKU im Jahre 2019 dokumentiert und der Leser erhält durch die Abbildung eines Werkes Einblick in das künstlerische Schaffen seiner Mitglieder.

Im historischen Teil zeichnet der Autor chronologisch künstlerische Entwicklungen, Strömungen und Hintergründe an konkreten Beispielen auf. Dabei zeigt sich, dass die Vereinigung nie eine homogene Künstlergruppe war, sondern dass immer verschiedene Strömungen nebeneinander existierten. In den 1920er und 1930er Jahren zeigt sich das im Nebeneinander von Konservativismus, Spätimpressionismus, Expressionismus und neuer Sachlichkeit. Für die Zeit des Nationalsozialismus thematisiert der Autor kritisch künstlerische, politisch-ideologische und gesellschaftliche Positionen der Mitglieder. In der Nachkriegszeit, den beginnenden 1950er und 1960er Jahren wird deutlich, wie beispielsweise im Rahmen von „Kunst am Bau“ beim Würzburger Mozartgymnasium moderne zeitgenössische Strömungen die VKU dominieren und den Blick in die Zukunft lenken. Auch die Entwicklung der abstrakten Kunst ist in dieser Zeit gegenwärtig.

So ist Schritt für Schritt für den Leser die Entwicklung in der bildenden Kunst bis in die Gegenwart nachzulesen und in zahlreichen Abbildungen dokumentiert. Dabei wird deutlich, wie in den letzten Jahrzehnten in Würzburg auf den „Erweiterten Kunstbegriff“ und internationale Strömungen reagiert wurde. Performance und Rauminstallation spielen zunehmend eine Rolle.

In der Publikation wird dem Spitäle, der ehemaligen „Spitalkirche zu den vier-

zehn Nothelfern“ jedoch nicht nur als Ausstellungsort für zeitgenössische Kunst, sondern auch als historischer Sakralraum Aufmerksamkeit gewidmet. Seine Geschichte, seine Renovierung und sein Umbau sowie seine Funktion als Hort und Zentrum der Vereinigung Kunstschaaffender Unterfrankens werden in das Zentrum des Interesses gerückt.

Die gelungene informative Publikation, die die VKU als bedeutenden Kulturträger würdigt, ist inhaltlich breit angelegt, klar gegliedert und sehr gut gestaltet. Die Titelseite weist sich typographisch klassisch als Chronik aus, im Inneren beeindrucken die farbigen Abbildungen von Kunstwerken, die zum Blättern einladen. Sie ist kurzweilig geschrieben und nicht nur dem kulturell interessierten Franken ans Herz gelegt. Dass sie im renommierten Würzburger Verlag Königshausen & Neumann erschienen ist, steht der VKU gut an. Der Autor, der auf zahlreiche Publikationen zur Kunst und zur Kunstgeschichte verweisen kann, ist selbst Mitglied der Vereinigung, er ist bildender Künstler, Kunsthistoriker und Kunsterzieher.

Adolf Mörtl

Florian Steger: **Max Mohr. Arzt und rastloser Literat.** Unter Mitwirkung v. Martin Regenbrecht (kleine bayerische Biografien). Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2020; ISBN 978-3-7917-3075-2, 136 S., zahlr. Abb., 14,95 Euro.

Die facettenreiche Biographie und das vielseitige Werk des im Jahre 1891 in Würzburg geborenen Arztes und Schriftstellers Max Mohr waren lange kaum bekannt und fanden außerhalb seiner Geburtsstadt kaum Beachtung. Seine Herkunft aus einer weltoffenen jüdischen Unternehmer-

familie ermöglichte ihm eine humanistische Ausbildung auf einem Gymnasium, an das sich ein Studium der Medizin in Würzburg und München anschloss. Seine ersten literarischen Versuche reichen in die Jahre des Ersten Weltkrieges und der Kriegsgefangenschaft in England zurück. In den 1920er Jahren feierte er mit Dramen wie „Improvisationen im Juni“ und „Ramper“ national wie international große Erfolge und war mit zahlreichen Kulturschaffenden wie Thomas Mann, Oskar Maria Graf oder Heinrich George befreundet.

Sein rastloses, arbeitsreiches und von zahlreichen Reisen geprägtes Leben führte den begeisterten Alpinisten schließlich ab 1920 nach Wolfsgrub bei Rottach am Tegernsee. Seit den frühen 1930er Jahren hielt er sich zunehmend in Berlin auf, um Kontakte zu Verlagen und Filmfirmen herzustellen. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme emigrierte Mohr wegen seiner jüdischen Herkunft im Jahre 1934 nach Shanghai, wo er als Arzt praktizierte. Aus dieser Zeit des Exils sind fast 200 Briefe Mohrs an die Familie erhalten, die heute wichtige Quellen zur Situation deutscher Exilanten in Shanghai darstellen. Max Mohr verstarb im Jahr 1937 in Shanghai während des japanisch-chinesischen Krieges im Alter von 46 Jahren an einem Herzinfarkt. Im selben Jahr wurden seine Bücher in Deutschland verboten und der Autor geriet nahezu vollständig in Vergessenheit. Rund 50 Jahre nach seinem Tod zeichnete der 1986 veröffentlichte Dokumentarfilm „Wolfsgrub“ des Regisseurs Nicolas Humbert, einem Enkel Max Mohrs, ein einfühlsames Portrait des Schriftstellers und trug damit zu einer Wiederentdeckung seines Œuvres bei.

Die von dem Ulmer Medizinhistoriker Florian Steger verfasste knappe biographische Würdigung, die mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet ist, verzeichnet leider nur eine „Auswahlbibliographie“ aus der Forschungsliteratur, für eine intensivere Beschäftigung sei deshalb auf die im Internet verfügbare medizinhistorische Dissertation von Ralf Beer (2016) verwiesen, die (leider ohne Unterscheidung von archivalischen Quellen, Werken Max Mohrs und anderen Schriftstellern sowie von Forschungsliteratur) 277 Titel verzeichnet. Die Biographie von Steger nennt ferner wichtige Werke und Texte Max Mohrs; es fehlen aber gerade für den interessierten Leser der 1933 veröffentlichte Roman „Frau ohne Reue“, der bereits 1994 und 2019 (mit einer biographischen Skizze von Roland Flade) im Weidle Verlag nachgedruckt wurde. Die Initiative „Würzburg liest ein Buch e.V.“ hat diesen Roman als zentralen Text ihrer nunmehr vierten Leseaktion gewählt, die allerdings aufgrund der Corona-Pandemie in das Jahr 2021 verschoben wurde. Der Roman „Venus in den Fischen“ liegt ebenfalls seit 1993 in einem schönen Nachdruck im Weidle Verlag vor. Mit solchen bibliographischen Hinweisen würde man sicherlich eine größere Leserschaft auf einen heute nahezu vergessenen Schriftsteller lenken, dessen Gesamtschriftenverzeichnis ebenso ein Desiderat der Forschung darstellt wie eine kritische Gesamtausgabe. Ungeachtet dieser kritischen Anmerkungen bietet die knappe Biographie einen ersten und komprimierten Einstieg in das Leben und die Schriften Max Mohrs und darüber hinaus viele interessante Anregungen, sich mit dessen literarischem Werk intensiver auseinanderzusetzen. *Johannes Schellakowsky*